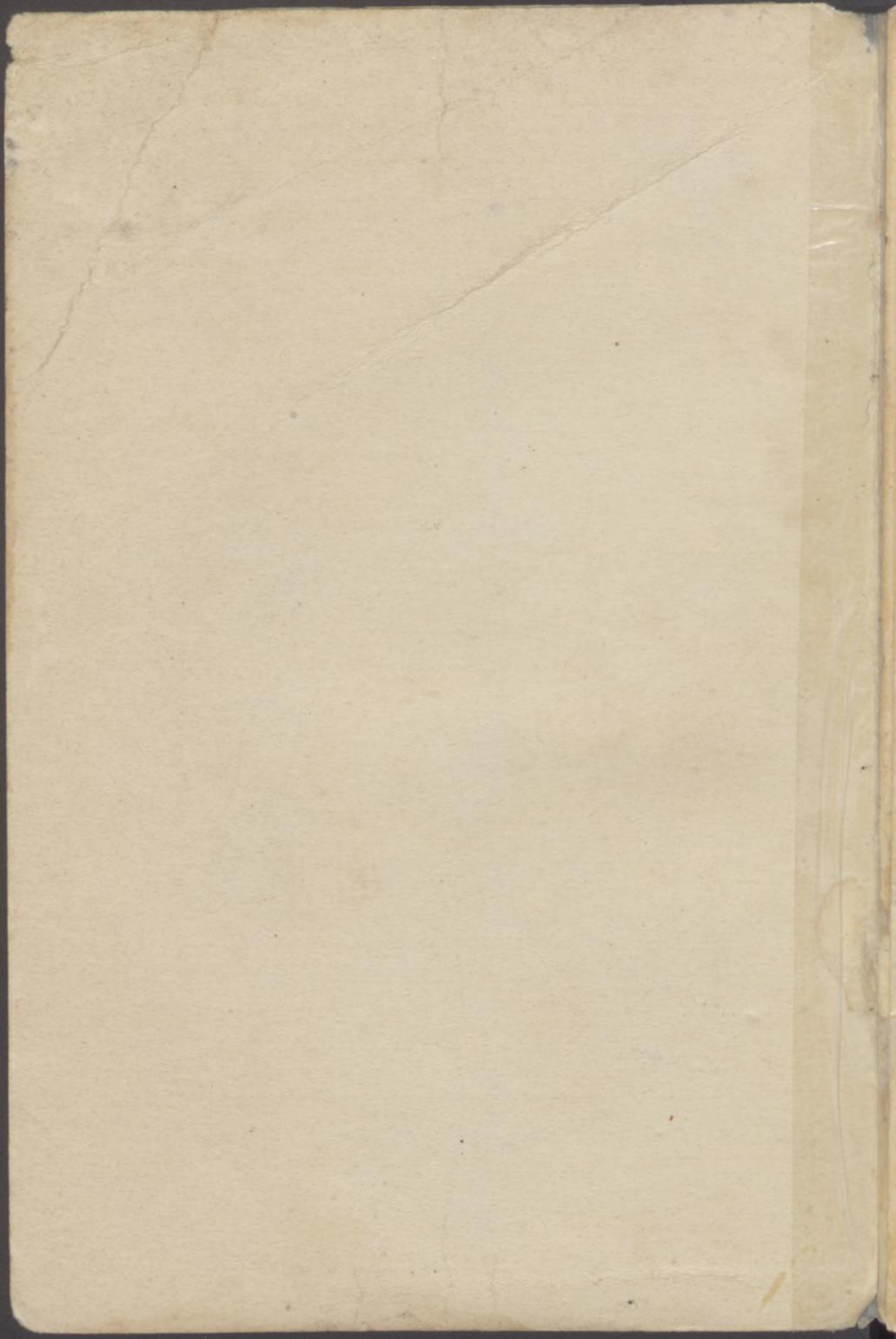


# Rothenbürger Chronik.



verfasst v. M. Weigel.

Bedruckt und verlegt bei  
Gebrüder Schneider, Rothenburg/Thr.



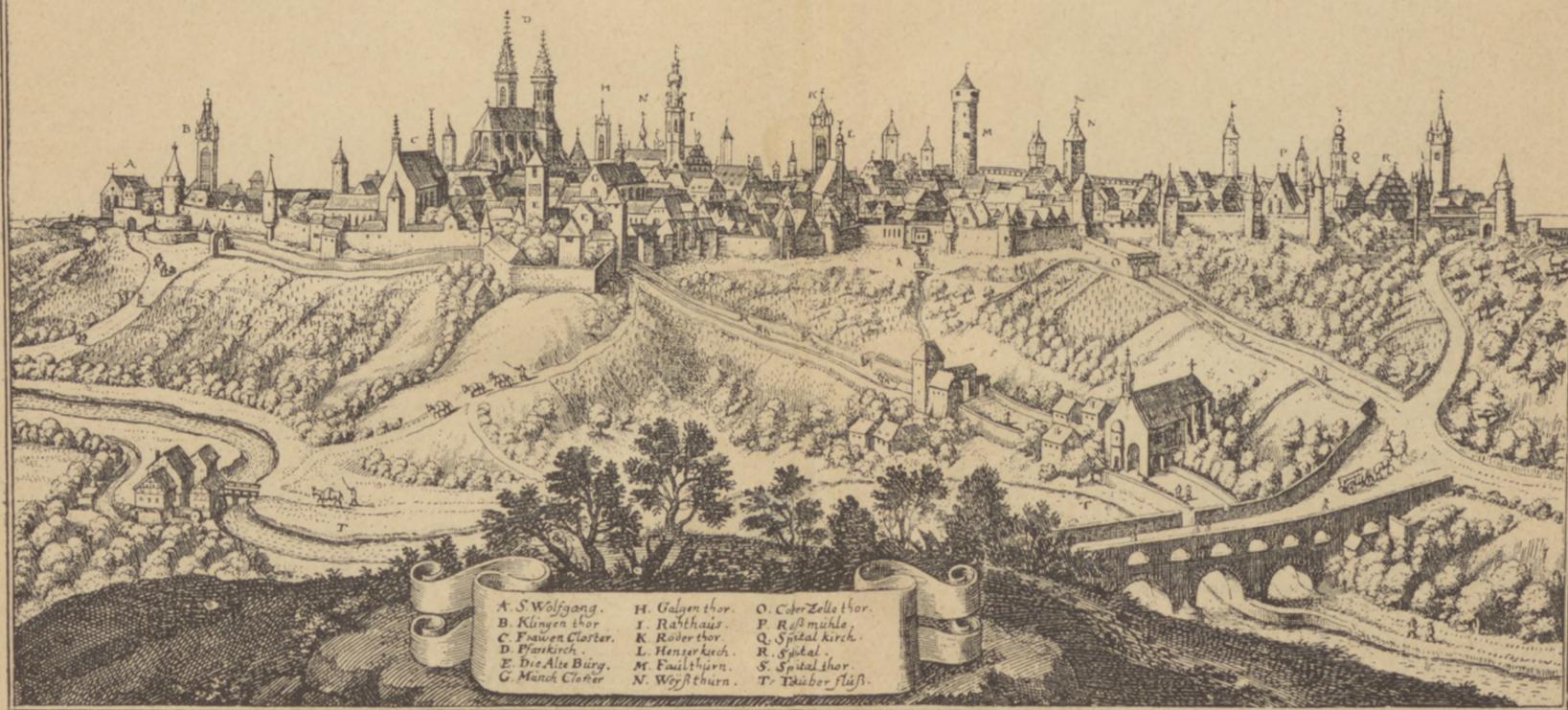
5135

Roth

Handwritten signature and text in purple ink, including the word "Gent" and "Gammels".

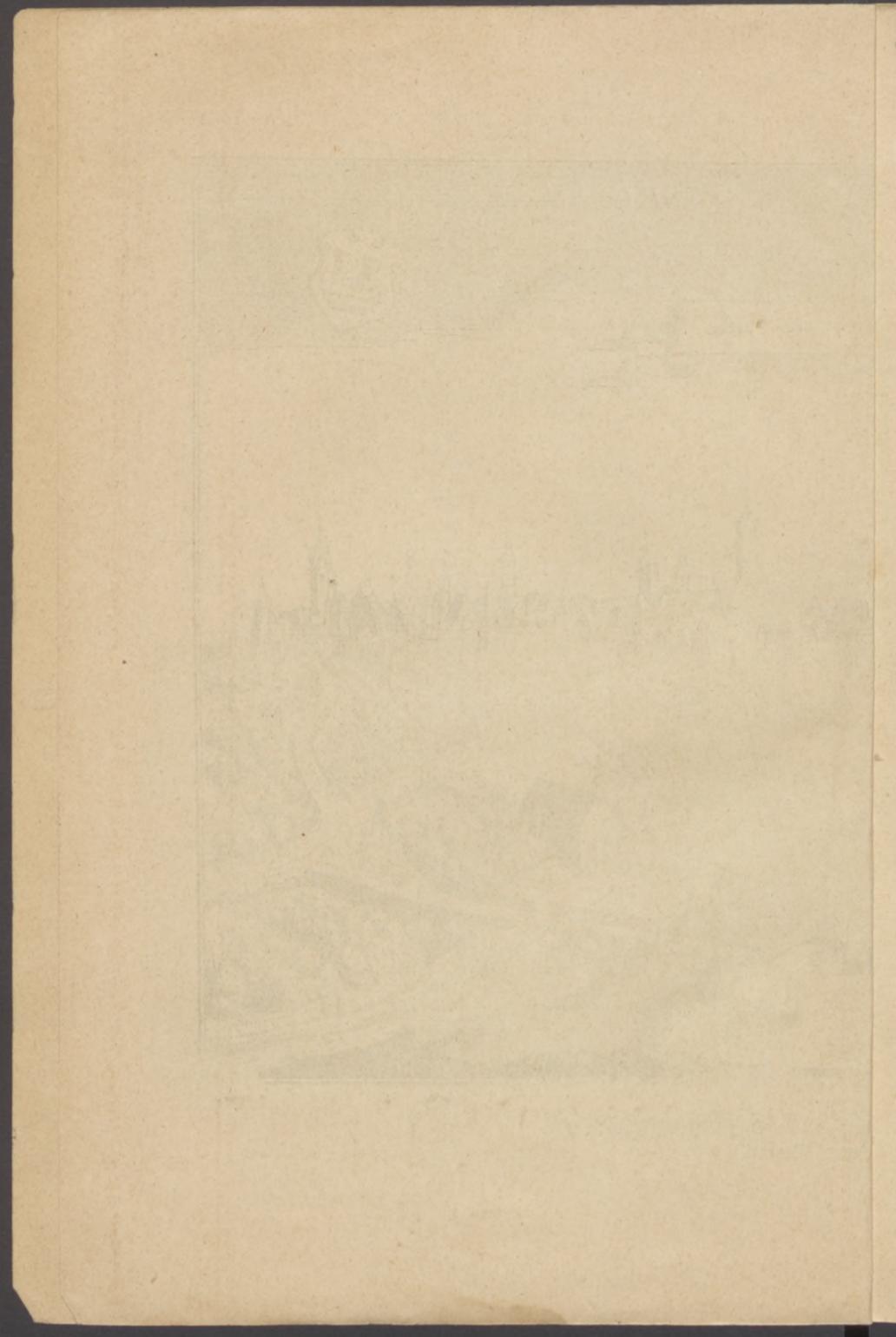


Rotenburg an der Tauber.



A. S. Wolfgang. H. Galgen thor. O. Colozelle thor.  
B. Klengen thor. I. Rabthaus. P. Reßmühle.  
C. Frauen Closter. K. Rader thor. Q. Spital kirch.  
D. Pfarrkirch. L. Henstuck. R. Spital thor.  
E. Die Alte Bürg. M. Füllthurn. S. Spital thor.  
G. Manck Closter. N. Weyßthurn. T. Tauber fluß.

Rothenburg ob der Tauber um das 16. Jahrhundert.  
(Nach einem Stiche von Merian.)



2520916

# Rothenbürger Chronik.



Ex libris  
A. & E. Dock  
W. & J. Horn

verfasst v. M. Weigel.

Bedruckt und verlegt bei  
Gebrüder Schneider, Rothenburg/Tbr.

Alle Rechte vorbehalten.

Rothenburg o. T.  
Druck der Schneider'schen Buchdruckerei Gebr. Schneider.



1313080

D2 117

## Vorwort.

Das Bedürfnis nach einer kurzen gemeinverständlichen Darstellung der Ortsgeschichte liegt hier unstreitig vor. Auf den nachfolgenden Blättern suche ich eine solche zu bieten. Aus welchen Quellen sie zusammengetragen ist, weist das Literaturverzeichnis nach. Kritiklos habe ich nichts aufgenommen; vieles Zweifelhafte wurde nachgeprüft; manches Erträgnis eigener Forschung kam zur Verwendung; durchweg bemühte ich mich, die Ortsgeschichte in den Rahmen der Nationalgeschichte einzuspannen. Für Korrekturen und Verbesserungsvorschläge danke ich im Voraus.

Berechnet ist das Büchlein auf die Rothenburger, deren historischen Sinn und Liebe zur Heimat es teils stärken, teils wecken möchte. Aber auch dem Fremden, der sich rasch über ein Kapitel der Rothenburger Geschichte orientieren will, soll damit gedient sein. Der Zweck wird die Form der Darstellung und die Anlage des Buches erklären.

Die Anregung zur Verfassung hat der Verlag gegeben. Die Leser werden demselben besten Dank wissen für die schöne und interessante Ausstattung, die er dem bescheidenen Werke gab.

Herzlichen Dank allen, welche zur Vollendung dieser Arbeit in irgend einer Weise mitgeholfen haben, und besten Gruß allen Rothenburgern intra et extra muros!

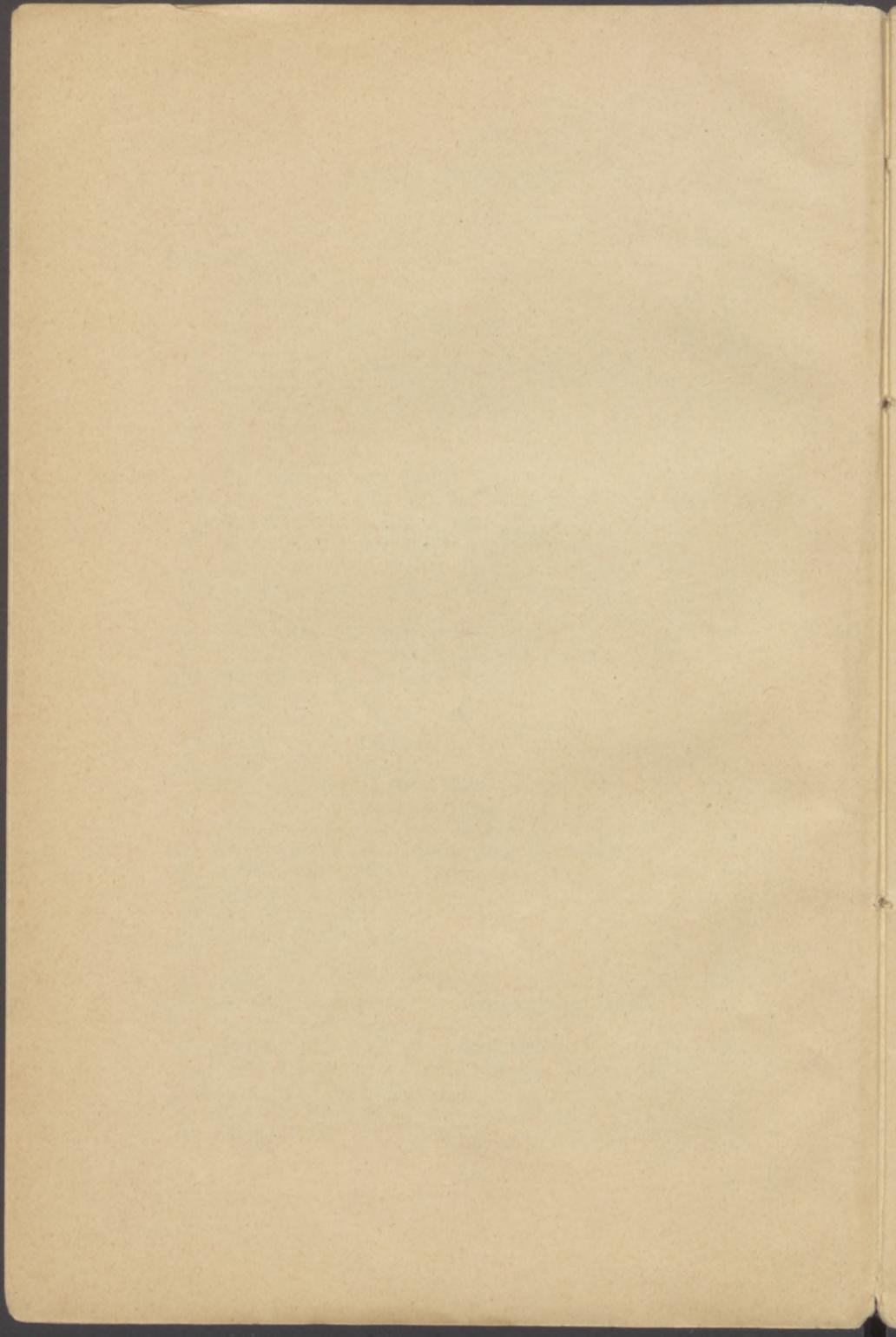
Rothenburg, im Dezember 1904.

Weigel.

# Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
<b>Zum Voraus</b>	
1. Stadt und Land	3—12
2. Städter und Bauer	13—22
Die verunglückt' Mittagsuppe	19—22
3. Aus grauer Vorzeit	23—28
<b>1. Buch. Die alte Burg und die alte Stadt</b>	
4. Die Grafen von Rothenburg	31—36
5. Der Schwabenherzog Friedrich	37—41
6. Die Nordenberger	42—47
7. Die alte Burg	48—51
8. Die Anfänge der Stadt	52—58
9. Das Bürgerwesen bis zur Reichsfreiheit	59—62
<b>2. Buch. Wachstum und Blüte</b>	
10. Was Ludwig der Bayer für die Stadt tat	65—70
11. Was sich unter Kaiser Karl IV. begab	71—77
12. Heinrich Tople, der große Bürgermeister	78—88
13. Tople's Sturz	90—97
14. Krieg und Kriegsgeschrei	98—106
15. Wie die Handwerker in den Rat wollten	107—110
16. Ein Reichstag zu Rothenburg	111—116
17. Gesetz und Recht	117—123
18. Patrizier und Handwerker	124—131
19. Kirchen und Kapellen	132—146
20. Klöster und Hospital	147—158
<b>3. Buch. Fortschritt und Erhaltung</b>	
21. Des Bauernkrieges Anfang	161—169
22. Des Bauernkrieges Fortgang und Ende	170—177
23. Reformation des Kirchen- und Schulwesens	178—183
24. Schwere Konflikte	184—188
25. Bauten der Renaissance	189—196
26. Der Krieg geht an	197—202
27. Tilly in Rothenburg	204—215
28. Tief gedemütigt	216—220
29. Nach dem großen Kriege	221—226
<b>4. Buch. Der Reichsstadt Untergang und einer neuen Zeit Anfang</b>	
30. Verfall und Ende der Reichsstadt	229—236
31. Zwei Jahrzehnte Munizipalstadt	237—245
32. Die Reise nach München	246—249
33. und 34. Rothenburg ein Landstädtchen	250—261
35. Neues Leben	262—270

Zum Voraus.





## 1. Stadt und Land.

Das liebliche und fruchtbare Ländchen, das einst zur Reichsstadt Rothenburg gehörte und heute noch dort hin gravitiert, war schon vor mehr als 500 Jahren ein geschlossenes Ganze und umfaßte etwa 7 Quadratmeilen. Im Süden und Südosten wird es von der Frankenhöhe begrenzt, deren langgestreckte, dichtbewaldete Bergzüge der vorliegenden Landschaft einen ernsten, feierlichen Charakter verleihen, nach Westen und Norden hin zieht es sich in die Hohenloher Ebene und in den reichen Uffenheimer Gau hinein. Das schöne, wellige Gefilde ist hin und wieder von Wälbern durchschnitten oder auch mit einem See geziert. Der der Muschelkalk- und Keuperformation angehörige Boden ist ziemlichen Veränderungen unterworfen und scheint im Innern stark zerklüftet zu sein.

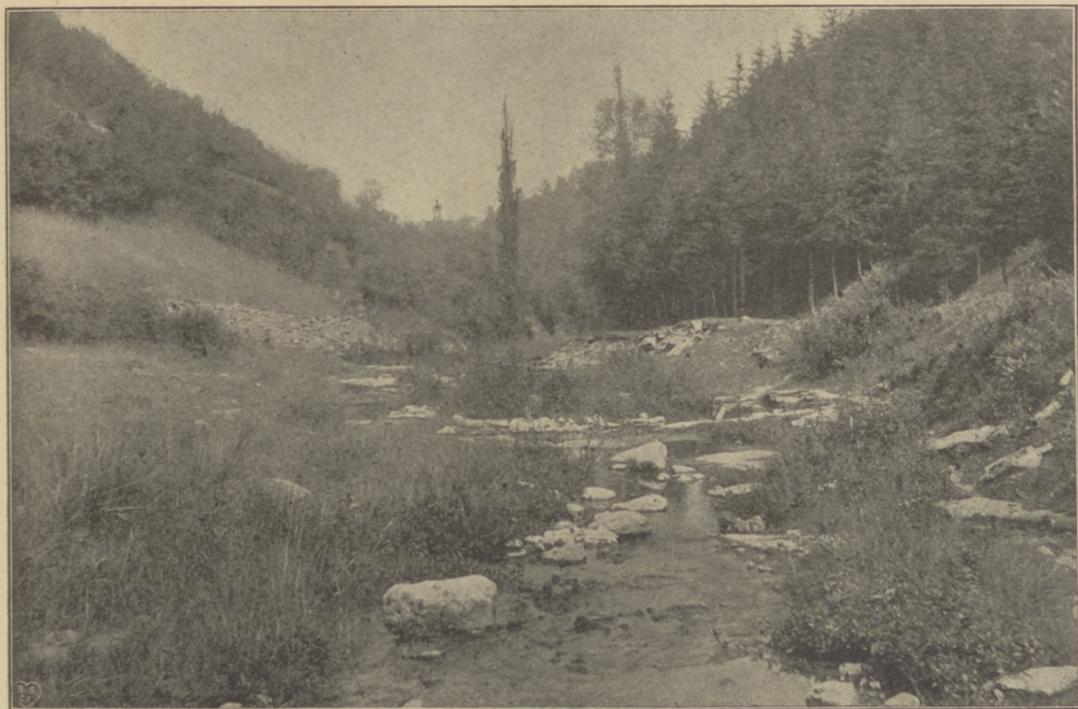
Mitten durch die Ebene fließt die Tauber. Das kleine Bächlein, das in einem Gehölz bei Wettringen entspringt, schlängelt sich rasch durch die Wiesen dahin, bis es sich durch kleine Zuflüsse verstärkt plötzlich bei Siechhaus ein tiefes Bett reißt. Zwischen steil abfallenden, Buschwert und Geröll tragenden Höhen eilt es nun weiter und nimmt die aus einsamen Grunde kommende Schandtauber auf. Bald darnach erweitert sich das Tal und bildet jene zwei starken Bindungen, über denen das hochgebaute, türmereiche Rothenburg thront. In steinigem Bette neben saftigem Wiesengrunde sit-

fert nun das Flößchen dem alten Reichsdorf Detwang zu, während links das Vorbachtal sich öffnet und zum Besuch seiner romantischen Schönheiten einlädt.

Tauber- und Vorbachtal! Wieviel hundertmal haben wir euch als Knaben durchstreift, dem majestätischen Hirschkäfer, dem flammenden Salamander nachstellend und die fette Wolfsmilchraupe in der Schachtel bergend! Wie manches Loch haben eure reichen Versteinerungen in unsere Hosentaschen gerissen! Welch eine Erquickung war's, nacheinander im „blauen Eckele“ und den „drei Kesseln“ zu baden, ohne Prüderie just neben dem Weg! Welche Heldentat, die Stachelbeerstöcke an den Chormauern zu plündern und dem polternden Flurwächter gewandt zu entfliehen! Und du Zahnhöhle — träumst du nicht noch manchmal von unsrer Indianerzeit? Es ist vorbei. Das schönste Dickicht ist gelichtet, die Wege sind planiert; die Steinhauer haben schreckliche Löcher in die grünen Abhänge gegraben; die lauschigen Plätze sind weiteren Kreisen zugänglich gemacht, auf dem schweigenden Ringwall wandert der Engländer und drunten auf der Fahrstraße radelt die Jugend von heute, über die Lenkstange gebeugt. Sie transit gloria mundi.

Manche Klinge — so nennt man hier die steil ins Tal hinabführenden Schluchten — und besonders das obere Vorbachtal weisen hernach noch ähnliche Felsenpartieen wie das Vorbachtal auf; aber zumeist ergötzt der Grund von nun ab durch den Wechsel von Wald und Wiese. Straße und Höhen sind vielfach mit Obstbäumen bestanden und die Blütenpracht zieht den Wanderer zur Maienzeit mächtig an. Doch auch im Sommer, wenn die Amsel schlägt, und im Herbst, wenn das Laub sich färbt und die alte Ruine von Selbened her vorzulugen beginnt, magst du das Taubertal mit Lust durchwandern. Nur im Winter und im ersten Frühling nimm dich in Acht! Wenn der Schnee schmilzt und das Wasser reichlich von den Bergen rinnt, dann sprengt die Tauber ihre Fesseln. In wenigen Stunden schwillt sie zum Strome an und tobt dahin und schont weder die Mühlen noch das ehrwürdige Kirchlein von Detwang. Wehe dem unvorsichtigen Knaben, der leichtfertig die Macht der Strömung versuchen will!

Man muß an einem Sommerabend von Westen her der Stadt genagt sein, man muß gesehen haben, wie ihre Dächer, Türme, Mauern und Fenster im Glanze der untergehenden



**Partie aus dem Vorbachtal.**  
Nach Photographie von K. Herbert, Rothenburg.

Sonne leuchten und wie sie selbst in Rot getaucht über dem dunklen Abhang in den Himmel hinein ragt, — um den Zauber Rothenburgs zu kennen. Vielleicht standen die von Jerusalem heimkehrenden Kreuzfahrer im Banne desselben, als sie in Rothenburg die heilige Stadt wiederzusehen glaubten und es das „fränkische Jerusalem“ benamsten. Nun ist freilich eine gewisse Ähnlichkeit nicht zu verkennen, aber doch war es falsch, diesen Vergleich ins Einzelne auszuspinnen und den Blutacker, das Pilatushaus und andere biblische Stätten hier wiederfinden zu wollen. Eine bessere Wendung gab diesem Vergleich Kaspar Bruschius, der gekrönte Dichter, der anno 1557 im Schlingenbach ermordet wurde. Er sagt von der edlen und uralten Stadt Rothenburg:

Und wenn man die mit Fleiß besicht  
Hat man geseh'n, wie man berichtet,  
Jerusalems Gelegenheit  
Von Berg und Talen weit und breit,  
Auf denen Christus gangen ist,  
Da er mit Fleiß vor langer Frist  
Sein's himmlischen Vaters werthes Wort  
Auf Erden bracht' und lehret dort.

Wiewohl nun dies der Stadt ein Ehr  
Und rühmlich ist, ist's doch ein Ehr,  
Die nichts besondres in sich hat:

Diese Ehr dich mehr erhoben hat,  
O Rothenburg, du edle Stadt:  
Daß du Gott's Wort und Christi Lehr  
Hältst in Würd und hoher Ehr,  
Und Jesum Christ, den Heiland dein,  
Bei dir hast lassen ziehen ein.  
Schau nur, bleib ihm mit Herz und Sinn  
Eine recht getreue Dienerin,  
Und fahr also emsiglich fort,  
Gott zu erkennen aus sei'm Wort, —  
Das fördere du und gieb ihm Platz  
Und halt das für ein teuern Schatz:

So wirst auch du, wie Jerusalem,  
Eine Tochter Zions angenehm;

So wirst auch du auf dieser Erden  
Eine selige Stadt genennet werden.

Eine Menge Bilder aus alter und neuer Zeit geben diese Gesamtsicht Rothenburgs von Westen aus wieder. Wenn auch ihre Treue im Einzelnen nicht sehr hoch anzuschlagen ist, so beweisen sie doch, wie wenig sich das Totalbild der Stadt im Laufe der Jahrhunderte verändert hat. Das Rathhaus mit seinem festen Dachreiter und die gedrungenen Türme der Jakobskirche bilden den hochliegenden Mittelpunkt. Von ihm aus verzweigen sich die Hauptstraßen der Stadt sechs mächtigen Thürmen zu, die über dem Burgtor, Klingentor, Galgentor, Röbertor, Spitaltor und Kobolzellertor sich erheben.



Der Faulturn.

Von den 27 andern Thürmen kann mit ihnen an Höhe und Stärke nur der Faulturn wetteifern, in dessen unterirdischen Ver-

ließen die Hochverräther einen grauenvollen Tod fanden. — Hier liegen auch die Wahrzeichen der Stadt vor unseren Augen:

Zwei Türme ohne Dach,  
Eine Mühle ohne Bach,  
Eine Brücke gegen den Rhein (Main?):  
Muß das Wahrzeichen Rothenburgs sein.

Gemeint sind die Jakobstürme mit ihren durchbrochenen Helmen, die Rosmühle, die Doppelbrücke.

Wir treten in die Stadt. Längst entschundene Zeiten erstehen vor unserem Auge. Da sind gothische Tore, gothische Kirchen und Privathäuser, ein imposantes Rathhaus, die Kunst des 13. bis 17. Jahrhunderts in sich vereinigend, geräumige Patrizierwohnungen, Giebel, Erker, Brunnen der verschiedensten Art, lauschige Winkel, alte verwitterte Höfe, Zehntscheunen, Gärten hinter schmiedeeisernen Barocktoren, Pfahlbürgerhäuslein, und auf Schritt und Tritt Straßenbilder, von einem Reiz und einer Manichfaltigkeit, wie sie kein

anderer Ort aufweisen kann. Die ganze Stadt, vom Markt-  
platz bis zum verborgensten Winkel ist eine schöne harmonische  
Schöpfung deutscher Geschichte, deutschen Geistes und deut-  
schen Gemütes.

Nur einen Mangel hat Rothenburg, der ihm je und  
je viel zu schaffen machte: an Wasser. Das Land besaß  
dessen genug. So soll in ältester Zeit am Fuß der Franken-  
höhe eine große Wasseransammlung gewesen sein; der große  
Lindleinssee oder Lindachsee, 1840 trocken gelegt, wurde neuer-  
dings wieder angelassen; andere Seen sind erst seit Jahr-  
zehnten verschwunden z. B. der Gärtleinssee, der See bei  
Endsee u. s. w. Die Stadt aber war von jeher darauf ange-  
wiesen, sich ihr Wasser herzuleiten und hat viel Mühe und  
Kosten dabei gehabt. 1446 wurde die Herterichquelle herein-  
geleitet. Ein besonderes Wunderwerk war es, als 1599 der  
Baumeister Johann Georg Sommer von Rempten eine Quelle  
am Fuß der Engelsburg entdeckte, sie durch ein Rad auf  
das Klingentor trieb und von dort aus die Wasserbecken in  
der Klingengasse, auf dem Herrmarkt und dem Kapellenplatz  
speiste. Der Freude über das gelungene Werk, das dem Not-  
stand auf immer zu steuern schien, geben die Verse am Herr-  
marktbrunnen hochtönenden Ausdruck:

Mag auch Bacchus der süße und Ceres mit göttlichen Gaben  
— Köstlichen Früchten und Wein — reichlich beglücken die  
Stadt:

Schwer doch war sie gedrückt vom Mangel des quellenden  
Wassers,

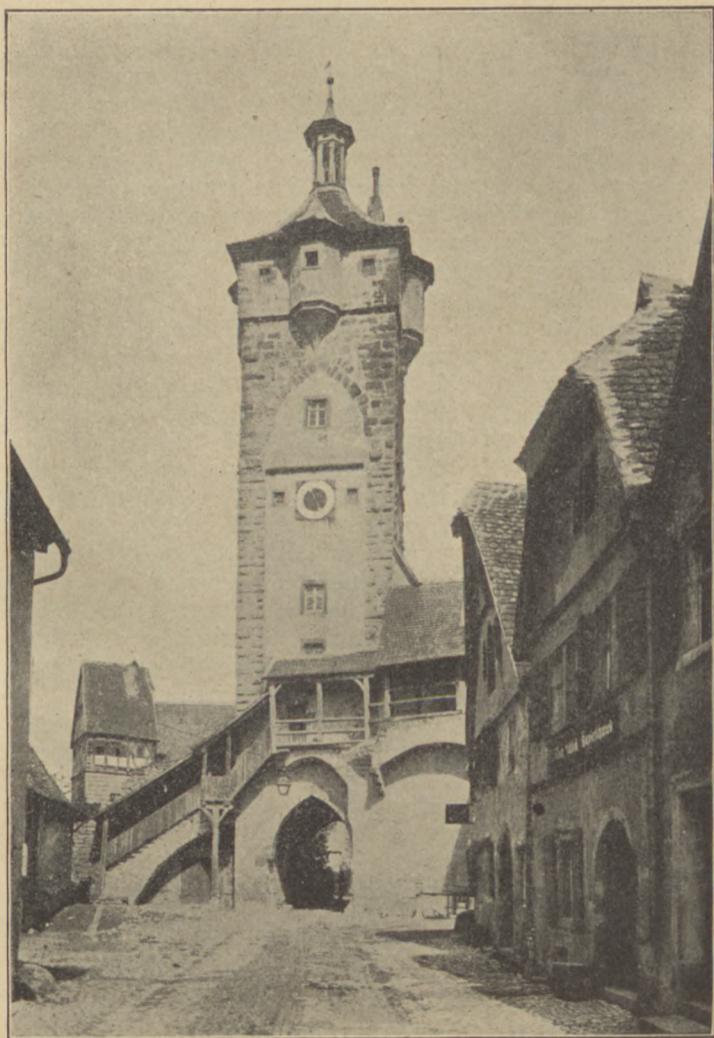
Von der hochthronenden Stadt fliehen die Quellen zurück.  
Reichlicher floß so der Wein, als das spärlich rinnende  
Wasser,

Wie ein Sprüchel noch sagt, lebend im Munde des Volks.

Jetzt versorgen die Stadt mit stetig fließendem Wasser  
Geister der Klinge, uns hold, ewigen Preises auch wert.  
u. s. w.

Dies Brunnenwerk war bis 1853 in Betrieb, in welchem  
Jahr es durch eine Turbine ersetzt wurde. Dem Wassermangel  
vollkommen abzuhelfen ist leider bis heute noch nicht ge-  
lungen.

Sehr schmerzlich empfindet man auch den Mangel gro-  
ßer Waldungen in der Nähe der Stadt. Die Wildbann-  
karten von 1564 zeigen eine ziemliche Anzahl Gehölze, die  
jetzt nicht mehr bestehen. Man darf also wohl annehmen,



**Klingentor.**

Nach Photographie von A. Herbert, Rothenburg.

daß erst in oder nach den Kriegszeiten des 17. Jahrhunderts die Entwaldung vor sich ging, obgleich die Rothburger in den Zeiten vorher, wie ihre Bauten beweisen, auch nicht sparsam mit dem Holze wirtschafteten. Nur der schmale Klosterwald, der sich auf der Frankenhöhe von Schönbrunn nordwärts bis an den Karrachsee, dann über Nordenberg bis an den Schlingenbach und nach Endsee hinzieht, ist von nennenswerter Ausdehnung und enthüllt dem rüstigen Fußgänger ungeahnte Schönheiten. Doch werden auch die Gehölze am linken Taubertaluser und am Steinbachtal von unsern „Alpinisten“ gerne besucht.

Der Botaniker findet hier allerlei beliebte, rare und heilsame Pflanzen. So wachsen im Schlingenbach seltene Hahnenfußarten, auf dem dunklen Spiegel des Karrachsees träumt die gelbe und die weiße Seerose; Fingerhut, Eisenhut und Weidenröslein findest du auf dem Endseer Berg, Enzian und Orchideen in den Wäldern am Taubertal. Auf dem Lindleinssee wiegt sich breitblättriges Schilfrohr mit sammtenen dunkelbraunen Kolben, an den Chormäuerlein gedeiht Sedum aller Art, dem Geröll entspringt die silberne Mariendistel, Lattich und Sauerampfer steht in den Wiesen; Pfeffermünze wuchert im Tal, in den Gärten wird neben anderm Obst die Quitte gezogen. In der Nähe der Stadt stehen kleine Reihen von weißfrüchtigen Maulbeerbäumen, die einst der hochgelehrte Rektor Libavius hier angepflanzt hat, um mit ihren Blättern seine Seidenraupen zu nähren.

Getreide wird viel gebaut, wenn auch der Handel damit nicht mehr so stark ist als im Mittelalter, da man Rothenburg den „Nürnberger Kornboden“ nannte. Fast ganz ist der Weinbau zurückgegangen. Auch hier hat der dreißigjährige Krieg zerstörend gewirkt. Um's Jahr 1660 bot die Stadt ihre Weinberge auf längere Zeit unentgeltlich zur Bewirtschaftung an, um den Weinbau wieder zu heben. Aber die Maßnahme half nichts. Schreckte die Mühe der Bestellung oder die allgemeine Unsicherheit die Leute ab? Oder war die Kunst verloren gegangen? Oder wird's wirklich immer kälter? Chormauern und Höhlen zeigen in vielen Bergen noch an, daß einst der Weinstock gedieh, wo jetzt der Klee wächst.

Auch das Tierleben unserer Gegend ist bescheidener und ärmlicher als vordem. Die Zeiten, da sich der von Herrn Apotheker Pürkhauer gefundene fossile Seeigel im Ver-

ein mit anderen nunmehrigen Petrefakten in den Schachtelhalmen des Vorbachs heruntummelte, sind unwiderbringlich vorüber. Geweihe von Elchen will man bei Endsee gefunden haben. Im 16. Jahrhundert sängen die Wolfsbücher einen Wolf und erhielten dafür auf Jahrzehnte hinaus Steuerfreiheit. Der letzte Hseggrim ging anno 1714 den Rothenburgern in's Gehege, jedoch ohne die gleiche Folgeerscheinung. 1718 wurde ein Steinadler geschossen, kurz zuvor ein Luchs. Hirsche und wilde Katzen werden noch hin und wieder im Nordenberger Forst erlegt. Manchen Sommer singt eine Nachtigall jenseits der Tauber ihr Lied, nicht ahnend, daß auch hier der Italiener auf sie lauert. Die auf der alten Burg sonst so heimischen Singvögel haben neuerdings den Eichhörnchen das Feld räumen müssen. Manchmal trifft man an der Tauber einen Fischreiher, einen Eisvogel oder einen nach Süden verschlagenen Polartaucher. Der Rothenburger Schüler holt sich nach wie vor jedes Frühjahr womöglich seine Gule, mindestens aber seine Dohle von den Türmen herab; erstere für die „Menagerie“, letztere, um sie zum gelehrten „Hansel“ abzurichten. Der Storch, der 1898 sein altes Nest auf dem Markusturm wieder aufgesucht und drei Junge erzogen hatte, kam seitdem nur vorübergehend wieder. Eines sauberen und besonders beliebten Tierchens, eines unentbehrlichen Familienstückes der Rothenburger aber wollen wir noch zum Schluß gedenken, indem wir die Geschichte seiner Ahnherrin erzählen:

### Das Käzchen von Vorbach.

Es muß einmal eine recht bitterböse Zeit gewesen sein für Stadt und Land, nämlich die Zeit, wo die Käzchen noch eine große Seltenheit waren. Besonders die Frauen in den Gehöften des Taubergrundes empfanden diesen Mangel oft recht schmerzlich. Denn wenn allabendlich die Kühe und Ziegen mit strogenden Eutern von den fetten Talwiesen heimgekehrt und köstliche Milch und Butter in Näpfen aufgestellt waren, da blutete auch ganz kurz darauf den armen Weiblein das Herz; denn ihr Blick fiel ja immer auf die greulichen Verheerungen, welche die Ratten und Mäuse dort angestellt hatten. Da war des Jammers kein Ende. Was halfen alle Versuche, die häßlichen Gäste zu vertreiben? In immer neuen Scharen kamen sie, wie die ägyptischen Landplagen. Nur eine Katze konnte hier Hilfe bringen. Aber weder im Tauber-

grunde noch sonst weit und breit umher war ein solch' kostbares Tierchen aufzutreiben. Eine solche bitterböse Zeit mußte es gewesen sein, als die beiden Talgemeinden Detwang und Vorbach in Gemeinschaft ein Käzchen für zwei Pfund Heller von durchziehenden Händlern erkaufte. Es sollte der Not ein Ende machen. Und es hat auch seine Schuldigkeit treu und redlich getan, das fleißige Käzchen. Wie ein Gewitter fuhr es unter die nächtlichen Räuber, massakrierte die einen und verjagte die andern. Und wie notwendig hatte es das gute Miezchen! Jetzt in Detwang, jetzt in Vorbach, heute in diesem, morgen in jenem Hause sollte es arbeiten, so daß es vor Notwendigkeit oft nicht wußte, wo aus und ein. Doch es wurde auch belohnt durch Liebe und Zärtlichkeit und noch heute lebt es fort als Sprichwort im Munde des Volkes. Denn wenn jemand es so recht eilig und notwendig hat, daß er in seinem Eifer bald hierhin, bald dorthin läuft, so ruft man ihm lächelnd zu: Du hast es ja so notwendig, wie das Käzchen von Vorbach.

Dem alten Hirten Sebastian aber, welcher an dem nahen Büchel eine ärmliche Hütte bewohnte, schien der hohe Preis der Käzchen einzuleuchten, und er verlegte sich deshalb auf die Zucht derselben. Doch es scheint ihr Wert bald gesunken zu sein und man weiß von Sebastian weiter nichts zu erzählen, als daß der Abhang, an welchem sein Hüttlein stand, heute noch der „Käzchenbühl“ heißt.



## 2. Städter und Bauer.

Wer am Wege baut, hat viele Meister. Seitdem die Rothenburger von sovielen Fremden heimgesucht werden, müssen sie sich allerlei Urtheile gefallen lassen. So stand in einer vielgelesenen Zeitung einmal wie folgt: „Die Rothenburger sind alle verzeichnet. Sie haben einen zu langen Oberkörper, zu schwache Extremitäten und überhaupt falsche Proportionen. Natürlich, hinter diesen düstern Mauern in diesen hochgiebeligen Häusern, auf diesen engen, krummen Gassen kann kein normales Geschlecht aufwachsen. Kein einziges schönes Mädchen sah ich hier.“ Hätte doch die Schreiberin statt in die Pfürnde, einen Blick in die Roßmühle getan, wo unsere Jugend turnt, hätte sie an Pfingsten die Bürgerstöchlein in ihrer kleidsamen Tracht über die Straße huschen sehen, oder wäre sie auf ihrem Rückweg zur Bahn beim „Wandrerzbec“ oder „Breiterle“ eingefallen und hätte sich das stämmige Ehepaar dortselbst beschaut, ihr Urtheil lautete anders. Die Rothenburger sind kerngesund und von ganz normaler Statur, wenn auch manchem einfachen Mann die jahrelange Arbeit im Berg den Rücken ein wenig gekrümmt hat; sie sind froh, daß ihre düstern Mauern der degenerierenden Großstadtluft bis jetzt gewehrt haben; sie weilen gern in ihrer Vaterstadt, nicht weil dort Engbrüstigkeit, sondern weil dort biederes, freundliches, deutsches Wesen zu Hause ist; sie sind für die meisten Menschen auch schön genug, wie die Verluste beweisen, die jährlich die Weihnachtszeit in die Reihen der verlobungsfähigen Jugend schlägt.

Wer kann sagen, weiß Stammes die Leute in und um Rothenburg sind? Die einen glauben, es seien importierte Rheinländer, aber es ist hier nichts zu entdecken von der überfläumenden Lebenslust des Rheinfranken. Andere mei-

nen, der Grundstock der hiesigen Bevölkerung seien Thüringer und berufen sich dabei auf die Ergebnisse der Geschichtswissenschaft. Aber die Beweglichkeit und die musikalische Anlage des Thüringers fehlt den Leuten hierzuland völlig. Die Rothensburger — Städter wie Bauer — haben nichts Leichtes, Temperamentvolles an sich, sie sind einfach, ernst, genügsam, viel mehr auf Erwerb als auf Genuß bedacht.

Jeden Typus, vom reinsten germanischen bis zum ausgesprochen keltischen, kann man um Rothensburg vertreten finden, wenn auch nördlich der Stadt der erstere weit überwiegt. Mehrere Ortschaften im Stadtgebiet waren offenbar von Wenden besiedelt, so Herrwinden, Windelsbach, Windischbockensfeld u. s. w. Die Mundart ist in nicht unbedeutendem Grade vom alemannischen beeinflusst (z. B. Madli), hat einige gute alte deutsche Wörter und Formen bewahrt, (z. B. Zwelle, zwäe und zwue, Schmellerin-Brautjungfer), aber auch etliche französische Ausdrücke aufgenommen (afs tutenierle = tout à l'heure (?), fer basledou = pour passer le temps.) Eine charakteristische Probe lauschen wir den Knaben ab, die in die Schwimmschule hinabwandern. Wir hören da folgende Verbalformen: I bod mi, du battsi, er battsi, mer hode si; batt-er-ich-a-mit? batt hemm mer si.

An Witz ist der Rothensburger nicht arm und im Erfinden von Spitznamen geradezu groß. Doch ist seinem Spott stets soviel Gemüt beigemischt, daß er nicht verletzend wirkt. Schon bei der lieben Jugend ist manch neckisches Sprüchlein im Umlauf, so das Zwiegespräch:

Ratsherr: Büblein, warum weinest du?

Bube: Lache werr' i nit.

R.: Hat dir der Wolf dein Schäflein genommen?

B.: Gebe hob i's'n nit.

R.: Hat er's über's Berglein getragen?

B.: Unterum nit.

R.: Büblein, Büblein, sei mir nicht so frech; du weißt nicht, wer ich bin!

B.: No, wer bist'n no du?

R.: Ich bin der Ratsherr aus der Stadt.

B.: No, wenn du der Ratsherr von der Stadt bist, no rot emol, wos i in mein Seckle hob!

R.: Gewiß ein Vögelein?

B.: An Dreck; mein Hendschi (Handschuh)!

Kann's da ein Wunder sein, wenn auch die Alten sich weiblich necken, und sich „Gallebitter“, und „Zuckerfuß“, „Daniel“ und „Sirach“, „Napoleon“ und „Mohrweiß“ — und Gott weiß wie noch benamsen? — Draußen in der Klingengasse lebte einst ein Gerber; der war ziemlich genau. Wenn nun seine Frau, eine geborene Württembergerin, die heimischen „Spägli“ bereitete, so stellte er sich zur Schüssel hin und zählte nach, ob ihrer doch nicht zuviel würden. Man nannte ihn darum den „Spazengerber“. Bald gefiel der Name. Sein Nachbar wurde der „Spazebauer“ und ehe ein halbes Jahrhundert vergangen war, war aus dem Spott ein mit Stolz getragener Ehrennamen, aus der Klingengasse eine „Spazengasse“, aus ihren Einwohnern veritable „Spazzen“ geworden, die nun unter ihrem „Spazenvater“ treu zusammenstehen und allmonatlich ihre „Spazenfütterung“ halten. Es soll dabei nicht mehr so kärglich zugehen, wie einst bei ihrem Stammvater.

Der Rothenburger kann die reichstädtische Vergangenheit seiner Heimat nicht verleugnen. Er liebt seine Vaterstadt als sein engstes Vaterland mit ganzer Seele und bleibt ihr auch in der Ferne treu verbunden; ein loyaler Bayer, begeistert er sich nicht minder für die deutsch-nationalen Ideale. Politische Feste feiert er gerne; er ist von alters her gut kirchlich, wie es seiner ernsteren Lebensauffassung entspricht, dabei aber allem Formelwesen und aller Bevormundung durchaus abgeneigt. Seine freiheitliche Gesinnung läßt ihn tolerant sein gegen Andersgläubige und die katholische, wie die jüdische Gemeinde konnten sich ruhig hier entwickeln. Die Gelehrsamkeit stand in seinem Gemeinwesen stets in Achtung; Rothenburg hat auch je und je seine berühmten Männer gehabt, den Ethnographen Luban (Bohemus), den Grammatiker Jekelsamer, den Theologen Hartmann, den Naturwissenschaftler Libau, den Mathematiker von Staudt, den Historiker Wensel, den Zoologen und Botaniker von Leidig.

Der Rothenburger Bürger liebt weder Erzeße noch Händel; er ist ein braver Hausvater und freundlicher Nachbar. Nur manchmal bringt ihn die Stadtpolitik in größere Erregung, deren heilsame Bahnen festzulegen er beim Abendstropfen, wie auch in einigen Nebenregierungen ernstlich bestrebt ist. Mißstände sind in bezug auf das Erwerbsleben unleugbar vorhanden; sie stammen aus der Zeit, da Rothenburg, ein unbedeutendes Landstädtchen, seine Bevölkerung kaum zu

ernähren vermochte und die lokalökonomische Weisheit darin bestand, durch gegenseitige Kundschaft „das Geld rollieren zu lassen“, — sie werden mit dieser Zeit allmählich dahinsinken. Daß der Rothenburger der Gegenwart mit seiner Stadt sichtlich wächst, das zeigt die flotte Entwicklung des Gewerbes, die großen Opfer, die für's gemeine Wohl gebracht werden, und die mustergültige Art, mit der die Stadt wichtige kommunale Aufgaben der Neuzeit gelöst hat.



L. Wolff,  
Buchbindermeister.

Das spezifisch Rothenburgische Leben gehört der Geschichte an. Die Originale, die es repräsentierten, sind dahingegangen. Nur der Eingeweihte merkt, wie noch da und dort einer Gasse, einem Wirtshaus, einem Verein, einer Familie ein Stück alter Eigenart anhaftet. Zwei Rothenburger Bürgern, dem Buchbindermeister Wolff und dem Glasermeister Hörber war es vorbehalten, das Rothenburgische Leben jüngstvergangener Zeit in ihren Gedichten zu schildern; wir weisen den Leser z. B. auf „die Hocker“ in den „Funken“ von Wolff hin. Nun steht nicht mehr der „Altdahiesige“ und „Eingefesene“ den „Hiesigen“, „Hergelassenen“ und „Reing'schmeckten“ gegenüber. Andere soziale Gebilde entstehen vor unsern Augen, größer und kräftiger als die früheren; aber ohne lokale Besonderheit, ohne geschlossenen Charakter.

Das beweist auch ein Blick auf die Landbevölkerung des einstigen Rothenburger Gebietes. Sonst kam der Bauer in die Stadt mit langschöpfigem Rock über der kurzen Weste, schwarzledernen Kniehosen, weißen Wadenstrümpfen und dem Dreispitz auf dem Kopfe. Die Bäuerin aber trug die schwarze Haube, deren breite, seidene Bänder bis an die Kniee herunterfielen, oder die mit Maschen besetzte schwarze oder weiße Florhaube. Ueber die bis an die Taille reichende Jacke war das seidene Fürtuch geknüpft, auf dem die Silberstücke des Batters blinkten. Der lange schwere Rock war rückwärts reich gefältelt und ein Sammtstreifen handbreit über dem Saum aufgesetzt. Eine seidene Schürze unterbrach das ernste Muster des Tuches, gegen welches die hervorlugenden weißen Strümpfe lebhaft abstachen. Eine Tracht, die



20

Ländliche Trachten aus dem Rothenburger Kreis. (Hochzeitstag in Gattenhofen.)  
Nach Photographie von E. Voigt, Rothenburg o. Tbr.

ziemlichen Wohlstand, aber wenig Lebensfreude verriet. Heutzutage ist Bauer und Bauernfrau städtisch gekleidet.

Die noch bestehenden Reste von bäuerlichen Sitten sind kaum erwähnenswert; auch die Eigenart des Hauses, Hofes und der Wohnung ist dahin und kaum irgendwo ist eine rechte Rothenburger Bauernstube mehr zu sehen. Noch vor Jahrzehnten war viel schöner Hausrat auf dem Lande zu finden. Gründlicher als Kriege und Fehden haben die Tröbler, Kunstliebhaber und andere moderne Raubritter mit diesen Schätzen ausgeräumt.

Trotzdem ist dem Bauern die Hauptsache geblieben: sein Charakter. Man muß es ihm nachsagen, er ist wacker, ausdauernd, fleißig, wirtschaftlich bis zur übertriebenen Sparsamkeit, sehr solid und außer Sonntags nicht im Dorfwirtshause zu sehen; nur wenn er an gewissen Tagen wie Sonnabend oder Messmittwoch in die Stadt kommt und in der Galgengasse seine Wagenburg aufschlägt, zeigt er sich anders; dann läßt er etwas sitzen, haut auch wohl einmal über die Schnur. Er hält viel auf die Kirche, es gibt nicht wenig Familien, in denen eine kerngesunde, evangelisch-lutherische Frömmigkeit herrscht; auch pflegt er gerne die religiöse Erbauung in besonderen Gemeinschaftskreisen; daneben tritt aber auch der Aberglaube und die Neigung, den andern zu über- vorteilen, hervor. Wie seinen Pfarrer, so achtet er auch seinen Lehrer hoch, denn er weiß, daß heutzutage eine gute Schulbildung zur Vertretung seiner Interessen unbedingt notwendig ist. Die Tage des Schulzen von Nordenberg, der sich die krausen Schriftzüge seines Bezirksamtmanns nicht zu deuten wußte und schließlich auf den Gedanken kam, es werde ihm ein Holzverstrich angezeigt, denn:

„die flore Strich, die san es Keissi,

Und die grobe werre d'Prügel sei“, —

sind gezählt. Unser Bauer stellt im Distrikts- und Landrat, in Volksversammlungen und wenn nötig auch im Parlament „voll und ganz“ seinen Mann. Zu dem allen kommt noch ein ausgesprochen korporatives Bewußtsein desselben und ein energisches Streben nach wirtschaftlicher Festigung seines Standes.

Macht sich hierin neuerdings ein gewisser Gegensatz zu dem Städter geltend, so ist doch nicht zu befürchten, daß zwischen beiden je eine unüberbrückbare Kluft entsteht. Stadt und Land von Rothenburg sind wirtschaftlich auf einander

angewiesen. Der Geschäftsverkehr zwischen beiden ist sehr enge. Vielfach verknüpfen verwandtschaftliche Bande Städte und Bauern. Nicht wenige der besten Rothenburgischen Familien alter und neuer Zeit stammen vom Lande; auch in der Arbeiterschaft Rothenburgs ist das ländliche Element stark und nicht schlecht vertreten. So wird, was eine jahrhundertelange Geschichte in Freud und Leid zusammengelugt hat, auch für die Zukunft in Harmonie verbunden bleiben.

Ein freundlichst überlassenes Gedicht unseres allverehrten Ehrenbürgers und Festspielsdichters, des Herrn Glasermeisters Adam Hörber, möge dies Kapitel schließen:

### Die verunglückt' Mittagssuppe.

(Vulgo: „Die Stupfelkröit“.)

Es wird ez sei ä Johres drei,  
 Wor i in Entzni drunte;  
 Do horw' i neben' Fußweg glei  
 Ä Haifle Scherwe g'sunde.  
 Ih schau mer sou die Scherwe ou  
 Und bleiw ä bisle stäne —  
 Der Hofe wor mei Seel nit kla!  
 Des sicht mer an der Häne.  
 Und Suppe scheint's wor a noch d'rin  
 Des sicht banoh ä Blinder.  
 Do muß ä Unglück g'schehe sei —  
 Ih tu'mm scho noch behinter.  
 Wie i sou still des Ding betracht,  
 Do kummt ä Bauer g'ritt'n.  
 Der hat gor scho von Weitem g'lacht.  
 Ih gäe ä Stücke mit'n.  
 Der Bauer, sou ä g'sprächier Mou,  
 Do mir ä weng ä Vetter,  
 Derzählt die G'schicht so guet er fou  
 Und ih derzäils halt widder.  
 Die unter Bäuri hat an Suh  
 Sou tappet, wie ä Ente —  
 Und G'scheits kummt nig vo solchi Leit',  
 Des ko mer si scho denke.  
 „Hans! schreit die Bäuri, do gäest naus  
 Und trägst die Kläes den Leite  
 In' untern Houlwegacker 'naus  
 Do thones Kore schneide.“  
 Der Bauer is vor dritthalb Johr  
 Am Herbesiebler g'storwe,

Und d' Bäuri, des is wärkli wöhr,  
Die wär scho längst verdorwe,  
Wenn sie den wädere Knecht nit hätt,  
D'rüm tuet's'n a guet halte,  
Und kocht heit Kläes und sauri Brüe,  
Des schmeckt man guete Alte.  
Die kumme in än Hofe nei,  
Sou d' Kläes und Brüe mitnander;  
Ä Duzed mogs woll g'wese sei,  
Sie sinn ja ner selbänder.  
Ä räebraus Tüechle außedrauf —  
„Sou, Hans! Jez konnst di streiche!  
Doch halt di unterwegs nit auß —  
Sunst, waßt's scho, giebtz — Ohrseige!“  
„Jo“, secht der Hans und wackelt naus,  
Bis an den untere Range —  
Do springt'n übern Weg ä Maus,  
Die will er wali fange.  
Er stellt sein' Hofe nebe naus —  
Springt über d' We'iter 'nüber;  
Natürli kummt s'n zäemol auß,  
Do wunde' i mi nit drüber!  
D'Maus sind e Louch, der Hans wird bäes,  
Denkt nimmi an sei Esse —  
Der Knecht und d'Maad und d'Brüe und Kläes,  
Die hat er ganz vergesse.  
Des Louch verstopft er mit'n Sta  
Und will 'noch weiter gäne,  
Äf amol sicht er nebe'n Ra  
San Suppehofe stäne.  
Die Tüechleszipfel stän 'in d' Häh  
Wie d' Dhre von en Hoofe;  
Et denkt der Hans, der hoct bam Kläe  
Und tut gemüetli große.  
„Et schau ä Mensch die Frechheit ou,  
Sou doe in Weg herfize!“  
Wart Stupfelkröit! ih helf dir scho  
Ih will dir d' Dhre spize!“  
Den Sta von Mausloch in der Gil  
Nimmt er mit all zwue Hende,  
Und schmaßt'n wie än Dunnerkeil  
Den Hoofe in die Lende!  
G'schwind springt er nou und secht dabei:  
„Gel, Kröit, di how i troffe? — —  
Do schlog jo gleich der Dunder drei —  
Des is jo gor mei Hofe!“

Wie er die Prostimohlzeit sicht  
Do fängt er ou zu'n Beten:  
„Herr, geh mit uns nicht ins Gericht,  
Hilf uns aus allen Nöten.“  
Die Brüe läßt scho zum Tüechle raus  
Er stemmt, es will nir parte,  
Der Kneecht und d' Mahd in Acker draus,  
Die könne doch a nit warte.  
Und d' Mutter hamma! Liebi Zeit!  
Wird die den Buckel gerwe!  
Es is, waaf Gott, ka Klanigkeit,  
Ih mecht scho lieber sterwe!  
A samol fällt mein' Hans wos ei,  
Die Sache kennt' si mache!  
Sou psiffi kou nit jeder sei!  
Schier muß er selwer lache.  
Sei Schue und Strümpf, die tuet er ro,  
Die Scherwe raus von Plunder,  
Die Kläes in d' Strümpf, die Brüe in d' Schue:  
Sou hat er jedes b'funder.  
Die Kläes, die hat er wie der Wind  
In feini lange Socke.  
Doch mit der Brüe gäh't's nit sou g'schwind,  
Natürli, 's san ka Brocke.  
Die tragt er mit'n Löffel nei  
Von' Tüechle und von' Growe,  
A bisle Gros kummt woll mit nei,  
— Des ko mer widder howe.  
Er mecht's se sauber, wie er kann,  
Und freit si selwer drüber,  
Die Schue bind er beim Nestel zamm'  
Hängt's über d' Achsel nüber.  
In jedi Hend an Strumpf mit Kläes,  
Die Löffel in sein'n Tasche, —  
Sou sichts'n eh der Anderäes,  
Der denkt, er bringt zwue Flasche.  
„Ja, unser Bäuri is halt reecht,  
Gell, Miehle, die is wacker?  
Wue schickt mer denn an andre Kneecht  
Zwa Bierkrüg 'naus in Acker?  
No, Hunger how i wie ä Gaul,  
Des soll mer näme soje!  
D Hans, laaf ner nit gor sou faul  
Ton's 'nüber d' Hecke troge!  
Den ane Zuttertrug gieb her,  
B'erscht will i's Bier versueche! —

Koß Bohne, Bluetwurscht, wüetis Heer!  
Fängt der no ou zu flueche.  
Denn der hat grob des Ding derblickt,  
Wie's stäht mit denne Flasche,  
Die Kläes, die homwe si außi drückt,  
Wie Wörmlü durch die Masche.  
„Ja, sog ner, Hans, wos is denn des?  
Es is ja zun Verzweifle.  
Ih wollt, du wärscht mit'zamm die Kläes  
Und Brüe bei alli Teif'le!  
Wie konn ner aner, sog mer nur,  
Af sou en Eifall g'rote! —  
I sauri Brüe statt Füeh in d' Schue  
Und Kläes in d' Strümpf statt Wode!  
Do winsch i gueten Appetit.  
Wer will, der konn zulange.  
Nach mein G'schmack is die Mohlzeit nit,  
Mir is der Lust vergange“.



### 3. Aus grauer Vorzeit.

Es war einmal eine Zeit, da gab es noch kein Rothenburg und keine Rothenburger. Die Tauber mußte noch nicht ihre kleine Kraft in den Mühlstuben verbrauchen, sondern strömte frei und stark dahin, Hirsche und Wölfe mit ihren Fluten tränkend. Wenn die Sonne sich über dem fränkischen Landrücken erhob, dann erblickte sie noch gar wenig von den reichen Kornfeldern, die das Rothenburger Land hernach so berühmt machten, sondern beschien eitel Laub- und Nadelwälder, die nur da und dort von einem dürftigen Acker oder einer Wiese unterbrochen waren; und wenn sie hinter der Engelsburg zur Küste ging, so vergoldete sie keine stolzen Türme und stattlichen Dächer, sondern leuchtete mit ihren Strahlen höchstens in einige armselige Ansiedlungen hinein, die in den Rodungen standen und zu deren Gründung ein naher See oder eine Quelle eingeladen hatte.

Wer kann sagen, wie sich das Leben der Menschen damals abspielte? Jedenfalls besaßen diese ältesten Einwohner unserer Gegend, von welchen uns nur kärgliche Ueberreste und Sagen künden, die allernötigsten Fertigkeiten, um das Leben lebenswert zu machen. Sie bauten Korn und mahlten es mit steinernen Reibern, sie zerteilten ihre Jagdbeute mit ebensolchen Messern; sie besaßen ein wenig Schmuckfachen und Geräte aus Erz, die sie Gott weiß woher bezogen hatten; in düsteren Gehölzen, an heiligen Steinen und Wassern dienten sie ihren Göttern; kamen Feinde ins Land, so zogen sie sich mit all ihrer Habe hinter einfache, mehr oder weniger ausgedehnte Wälle und Burgställe zurück; und starben sie, so fanden sie ihre Bestattung in denselben Gräbern, in denen auch ihre Väter ruhten.

Die Rothenburger Chroniken heben durchweg mit Berichten von schweren Kämpfen an, die sich zwischen den Thüringern oder Hermunduren und den Schwaben oder Alemannen am Tauberufer abgespielt haben; sie erzählen, wie in denselben die Franken zu Hilfe gerufen und von tapferen Herzögen den Main heraufgeführt wurden, wie sie sich zwischen die beiden streitenden Stämme einschoben und zu Schutz und Trutz nach beiden Seiten hin gar starke Burgen bauten. Ihr Herzog Pharamund soll anno 419 unsere Rothenburg gegen die Alemannen gegründet und insonderheit den alten dicken Turm gebaut haben, der nach ihm Pharamundsturm genannt wurde und am Westende der alten Burg den Jahrhunderten trotzte, bis er vor etwa hundert Jahren zerstört wurde. Herzog Pludemund aber erbaute auf dem links davon gelegenen Bergvorsprung die Burg „Eßigkrug“; denn er sprach: „Ich will den Schwaben ein Krüglein mit so scharfem Eßig hinstellen, daß sie sich die Zähne verderben, wenn sie darüber kommen.“ Wir tun gut, dies Alles in das Gebiet der Phantasie zu verweisen und uns mit der Annahme zu begnügen, daß die Tauber in alter Zeit eine mehrfach umstrittene strategische Linie, wenn nicht gar Völkerscheide gewesen ist.

Diese Annahme wird wesentlich gestützt durch die vorgeschichtlichen Befestigungen, die sich längs der Tauber hinziehen.

Die bekannteste ist uns die Engelsburg. Wir gewahren auf der steilen, abgeschrofften Bergzunge einen vorgeschichtlichen 4 Meter hohen, teilweise verdoppelten Ringwall, der das vorspringende zka. 2,5 Hektar große Plateau nach Westen hin abschließt. Die Steine des Walls sind z. T. verschlakt und von Feuer gerötet. Zwischen beiden Wällen sind Gräber, die aber bei ihrer Eröffnung nur eine kleine Ausbeute an Bronzestücken und Tonscherben ergaben. Verschiedene Steinwaffen und Kornquetscher hatte man schon früher dort gefunden.

Viel bedeutender ist der anderthalb Stunden flußabwärts auf dem linken Tauberufer gelegene große Ringwall bei Tauberburgstall.

„Er verteidigte eine über drei Viertelstunden lange, über eine Achtelstunde breite Hochfläche, die, von zwei Schluchten gesäumt, auf drei Seiten wildschroff in das Taubertal hereintritt und nur an der vierten südwestlichen Seite mit

der übrigen Ackerlandsfläche zusammenhängt. Hier zieht sich zweimal Wall und Graben in großer Ausdehnung und in imposanter Höhe hin, der innere Wall, vom Graben aus gemessen 5,7 Meter hoch, ist gegen den Graben hin mit noch gut erkennbarer Bärme (=Schuß, Abstufung) versehen. An seiner Nordostecke zieht, einen tiefen Hohlweg bildend, der alte, auch noch durch einen Vorwall geschützte Eingang, vom Volk das „alte Tor“ genannt, herein, mit zwei einspringenden ebenfalls aus Erde und Steinen aufgeworfenen wallförmigen Torflügeln.

Innerhalb des Ringwalls finden sich Trichtergruben. Reste eines Opfersteines befanden sich noch bis vor kurzem in einem Gebüsch, das vom Volk „s Altar“ genannt wurde.“ Neuerdings ist man zu der Annahme gekommen, daß der Wall vorzeiten eine keltische Stadt einschloß.

Auch die alte Burg soll einst in ähnlicher Weise gegen das Plateau hin geschützt gewesen sein. Mögen die Erforscher unserer Vorgeschichte uns bald zeigen, in welchem Zusammenhange diese Ringwälle am Taubertal mit den vielen andern stehen, die sich durch ganz Süddeutschland von den Vogesen bis nach Oesterreich hinein ziehen.

Andere vorgeschichtliche Befestigungen sollen sich bei D h r e n b a c h, Dorfanlagen bei E n d s e e, Gräber im Kirchsprenkel von N e u s i z befinden; auch an der Stelle der jetzigen Frohnveste in Rothenburg fand man seinerzeit Urnen.

Es sind wohl die allgemein bekannten g e r m a n i s c h e n Gottheiten gewesen, welchen unsere Vorfahren dienten; speziell wird uns Diana d. h. Freya oder Hulda genannt. In unserem Ausruf der Bewunderung: „Hoß Hull“ lebt sie heute noch, vielleicht auch in den verschiedenen „Hollermühlen“ und der „Hollerschucht“ beim großen Ringwall. Als „Spinnerin“ in Marzipan gebacken, ziert sie den Weihnachtstisch, wie auch ihr Gefährte der „Reiter“ (Wodan). An die den Kultus einst ausübenden Priesterinnen, die Druiden, werden wir noch erinnert durch die nicht eben als Kosenamen gebrauchten Ausdrücke: Hagedrub, Hadeldrub. Auch die anfangs Mai gefeierte Klingenkirchweih und Häfleskirchweih scheinen altheidnischen Ursprungs zu sein.

Als Kultusorte in der nächsten Nähe von Rothenburg nennt Winterbach die der Stadt gegenüberliegende, von der Leuzenbronner Steig durchschnittene Anhöhe, die von der Reutsachener Steig durchschnittene seitwärts vom Vorbach-

tal und die bewaldete Anhöhe hinter Detwang. Auf letzterer lassen die Chronisten ein Heiligtum der Diana stehen; über einen 4. berichtet Bensen 1856: Bei Blumweiler, eine starke Stunde westwärts von der Stadt, liegt auf der „Taufsteine“ im Boden ein grob aus Dolomit gehauenes Taufbecken, wie sie auch in Zeichnungen aus dem 7. oder 8. Jahrhundert sich finden, so tief, daß ein Mann ungefähr bis an das Knie darin stehen kann, unten mit einer Oeffnung zum Ablausen des Wassers. Wenige Schritte davon läuft noch die rohgefaßte Taufquelle. Der Kapelle dabei können sich nur noch die ältesten Leute erinnern. Eine Viertelstunde von dieser Stelle lag die „Hundskirche“, leicht erkennbar als eine „Höllagrube“ oder Opferstätte der Frau Holl, mit dem Eingang zu einem verschütteten unterirdischen Gang. Dieser Platz ist erst vergangenen Sommer durch Steinbrecher zerstört worden. Die Straße, die aus dem Tal dorthin führt, hieß das ganze Mittelalter hindurch urkundlich „zum alten Göth“.

Auf einem Absatz des Bergabhanges im Vorbachtal soll nach Schaffert ein heidnischer Tanzplatz gewesen sein. Noch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts sah man die „steinernen, mit Moos überwachsenen, in die Runde stehenden Bänke auf der verdeckten Wiese, zu der ein rauher Pfad hinanführte.“ Jetzt ist keine Spur mehr davon vorhanden.

Die merkwürdigste, leider vernichtete Kultusstätte aber war unstreitig der Teufelsstein bei Rödersdorf. Von ihm berichtet die Sage:

Als das erste christliche Kirchlein im Taubertal bei Detwang mitten unter dem heidnischen Volke erbaut wurde, da ergrimmete der Teufel. Während einer Nacht brachte er im Flug einen großen Felsen heran, um das Gotteshaus zu zerschmettern. Wie er nun an den Waldestrand bei Rödersdorf kam, begegnete ihm ein bejahrtes Mütterlein. Das handelte mit alten Schuhen und hatte sich frühe aufgemacht. Vom bösen Geiste gefragt, wie weit noch nach der neuen Kirche sei, erwiderte es: So weit, daß ich auf dem Wege alle die Schuhe abgegangen habe, die ich im Korbe trage. Da warf der Teufel voll Zorns seinen Stein an der Waldhöhe hin. Dort liegt er noch heute; wo ihn aber die Oeffnung durchbricht, trug ihn der Böse am glühenden Finger.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß dieser große, auf breitelder Höhe stehende Stein ein Opferaltar war.

Eine auch im Schwarzwald bekannte Sage erzählt von den Wasserfräulein folgendes:

Drei Wegstunden südlich von Rothenburg auf der sogenannten Sauerwiese bei Dettheim befindet sich eine sumpfige Vertiefung, das „bodenlose Loch“ genannt. Es sei, glaubt man im Volke, eine „Meerader“, weil sein Wasser nie versiege. In demselben waren vor Zeiten die Wasserfräulein, kamen öfters heraus und verschwanden wieder im Wasser. Sie zeigten sich nicht tückisch und grausam, wie wohl sonst die in den Wassern hausenden Fräulein, sondern verkehrten gar freundlich mit den Menschen, gingen auch in die Häuser, wenn die Leute auf dem Felde waren, bereiteten den Kindlein ihr Mus und pflegten sie. Auch den Platz in Oberöftheim, der die Tanzwiese heißt, besuchten sie oft, am Reigentanze sich vergnügend. Einstmals verspätete sich dort eines dieser Fräulein; es eilte zurück nach dem bodenlosen Loch, sagte aber ihrem Begleiter: „Siehst du bald einen Wasserstrahl emporsteigen, so wurde ich nicht gestraft; wenn aber ein Blutquell kommt, so habe ich meine Strafe erlitten.“ Bald stieg ein Blutstrom aus dem Schlunde auf. Von den Fräulein aber ward hinfort keines mehr gesehen.

Der altgermanische Brauch der Winteraustreibung war noch vor hundert Jahren in Schwang beim sogenannten Puz in Endsee.

Am Sonntage Lätare (Mittfasten) wird alljährlich von den Schulkindern eine große Puppe aus Stroh gefertigt, mit Buchs oder Immergrün und seidenen Bändern, die von den Mädchen des Dorfes geliefert werden, „gepuzt“ und mit einer Faschingsmaske („Schlaraffengesicht“ hier zu Lande genannt) als Gesicht versehen. Mit diesem „Puz“ ziehen sie in geordnetem Zuge, von säbeltragenden Knaben geführt, nach Beendigung des Nachmittags-Gottesdienstes durch das Dorf von Haus zu Haus und verlangen Eier, indem sie folgende Verse singen:

Heut ist Mittfasten,  
Trägt man den Puz ins Wasser  
Man trägt ihn nei (hinein) und wieder raus,  
Und gibt a schöns Paar Eier raus.  
Was gibt man den Männern?  
A Eierschmalz ins Pfännla.  
Was gibt man den Weibern?  
A Schüssel voll Träubel (Trauben).

Was gibt man den Knechten?  
An Degen, daß s'mit fechten — — —  
Gebt ihr uns ka (keine) Eier raus  
Stecken wir euch den Puß ins Haus.

Ist das Eier sammeln an allen Häusern geschehen, so zieht man auf den Schloßberg und wirft dort den Puß in die mit Wasser gefüllte Vertiefung des ehemaligen Vertiefes oder Brunnens. Hierauf werden zum Schlusse der Feierlichkeit die Eier je nach Alter und Würdigkeit unter den Kindern verteilt.

Auch in anderen, nahe bei Endsee gelegenen Orten des ehemaligen Rothenburger Gebietes herrschte einst eine ähnliche Sitte; nur wurde der Puß nicht allenthalben in das Wasser, sondern hie und da auch über die „Landhege“ oder in die Markung des Nachbardorfes geworfen. Letzteres galt als Schmach. Zudem sagte der Volksglaube, daß derjenige, auf dessen Feld der Puß liegen bleibe, noch im Laufe des Jahres sterben müsse.

Eisenhart berichtet, im Jahre 687 habe die Stadt Rothenburg auf Befehl und Geheiß des Würzburger Bischofs Kilian durch die Mönche Colomann und Dietmann das Christentum angenommen. Ein weiterer Mönch namens Jakobus (Kobel) soll sich im Taubertal angesiedelt haben (Kobelzell). Andere Einsiedler und Waldbrüder, die in Gehölzen lebten und in Klausen Gott dienten, waren Konrad bei Reichartshofen, Ulrich bei Standorf, Reichart bei Reichartstrot. Der Maler der Altarflügel in der Schäferskirche bringt die Christianisierung der Gegend in Verbindung mit Bischof Wolfgang.

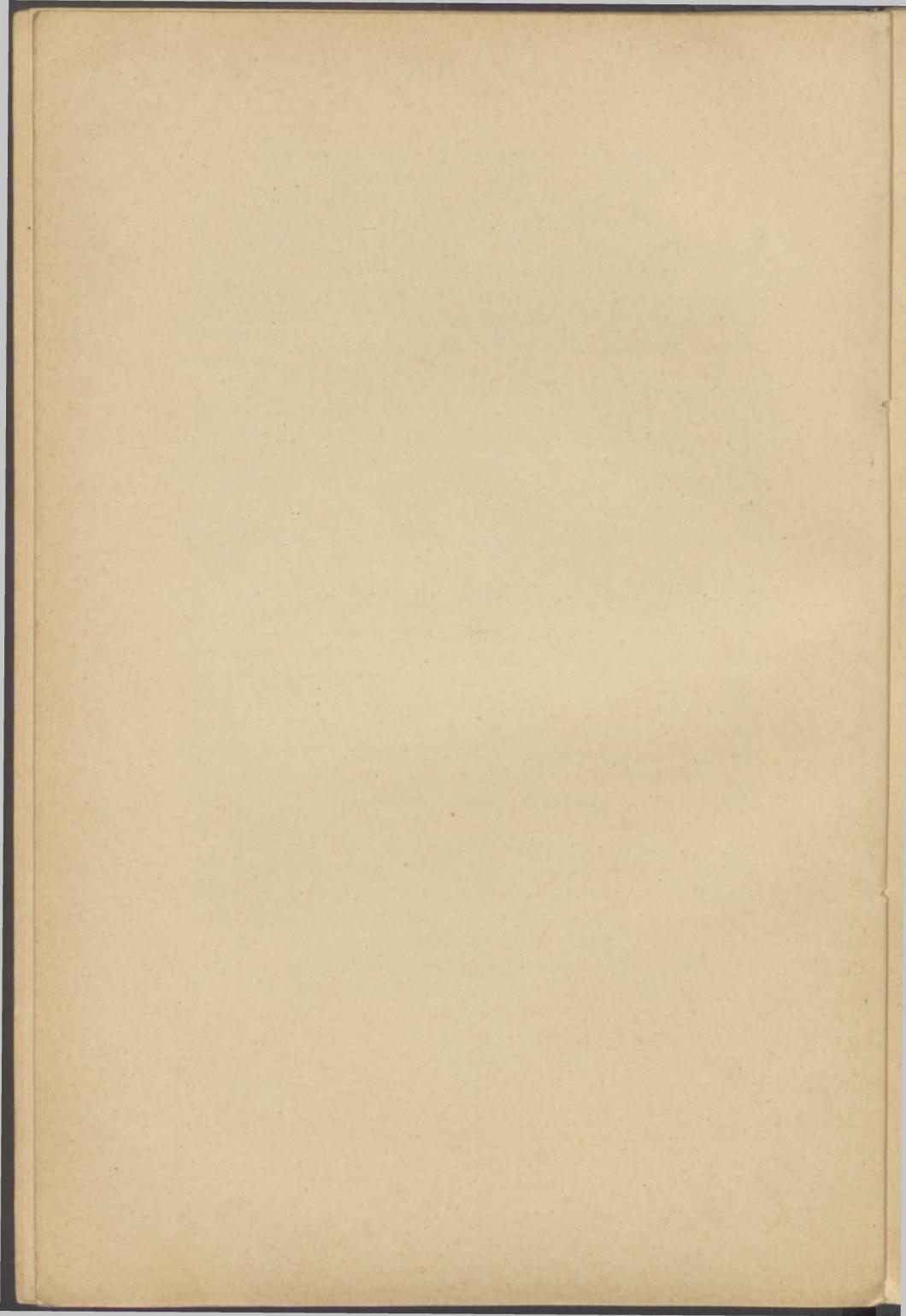
Soviel aus grauer Vorzeit: Trümmer längst entschwundener Jahrhunderte, zeugend von der Einfachheit, Kriegsfertigkeit, Natürlichkeit, Religiosität unserer Ahnen; Trümmer, deren Anzahl leicht vermehrt werden kann.

Wer suchen will im wilden Tann,  
Manch Waffenstück noch finden kann.  
Ist mir zuviel gewesen.

Erstes Buch.

Die alte Burg und die alte Stadt.

---





#### 4. Die Grafen von Rothenburg.

Die Franken haben immer viel auf einen großen Namen gehalten“ meinen unsre alten Rothenburger Geschichtschreiber; darum werden sie auch selbst nicht müde, immer neue ruhmreichere Stammbäume für ihre Rothenburger Herren zu erfinden, bis sie schließlich zu dem trojanischen Prinzen Hektor und Priamus selbst, dem lanzenkundigen König, als dem Stammvater der Rothenburger hinaufkommen. Der Geschichtschreiber von heute tut es bescheidener; er empfindet es fast noch als Uebermut, wenn er 2000 Jahre später beginnt, zur Zeit des großen Kaisers Karl, und wagt auch da noch nicht für alles, was berichtet wird, die volle Verantwortung zu übernehmen.

Karl der Große hatte die Macht der alten Stammesherzöge gebrochen und sein Reich in Gaue eingeteilt, an deren Spitze Grafen standen. Diese letzteren waren Richter und Kriegsherrn ihres Gaues und besaßen besondere Lehensgüter zu ihrer Unterhaltung. Ein solcher mag der Graf von Rothenburg gewesen sein, der nach einer Urkunde des Würzburger Archives anno 804 die Beste Schönburg bei Burgbernheim zerstört hat.

Die von Karl eingeführte Organisation des Reiches verlor sich unter seinen schwächeren Nachfolgern bald wieder; alte, durch Besitz und Adel hervorragende Geschlechter stellten

sich an die Spitze der einzelnen Stämme und erneuerten die alte Herzogswürde; insbesondere ist es in Franken das bedeutende Geschlecht der Konrade, das zu herzoglicher Macht und Würde gelangte und den Kaisern nicht wenig zu schaffen machte.

Ein solcher Konrad, ein tapferer und edler Mann, verwandt mit den Karolingern, wurde im Jahre 911 deutscher Kaiser. Er kämpfte lange erfolglos gegen seine übermächtigen Vasallen und legte bei seinem Tode 918 die Krone großmütig in die Hände seines der Herrschaft ebenso würdigen wie fähigen Gegners Heinrich, des sogen. Vogelstellers oder Städtegründers. Von diesem Konrad berichten die Chronisten übereinstimmend, daß er bevor er Kaiser ward, in Rothenburg seinen Sitz hatte.

Zu seiner Zeit war es auch, da unsere Gegend unter den großen Heimsuchungen der Hunneneinfälle zu leiden hatte. Ein Chronist schreibt also: „Anno 907, als die Hunnen das Frankenland durchstreift und unmenschliche Grausamkeit verübt, floh alles Landvolk mit seiner Habe in die festen Stätten Rothenburg, Nordenberg, Selteneck. Damit sie desto mehr Schrecken einjagten, hängten sie die Weibsbilder mit den Haaren zusammen und trieben sie also für sich hinweg. Was männlich war, wurde totgeschlagen, gebraten und gefressen und handelten sie so unmenschlich, daß jedermann vor den Hunnen floh.“ 912 sollen sie Rothenburg, Vorbach und Waldhaus (oder Waldnußburg) zerstört haben, 933 die beiden letzteren abermals. Unter den festen Schlössern, die gegen sie Schutz gewährten, werden aufgezählt: Eßigtrug und Engelsburg. Die Burgen Finsterlohr, Endsee, Gailnau sollen damals errichtet worden sein.

Nachdem unter Kaiser Heinrich das Herzogtum Franken wieder eine Zeit bestanden hatte, wurde es von Otto I. 939 aufgelöst und geteilt.

Ein Graf

### Konrad der Rothe

bekam zu seinen Herrschaften an der Nahe, von Worms und Speier, auch große Besitzungen am Main und Neckar, schließlich heiratete er des Kaisers Tochter Luitgard und erhielt das Herzogtum Lothringen. Von diesem berichtet Eisenhart: „Herzog Konrad in Franken, ein tugendreicher Fürst, hielt sein fürstlich Wesen in Rothenburg. Nachdem er aber in Abwesen-

heit des Kaisers des hl. römischen Reichs Statthalter war und um des Reiches Ehre und Nutzen willen seinen fürstlichen Stand viel zu Worms hielt, so ward er genannt Herzog Konrad von Worms; aber sein rechtes Hoflager war zu Rothenburg. Darüber er sich dem Kaiser zu Ehren dazu schickte, daß er als ein Erbtuniervogt sein erstes Turnier wollt zu Rothenburg haben, das seine Hauptstadt im oberen Franken war.“ Andere sagen, daß dies Turnier bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Luitgard hier stattgefunden habe. Eifenhart be ruft sich bei seinem Bericht auf ein altes von ihm selbst eingesehenes Schriftstück. Die große, ebene, von sanft ansteigenden Höhen amphitheatralisch umzogene Wiese unterhalb Rothenburgs bei Detwang wird heute noch Turnierwiese genannt.

Konrad lehnte sich später unzufrieden mit der italienischen Politik seines kaiserlichen Herrn gegen ihn auf und verlor darüber sein Herzogtum. Aber er büßte seine Schuld als Held.

In der Schlacht auf dem Lechfeld war's. Die drei ersten Bünde bildeten die Bayern, dann folgten die Franken unter Konrad, der die Erinnerung an seinen unrühmlichen Aufstand durch ritterliche Taten tilgen wollte. Er wurde auch der Held des Tages. Der Anfang der Schlacht war für das Christenheer ungünstig. Es war unerwartet im Rücken angegriffen worden. Da stürzte der kühne Konrad mit seiner todesmutigen Schar junger Franken auf den Feind, trieb ihn zurück, gewann die Beute wieder und kehrte siegreich in seine frühere Stellung zurück. Nun begann die Schlacht gegen das Hauptheer und sie ruhte nicht, bis die Ungarn durchs Schwert oder in den Fluten des Lech oder in den Flammen brennender Dörfer umgekommen waren. Unter den Tapferen, die gefallen waren, befand sich Konrad. Er hatte „die Ungarn wie die Hunde und Dagen mit herrlichem Sieg zu Tod geschlagen und die gefangenen Christen mit großem Raub und Plünder wiederum erledigt“. Ein feindlicher Pfeil traf ihn in die Kehle, als er mitten im heißen Kampf das Helmband öffnete, um Luft zu schöpfen. Otto ließ seinen Leichnam nach Worms bringen, wo er unter Tränen und Wehklagen aller Franken begraben wurde.

In der nachfolgenden Zeit tritt das Rothenburger Grafengeschlecht deutlicher hervor; treu an der Seite des Kaisers stehend, half es mit dazu, diesem ein Gegengewicht gegen seine übermächtigen Vasallen zu schaffen; dadurch, daß

es viele Glieder dem geistlichen Stand zuführte, vermehrte es wesentlich seinen Einfluß; aber bald starb es aus, sein Gut an die Kirche verschenkend.

Um 990 wird uns ein Graf Richard von Rothenburg genannt, der sich vom Bischof von Augsburg die Romburg bei Schwäbisch Hall eintauscht. Seine Söhne sind Grafen im Kocher- und Murr gau. Ein Graf Bernward von Rothenburg ist 990—995 Bischof zu Würzburg und läßt zwei Kirchen in Burgbernheim bauen. Sein Nachfolger im Bistum war Graf Heinrich von Rothenburg. Ein halbes Jahrhundert später hören wir, wie die Grafen von Rothenburg Neumünster in Würzburg stifteten.



Ritterschloß Romburg um 1270.  
(Aus der Haller Chronik, W. Germans Verlag.)

Um diese Zeit residierte ein Graf Richard auf der Romburg und hatte vier Söhne Einhard, Burkhard, Rugger und Heinrich. Der erstere trat in den geistlichen Stand und wurde Bischof in Würzburg, unter den drei anderen Brüdern wurde

#### **Romburg ein Kloster.**

Dies geschah aber also:

Als Richard gestorben war, lebten seine drei Söhne in aller Eintracht und Fröhlichkeit auf der Burg beisammen. Unferne von der Burg stand eine kleine Kapelle, bei der eine alte Eiche ihre Aeste ausbreitete. Unter ihrem Schatten saßen zur Sommerszeit gar oft die jungen Grafen und erprenten sich der lieblichen Luft. Einstmals schief Graf Burkhart unter diesem Baum ein und sah im Traume an der Stelle der Burg ein prächtiges Münster und eine Gestalt in priesterlicher Kleidung, die es mit einer Rute in zwei Klöster zertrennte. Die-

ses Traumgesicht erzählte er seinen Brüdern, die es sehr bedenklich fanden. Als bald mehrten sich die Wunderzeichen von allen Seiten. Eine heilige Frau wollte dasselbe Gesicht gesehen haben, wie der Graf. Im Dorfe Hestenthal läuteten die Glocken in der Christnacht von selbst; auf der Kumburg sah man brennende Kerzen und hörte heilige Gesänge. Als vollends am Osterfeste, da die Benediktiner von Hall in der Kapelle die Messe lasen, die Brüder plötzlich zu Tränen gerührt wurden, dachten sie im Ernste daran, ein Münster zu bauen. Burkhard nahm auch bald darnach Mönche in die Burg auf. Rugger aber hauste mit seinen Kriegsmännern auf dem Schloß. Da gab es ein wunderliches Leben. Das Gekirr der Waffen mischte sich mit den Gebeten der Mönche; stimmten die frommen Brüder ihre Gesänge an, so begannen die wilden Gesellen Ruggers ihre rauhen Kriegslieder. Als nun Rugger mit dem Kaiser nach Rom zog und nur eine kleine Besatzung auf der Kumburg zurückgelassen hatte, bemächtigte sich Graf Burkhard eines Tages mit seinen streitbaren Mönchen der Burg. Sie wurde rasch in ein Kloster umgewandelt, die Kirche gebaut und sofort geweiht. Wie hernach Graf Rugger aus Welschland zurückkam, war er zwar anfangs sehr zornig, doch gab er sich schließlich zufrieden und zog 1096 mit Gottfried von Bouillon in das heilige Land, von wo er nicht mehr heimkehrte. Burkhard war Mönch geworden. Sein Bruder Heinrich starb im Jahre 1108 ohne Leibeserben.

Das Testament dieses letzten Grafen von Rothenburg geht dahin, daß er mit Einwilligung seiner Frau Geba all sein Gut, Städte, Dörfer, Liegenschaften, Leibeigenen usw. dem Kloster Kumburg vermacht. Dabei sind namentlich aufgeführt die Stadt Rothenburg, Gebfattel (Siz der Geba) und etliche Ortschaften bei Hall. In Bezug auf Rothenburg ist diese Schenkung nicht ausgeführt worden. Die Stadt fiel vielmehr als ein erledigtes Lehen an den damaligen deutschen Kaiser Heinrich V. zurück, der damit im Jahre 1116 seinen Neffen, Herzog Konrad von Schwaben, den Hohenstaufen belehnte.

Das Dorf Gebfattel blieb bis in die neuere Zeit unter Kloster-Kumburgischem Patronat. Daß es aber einst den Grafen dahier zugehörte, beweist ein altes Recht, der sog. Schirmhaber, von dessen Entstehung also erzählt wird:

Die Grafen besuchten besonders gern die treffliche Wildbahn, die vom Endseer Berg bis über Crailsheim mehr als zehn Stunden weit ging. Da fielen gar oft die Herrn auch der Gemeinde zu Gebattel mit Pferden und Jagdhunden zur Last, bis sich diese entschloß, den Burgherrn jährlich zehn Malter Haber anzubieten, wenn man sie ungefährdet ließe und schirme. Die Gabe ward angenommen, wuchs aber allmählich bis auf 60 Malter.



Wappen der Grafen von Rothenburg.

Das Wappen der Rothenburger Grafen war ein goldener Löwenkopf mit zwei gelben Sparren zwerge aus dem Munde gehend. Es ist heute noch in Rothenburg und auf der Romburg oft nachgebildet zu sehen; denn die späteren Geschlechter haben sich viel auf diese Grafen zu gute getan. Ihr Wohnsitz aber, die Hinterburg zu Rothenburg, ist spurlos verschwunden.



### 5. Der Schwabenherzog Friedrich.

Es sah traurig in Deutschland aus zur Zeit der Hohenstaufen, da die edelsten deutschen Kaiser im Kampf mit den eigenen Fürsten und in erfolglosem Ringen um den sonigen Süden sich verzehrten — und es war doch eine große Zeit, da das deutsche Volk da stand in Jugendkraft und Jugendschöne, da es in Ritterlichkeit und frommer Opferfreudigkeit, in Dichtung, Kunst und Geistesfreiheit seiner selbst sich bewußt wurde. Vom Glanze jener Tage fällt ein hell leuchtender Strahl auch auf Rothenburg durch den Schwabenherzog Friedrich den Reichen, dessen edle Gestalt von der ganzen Romantik seiner Zeit umflossen ist.

Im Jahre 1116 war Konrad der Hohenstaufe von Kaiser Heinrich V. mit Rothenburg und zugleich mit dem Herzogtum Franken, als dessen Hauptstadt es galt, belehnt worden. Aber noch mußten lange das Frankenland tief zerrüttende Wirren, während welcher wir in Rothenburg einen Grafen namens Bernhard treffen, vorübergehen, bis es fest und sicher in den Händen der Staufeu ist.

Als endlich Konrad 1137 Kaiser geworden war, beschloß er, sich in Rothenburg inmitten seiner fränkischen und schwäbischen Besitzungen eine Burg zu bauen. Der vordere Teil des Bergvorsprungs bei Rothenburg, sowie mehrere Güter in Detwang waren dem Stift Neumünster in Würzburg zu eigen, das, wie wir oben hörten, einst von den Grafen von Rothenburg gegründet worden war. Diese Güter erwarb Konrad durch Tausch mit Ausnahme der Pfarrei von Detwang und erbaute nun die Vorderburg oder Reichsveste 1142, während zur gleichen Zeit die Hinterburg, auf der einst die Grafen gesessen waren, in den Besitz der Ritter von Nordenberg übergiug.

Konrad war verheiratet mit Gertrud, deren Schwester Bertha byzantinische Kaiserin war und als solche den Namen Irene führte. Gertrud schenkte ihrem Gemahl um das Jahr 1144 ein Söhnlein, Friedrich, den nachmaligen Schwabenherzog. Bald nach seiner Geburt starb die Mutter. Das Söhnlein wurde auf der väterlichen Burg dahier erzogen und hieß davon „das Kind von Rothenburg“. Konrad scheint es häufig besucht zu haben. Allein im Jahre 1150 war er zweimal in Rothenburg, am 15. Juli und am 20. August. Der tatkräftige Kaiser starb allzubald im Jahre 1152. Da sein Sohn Friedrich, erst acht Jahre alt, die Last der Regierung noch nicht tragen konnte, so lenkte der sterbende Kaiser selbst das Augenmerk der Wähler auf seinen Neffen Friedrich, den Rotbart, der dann auch den Thron bestieg. So kam Rothenburg diesmal um die Ehre, dem deutschen Reich einen Kaiser geschenkt zu haben. Das Kind von Rothenburg aber wurde, wenn auch kein Kaiser, so doch einer der ritterlichsten Männer seiner Zeit. Ein erblühender Jüngling nahm Friedrich teil an dem Reichstag zu Würzburg, zu dem Gesandte aller Länder Europas gekommen waren, um dem auf der Höhe der Macht stehenden Kaiser Rotbart und seiner schönen Gemahlin Beatrix zu huldigen. Damals baten die Griechen den Kaiser, er möge seinem geliebten Vetter Friedrich, der zugleich ein Neffe ihrer Kaiserin Irene sei, vor dem üblichen Alter den Ritterschlag erteilen. Dies geschah denn auch und es wurde die Wehrhaftmachung, die sog. Schwertleite Friedrichs von Rothenburg mit großen Hoffesten gefeiert.

Darnach erhielt er vom Kaiser die Herzogswürde von Schwaben und die zahlreichen Erbgüter in Franken, welche bis dahin der Kaiser vormundschaftlich verwaltet hatte, insbesondere Rothenburg ob der Tauber. Nun führte Friedrich eine solch' glänzende Hofhaltung auf seiner Burg hier, daß er von seinen Zeitgenossen Friedrich der Reiche genannt wurde. Seine fürstliche Herrlichkeit teilte mit ihm seine junge Gemahlin Gertrud, eine Tochter des stolzen und mächtigsten Gegners Barbarossas, Heinrich des Löwen. Die ältesten und reichsten Adelsgeschlechter Frankens und Schwabens, die Hohenlohe, Seckendorf, Eyb, Grumbach, Hallerstein, Seinsheim u. s. f. umgaben den einflußreichen Hohenstaufen; auch den Minnesänger Friedrich von Rothenburg darf man vielleicht für seinen Hof beanspruchen.

Doch nicht immer flossen die Tage unter Waffenspiel und höfischem Sange dahin. Bald hatte Friedrich Gelegenheit, seine Tugenden im Feld zu beweisen.

Schon im Jahre 1158 hatte er mit seinen „Rothenburgern und Unterthanen“ den Kaiser als Heerführer nach Italien begleitet, war ihm bei der Belagerung Mailands zu Hilfe gekommen und hatte viel dazu beigetragen, die stolze Stadt zu demüthigen. Im Jahre 1160—1162 lag er wiederum vor Mailand. Während der an Schrecken und Greuelthaten so reichen Belagerung suchte er im Verein mit anderen deutschen Fürsten eine Vermittlung anzubahnen und den Kaiser zu weiser Mäßigung zu bereden. Aber dessen Kanzler Erzbischof Rainald wußte alle Regungen der Barmherzigkeit in des Kaisers Seele niederzuschlagen und es erfolgte die unheilvolle völlige Zerstörung der lombardischen Hauptstadt. Friedrich von Rothenburg nahm hernach mit 2 anderen Großen an Kanzler Rainald furchtbare Rache dafür, daß er ihr den Mailändern verpfändetes Fürstenwort nicht geachtet, indem er dessen ganzes Gebiet von Grund aus verwüstete. — In der Tübinger Fehde warf er dann im Verein mit Pfalzgraf Hugo und den Zollern, den jungen Welfen mit seinen starken Bundesgenossen, den Bischöfen von Augsburg, Speier, Worms, den Zähringern, Habsburgern u. s. w. und 5000 geharnischten Rittern nieder.

Es war 1167. Rotbart war zum vierten male nach Italien gezogen, um den Aufwiegler Papst Alexander zu vertreiben und die kaiserliche Herrschaft zu festigen. Der schönste Ritter in seinem Heer war Friedrich der Reiche. Schon war Rom in Barbarossas Händen mit Ausnahme der befestigten Peterskirche und des Turmes von St. Maria. Acht Tage lang stürmten die Kaiserlichen, bis endlich die Marienkirche ein Raub der Flammen wurde. Bald ergriff der Brand auch die Peterskirche. Während die Verteidiger noch mit dem Löschen beschäftigt waren, schlugen die Deutschen unter Anführung Friedrichs von Rothenburg, mit Alexten die Türen des Domes ein und drangen ins Innere. Die geweihte Stätte wurde zum Schlachtfeld. Die Altäre und das Apostelgrab wurden mit Blut besleckt und die geharnischten Leichen der Erschlagenen deckten den marmornen Boden. Der Rothenburger pflanzte sein Banner auf dem Altar der Peterskirche auf.

Und dann trat jene furchtbare Katastrophe ein, die dem Siegeszug Barbarossas ein Ziel setzte. Es war

Mittwoch den 2. August. Nach warmen sonnigen Tagen hatte sich strömender Regen eingestellt; kurz darauf trat wieder stehende Sonnenglut ein. Infolge dessen bildeten sich Dünste; das Sumpffieber griff um sich und wirkte verheerender als eine Pest. 25 000 Deutsche fielen ihm in einer Woche zum Opfer. So plötzlich trat die Krankheit auf, daß Leute, die eben zu Pferd steigen wollten, tot niedersielen und die, welche andere begruben, mit ins Grab stürzten. Viele verloren Haare und Gesichtsfarbe und trugen den Tod jahrelang mit sich herum. „Die Luft war vergiftet“ lautet eine Randbemerkung in Bernizers Chronik. Unter den 2000 Edlen aus Schwaben, Franken und vom Rhein, die dort der Würgengel ruhmlos dahinkrauste, war auch Friedrich von Rothenburg, der blondgelockte junge Held voll Kraft, Anmut und Verstand. Seine Gebeine führten sie mit großem Kummer und Traurigkeit heim nach Deutschland und setzten sie im Kloster zu Scheftersheim bei, das er gestiftet hatte und dessen Schirm den kaiserlichen Bögten in Rothenburg zukam. Seine jugendliche Witwe Gertrud aber mußte bald darnach Knut, dem Sohne des Dänenkönigs Waldemar, die Hand reichen, welcher hernach von Deutschland abfiel und mit starker Hand die Fürsten und Küstenländer der Dnieu seiner Herrschaft unterwarf. „Bei demselbigen ist sie auch gestorben, denen allen Gott gnädig sei.“

Das Erbe Friedrichs fiel nunmehr seinem Vetter, dem Kaiser Barbarossa zu, der es für seinen Sohn Konrad bestimmte. Dieser Konrad, Herzog von Franken und später auch von Schwaben, war ein tapferer, unternehmender, aber höchst gewaltthätiger und leidenschaftlicher Jüngling. Seine Zügellosigkeit büßte er (1195) mit einem frühen Tode. Da er urkundlich auch „Herzog von Rothenburg“ genannt wird, dürfen wir annehmen, daß auch er hier residierte. Welche Bedeutung Rothenburg als Hohenstaufensitz hatte, erhellt ferner daraus, daß Friedrich Barbarossa selbst 1171 mit seinem Sohne Arnold hier einzog. Er hat auch die Stadt „mit besonderen Freiheiten begabt und versehen“.

Zu den der Stadt zugewandten Privilegien gehörte vor allem, daß er Rothenburg im Jahre 1172 das Stadtrecht oder, wie andere Chronisten wollen, die Reichsfreiheit erteilte. Eine Urkunde hierüber ist allerdings nicht vorhanden. Aber die Tatsachen, daß die Reichsstadt ihr Jubiläum stets im 72. Jahre eines jeden Jahrhunderts, am 19. April, feierte, daß eben um das Jahr 1172 Bar-

barossa viele an hohenstaufischen Burgen sich anschließende Städte mit Freibriefen beschenkte, und daß aus dem Jahr 1172 uns der erste Bürgermeister, Wernizer, genannt wird, lassen den Schluß zu, daß Rothenburg von Kaiser Barbarossa damals die Reichsfreiheit erhielt. Es dürfte dem auch der Umstand nicht widersprechen, daß Konrad IV. im Jahre 1251 die Stadt Rothenburg an Gottfried von Hohenlohe als Pfand um 3000 Mark Silber abtrat, welche dieser für treue Dienste zu empfangen hatte. Denn dieses Schicksal ist der kaiserholden Reichsstadt von ihren gekrönten Gönnern öfter widerfahren. Auch unter den Erbgiutern des unglücklichen Konradin befindet sich Rothenburg nicht.

Die Burg aber war schon seit längerer Zeit mit einem kaiserlichen Vogt oder Anwalt besetzt, welcher die dem Reiche vorbehaltenen Gerechtigkeiten auszuüben und die Reichsgüter zu verwalten hatte. Desgleichen war ein Burgkaplan aufgestellt, der in der Blasiuskapelle Gottesdienst hielt und im Schloß seinen Tisch hatte.

Rothenburg, sonst so reich an steinernen Zeugen aller Art, hat fast kein Denkmal, das es an die Zeit der Hohenstaufen erinnert. Nur einzelne Teile der Blasiuskapelle reden von der vergangenen Pracht und das Standbild Friedrich des Reichen blickt auf die Stadt herab, von wenigen gekannt, als eine der Figuren, die unter dem Kranze des Rathhausturmes angebracht sind.



## 6. Die Nordenberger.

Die Sage erzählt: Als die Herzöge auf der Rotenburg saßen, waren in der Burggasse nicht mehr als sieben Häuser. In einem derselben wohnte ein Kürschner; ein redlicher und frommer Mann, der die Herrn am Hof gut mit Pelzwerk versorgte und sonst wohl gelitten war. Zu derselben Zeit begab es sich, daß Edelleute von Burlenschwab auf Raub ausritten und einen großen Stübzig mit trefflichem Rauchwerk gewannen. „Wir wollen die Pelze, sprachen sie, dem Kürschner bei der Rotenburg verkaufen; das wird dem Herzog gefallen und er mag uns mit gutem Imbiß ergötzen.“

Als nun der Kürschner den erkauften Stübzig aufbrach, fand er ganz unten eine große Summe in Silbergeld und Goldgulden, welche die Kaufleute unter den Fellen verborgen hatten. Anfänglich erzürnte der Herzog über den Handel und wollte das Geld an sich nehmen; da stellten ihm aber seine Räte und andere ehrbare Leute vor, es wäre der Mann doch schon so lange an seinem Hof gewesen und habe viel hübscher Knaben von kräftiger Art, die wohl zu frommen Leuten erwachsen möchten; bei diesen sei das Geld gut angelegt. Darauf zog der Herzog seine Hand zurück, und weil der Kürschner sich fortan redlich hielt, so begnadigte ihn der Fürst mit einem Wappen und machte ihn zu seinem Küchenmeister, dessen Söhnen aber gestattete er, Land und Leute zu erkaufen und sich sonst in ehrlichen Dingen mit Edelleuten zu vermischen.“

In dieser Sage liegt der Kern, daß das edle Geschlecht der Reichsküchenmeister von Nordenberg, das hier vom 12. bis 14. Jahrhundert blühte, wie andere Ministerialen, nicht aus dem Stand freier Ritter hervorgegangen, wohl aber von Anfang an in sehr guten Verhältnissen gewesen sei. Der erste ihres Stammes ist Arnold von Rothenburg;

derselbe hatte auf der Hinterburg seinen Wohnsitz. Er ist der Stammvater eines weitverzweigten Geschlechtes, dessen Glieder jedoch fast alle einen Anteil am Stammhaus in Rothenburg behielten und sich zum Teil nach demselben benennen.



Siegel des  
Lupold von Nordenberg  
Küchenmeister.

Ein anderes Eigentum der Familie, nach welchem sich ein bedeutsamer Zweig nennt, war das Stammschloß zu Nordenberg. Es stand „auf dem Walde“ anderthalb Stunden von der Stadt nordöstlich entfernt. Auf dem über dem Dorf Nordenberg vorspringenden Schloßberg ist die Ruine noch zu sehen. Ein zweifacher steiler und hoher Wall umfriedigt die Höhe, auf der die nicht umfangreiche aber stark und herrlich gebaute, von einem festen Turm überragte Burg einst gestanden hat. Nun schlagen die Buchen ihre Wurzeln in das zersprengte Gestein und über den Trümmern wölbt sich der grüne Blätterdom. Schön ist es, dorten dem Gesang der freundlichen Försterstöchlein zu lauschen und durch die Zweige zurückzuschauen auf das weite Feld und die türme-reiche Stadt. Außerhalb der Wälle liegt der sogenannte Vorhof, auf dem einst alle Mittwoch und Sonnabend Markt gehalten wurde.

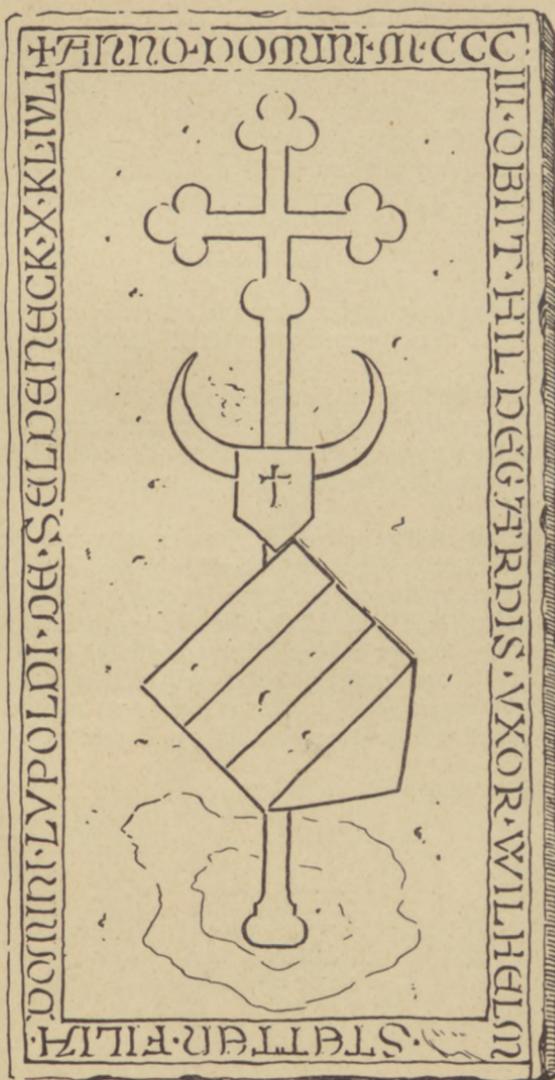
Die weitere Verzweigung des Geschlechtes kann hier nur angedeutet werden. Die Herren von Seldeneck, von deren Burg eine Ruine über dem Taubertal bei Bettwar noch Kunde giebt, die von Bickriet bei Hall, von Weiltlingen bei Dinkelsbühl u. s. w. sind Gesippen der Nortenberger und Rotenburger.

Arnold von Rothenburg ist h o h e n s t a u f i s c h e r B u r g v o g t. Während er auf der Hinterburg saß, war ihm die Vorderburg zur Verwaltung unterstellt. Zu dieser Burg gehörten aber von Anfang an viele andere Vogteien, so Rothenburg, Seldeneck, Detwang, Gebfattel, Insingen. Andere Bezirke und Rechte kamen bald dazu. Als die Schwabenherzöge ausgestorben waren und die Burgvögte ihr Amt aus der Hand des Kaisers empfangen, nannten sie sich R e i c h s v ö g t e. Das 13. Jahrhundert brachte ihnen wiederum neue Machterweiterung in allen Theilen Frankens, z. B. die Vogteien Weiltlingen und Gochsheim, das Schutzrecht über die Klöster Zell und Scheftersheim.

Der Titel „Küchenmeister“ (magister coquinae, dapifer), den sie führten, zeigt, daß sie ein Ehrenamt bei der kaiserlichen Hofhaltung bekleideten. Karl IV. hat ihnen hernach in der goldenen Bulle das Reichsküchenmeisteramt förmlich zuerkannt und sie wurden auf diese Weise die Erbsamänner für den Reichserztruchseß, den Pfalzgrafen bei Rhein. Mehrere Glieder der Familie führen auch das Amt eines S c h u l t h e i ß e n, bezw. R e i c h s s c h u l t h e i ß e n von Rothenburg, was besagt, daß sie vom Kaiser mit der Rechtspflege daselbst betraut waren.

Von dem Reichtum der Familie legen vor allem ihre großen Stiftungen und Schenkungen an die Kirche Zeugnis ab. Insbesondere verdankt das Frauenkloster in Rothenburg den Nordenbergern seine Entstehung und seinen Wohlstand. Neusiß, Horabach, viele Liegenschaften und der herrliche sog. Klosterwald kamen durch sie an jenes Kloster. Dementsprechend haben auch die Ritter hernach ihre letzte Ruhestätte dortselbst gefunden. Im Kreuzgang des Rentamtes ist heute noch der Grabstein von drei Nortenbergern zu sehen. Auch das Franziskanerkloster zählt einen Verwandten derselben, Hermann von Hornburg, zu seinen Gründern.

Je mehr sich aber das Geschlecht verzweigte, desto kleiner wurden ihre Besitztümer; dem enormen Vermögensabgang durch die genannten Stiftungen stand kein Zugang gegenüber; die aufstrebende Stadt drückte wirtschaftlich stark auf



W. Lasius.

Grabstein mit Wappen der Herren von Seldenec  
in der Franziskanerkirche.

den Landadel. So sehen wir denn von der Mitte des 14. Jahrhunderts an das Haus der Nordenberger und Seldenecker der Verarmung und dem Untergang verfallen. Sie verkaufen nacheinander zu Spottpreisen (auch für damals) ihre Wälder, Seen, Wiesen; zuletzt 1493 geht ihr Stammschloß, Nordenberg mit den Dörfern Schweinsdorf, Windelsbach, Birkach, Linden; dem Wurmbach-, Karrach-, Altenhof- und Gartensee; die Kirchensätze zu Gattenhofen, Steinsfeld, Adelshofen, mit denen sie von Alters her von Würzburg belehnt waren; die Hinterburg, die Weingärten an der Kobolzellerteig; dann die Dörfer Detwang, Vorbach, Hemmendorf mit Zugehör: alles zusammen um 8000 Goldgulden an die Stadt über.

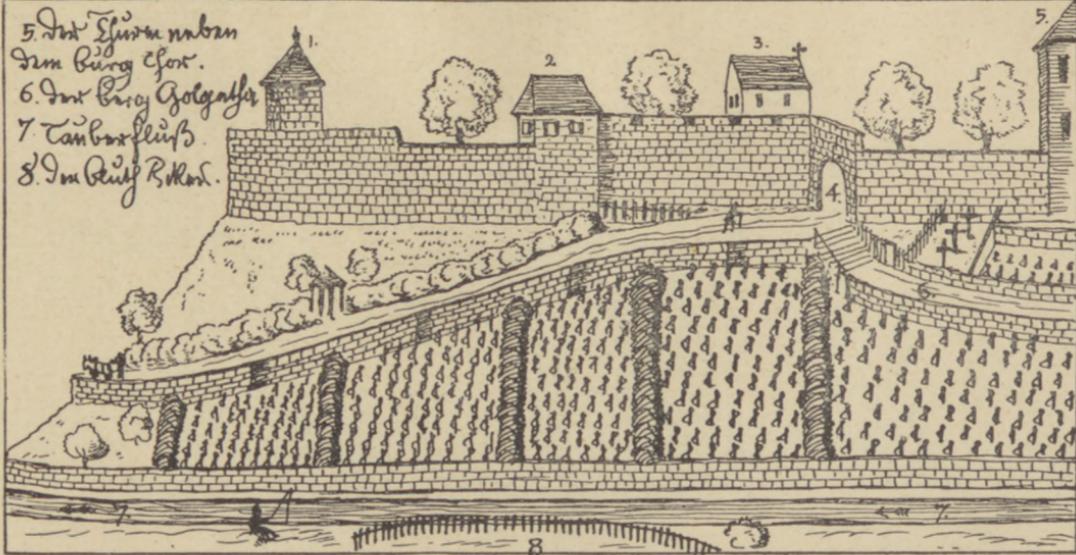
Mit den Verkäufern, Hans und Luitpold von Nordenberg starb die Hauptlinie aus. Das Küchenmeisteramt ging an die Seitenlinie von Seldeneck über und noch 1493 hielt bei der Krönung des Kaisers Maximilian ein Seldenecker den Reichsapfel.

Beim Volk aber ist das Andenken an das einst so reiche und mächtige Haus nicht verschwunden. Die Nordenberger Bauern wollen auf der Burg öfters ein altes Weiblein gesehen haben, das Geld zählte; sie glauben auch, daß der steinerne Kopf, welcher auf der äußeren Seite des Galgentores angebracht ist und nach Nordosten sein Antlitz richtet, der letzte Nordenberger sei, der hier eingemauert worden wäre und sehnsüchtig nach seiner verlorenen Burgherrschaft hinschaue.



Die Mittag Seite der alten Bürg.

1. Der wüste Thurm. 2. Zantz oder Sijebfauß. 3. St. Blasius Kirch. 4. Der Thor zum Hals-Bürg.



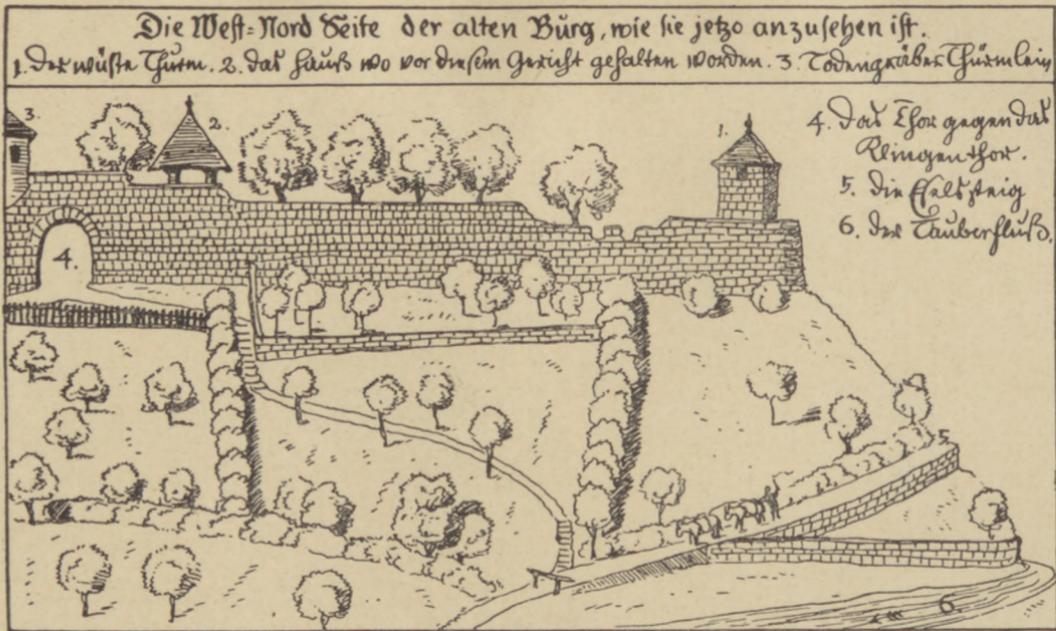
Handzeichnung aus der Schäfferschen Chronik ca. 1740.

(Nr. 1 der wüste Turm sollte richtiger heißen: Pharamundsturm.)

## 7. Die alte Burg.

Der Bergvorsprung, den wir die alte Burg zu nennen pflegen, fällt auf drei Seiten jäh in das Taubertal hinab; er beherrscht im Verein mit dem Essigkrug den ganzen Grund und die gegenüberliegende Höhe und war von der Ebene im Osten durch einen tiefen Graben abgeschnitten. Auf ihm stand die Rodinburg. Nach Auffassung der Einheimischen kommt der Name von den weithin leuchtenden roten Dächern und Türmen der Stadt her, deren intensive Färbung in der Abendsonne der Natur- und Kunstfreund heute noch bewundert. Darum übersezen auch die Dichter Rothenburg mit Erithropolis oder rutilae turres und es ist nicht nötig an „Rodungen“ oder an einen thüringischen Grafen „Ruodo“ oder gar an slavische Wurzeln zu denken.

Auf der westlichen Hälfte befand sich die Hinterburg, wohl einst der Sitz der Grafen, hernach der der Reichsküchenmeister. Der Zugang zu ihr führte durch ein breites, von einem mächtigen Turm überragtes Tor auf der Südseite, das jetzt zugemauert zwischen den Obstbäumen eines kleinen Gärtchens hervorschaut und auf seinen Quadern die Stadtgärtnerwohnung, das ehemalige Schießhaus, trägt. Von der Anlage dieser Burg können wir soviel wie nichts sagen. Denn als sie 1383 von den Nordenbergern an die Stadt verkauft worden war, beeilte sich diese, die Gebäude abzubrechen, bis auf ein größeres Haus im Nordwesten und den sogen. „dicken Turm“ oder Bharamundsturm. Letzterer, etwa 23 Meter hoch, 10 Meter breit, war von uralter Struktur. Das massige Mauerwerk wurde nur durch eine sehr schmale Treppe und durch eine enge Kloakenröhre durchbrochen. Eine Oeffnung führte auf die mit Zinnen umgebene Plattform. Erst später hat



Handzeichnung aus der Schöfferschen Chronik ca. 1740.

man darüber ein Ziegeldach gelegt und so ein Gemach gebildet, das man mit Doppelhacken besetzte. Eine Einbiegung der Mauer gibt an, wieweit der Hofrait der Hinterburg ging.

Gegen die Stadt zu lag die *Vorderburg* oder *Reichsveste*; 1142 von Kaiser Konrad erbaut. Um dieselbe Zeit mag auch die schon früher begonnene Untermauerung des Burgberges mit den großen Quadern vollendet worden sein. Von dem einstigen Hohenstausenschloß hat sich lediglich die Blasiuskapelle erhalten und man weiß nur noch, daß in ihrer Nähe der „wüste Turm“ stand, der schon 1425 abgebrochen wurde, dessen Fundamente aber noch vor 30 Jahren erkennbar gewesen sein sollen.

Die Blasiuskapelle ist, allen Merkmalen nach zu schließen, einst der Pallas der Stausen gewesen, in welchem sich eine Einteilung in drei Stockwerke, sowie die nach Osten gelegene Burgkapelle noch leicht nachweisen lassen. Der Ritteraal scheint im obersten Stockwerk gewesen zu sein, das ein wunderschönes romanisches Fenster ziert. 1356 stürzte die Reichsveste infolge eines Erdbebens ein. Die zerstörte Burg blieb länger in ihren Trümmern liegen; erst als die Stadt die Gerechtfame des Adels an sich gebracht hatte, bat man den Kaiser, die „Hofstatt des Reiches“ räumen zu dürfen. Derselbe trat sie den Rothenburgern ab, bedung sich aber die Wiederherstellung der Kapelle aus. Um 1400 wurde der zerstörte Pallas wieder erbaut und der ganze Innenraum zur Kapelle benützt; damals hat man auch die Wände mit Gemälden geschmückt, welche das Martyrium der Kirchenheiligen, des Blasius, Fabian und Sebastian, darstellten und heute noch Kraft und Schönheit der Ausführung verraten. An der Westseite des Gebäudes fand man vor etwa 60 Jahren gewölbte Verließe, die man leider mit Schutt ausfüllte.

Den dritten bedeutfamen Ort der alten Burg bildete das *Landgericht*, ursprünglich von den Reichsvögten gepflegt. Es stand auf jener Anhöhe, welche den bekannten hübschen Blick auf Detwang gewährt. Die Rechtsprechung fand anfangs unter freiem Himmel statt, später errichtete man auf sechs rohen Steinfeilern ein Dach, unter dem auf Steinbänken die Schöffen saßen. Dieses kleine Gebäude ist dann auch in das Stadtwappen übergegangen.

Die *Steigen*, welche von den zwei Toren der *Borderburg* nach Süden und Norden abwärts führen — die *Weinsteig* und die kurze *Steig* — sind dorten, wo sie ins Tal treten,

durch kleine Außenwerke geschützt; denn das war gewiß die ursprüngliche Bestimmung des sogen. „Schlößchens“ und der „Bronnen- oder Gößenmühle“. Nördlich der letzteren liegt im Tal das Dorf Detwang, von der Turnierwiese nur durch die Tauber getrennt. Es war der älteste Wohnsitz der zur Burg gehörigen Mannen und Dienstleute. Uralte ist sein Kirchlein mit den romanischen Fenstern und Türen und der kleinen Kapelle am Ostchor, in der wir noch Spuren von Wandgemälden, ein Weihwasserbecken und eine steinerne Laterne entdecken; uralt ist der malerische Toreingang und das turmartige Wasserschlößlein mit dem Weidkopf nebenan.

Während wir in die Stadt zurückkehren, liegt der Burgberg langgestreckt vor uns, gleich einem großen Grabhügel, unter dessen frischem Grün der Glanz des staufischen Rittertumes schlummert.



## 8. Die Anfänge der Stadt.

Die Chroniken erzählen, daß in den ältesten Zeiten ostwärts von der Burg im „Höllweg“ oder in der „Hölle“ sieben bis acht kleine Häuslein standen, welche von Gewerbetreibenden und Handwerkern bewohnt waren; sie nennen auch die Burggasse und das Burgtor als die ältesten Teile der Stadt. Wir können darüber so wenig Gewisses sagen, wie über den Namen „Hölle“ selbst. Einige meinen, der Name komme daher, daß ein Teil dieser Gasse in der Nähe der alten Mehlwage, Hs.-Nr. 62 und 63, überdeckt gewesen sei. Andere bringen das Wort mit der deutschen Todesgöttin Hel zusammen und denken an einen altheidnischen Kultus- und Begräbnisort.

Am Ende der Grafenzeit, um 1100, ist Rothenburg bereits eine *umwallte Stadt*, oppidum. Sein eigentliches Wachstum aber ging doch wohl erst vor sich, als der Schwabenherzog hier Hof hielt und den fränkischen Adel um sich sammelte. Damals erhielt die Altstadt von Rothenburg jenen aristokratischen Charakter, den ihr hernach keine Zeit, mochte sie noch so gut bürgerlich sein, mehr nehmen konnte. Und so rasch schritt Rothenburgs Entwicklung vorwärts, daß ihm die erstmals geschaffenen Mauern bereits um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts zu eng wurden.

Sehen wir uns die älteste Stadt — heute noch im Volksmund „die Stadt“ genannt — etwas genauer an.

Ihre Grenze bildete vom Burgtor aus bis wieder zum Burgtor ungefähr einen Kreis. Göttlingk beschreibt sie uns in vollkommener Uebereinstimmung mit dem, was die noch vorhandenen Reste sagen. „Von der Burg ist man bis an das St. Johannistor, bei derselben Kirche gestanden, aber jetzt abgebrochen, von dannen über den alten Stadtgraben



**Prospekt des Marktes gegen Mittag.**

a: das neue Rathhaus; b: das Fleischhaus; c: der Herterichbrunnen; d: der Johanniter Hof; e: der Hofbrunnen; f: die Schmiedgasse.

bis zum Turm neben dem Büttelhaus, fürda zum weißen Turm, von dannen zum Turm hinterm deutschen Haus, so auch abgegangen, und dann fürda bis zum Burgtor, das Frauenkloster mit eingeschlossen, gefahren.“ Die Torangeln am Ostchor der Johanniskirche mit dem roh eingeschlagenen Stadtwappen, der „Stadtgraben“, der „Markusturm“, der mit dem alten Gefängnis und dem Röderbogen die bekannte male-  
rische Partie bildet, der „weiße Turm“ mit der leicht ange-  
schmiegtten Freitreppe, einige Mauerreste, die Einbiegung der  
Klingengasse beim „schwarzen Adler“ und die Klosterwet sind  
heute noch Zeugen von der Stadtgrenze wie sie bis 1204  
bestand. Die Häuser des ganzen Umkreises stießen einst dicht  
aneinander, ihre stark gebauten Mauern bildeten nach außen  
hin die Befestigung, Wall und Graben war vorgelegt, wäh-  
rend im Innern ringsherum ein Weg ging, den heute die  
Burggasse, der alte Keller, der Milchmarkt, das Sülzen- und  
Küblersgäßchen bezeichnet.

Den Mittelpunkt dieser Stadt bildete das ä l t e s t e R a t-  
h a u s. Das „treffliche Gebäu“ brannte leider schon 1240  
ab; nur seine Grundmauern mit den massiven Eingängen  
und dem Kreuzgewölbe blieben. Man setzte später auf diese  
Reste den gegenwärtigen Fachwerkbau und wies die unteren  
Räume den Wezgern an, die hinsort bei 5 Pfund Heller  
(10 Gulden) Strafe dort allein ihre Ware verkaufen durften.  
Die oberen Gelfasse bestimmte man zum Tanz-, Vergnügungs-  
und Theaterfaal. Der Volksmund nennt das Gebäude heute  
noch das „Fleisch“ oder „Tanzhaus“.

Vor ihm lag der Marktplatz. Nordwestlich desselben erhob  
sich die älteste P f a r r k i r c h e, von einem Friedhof umgeben,  
an der Stätte der jetzigen Jakobskirche. Sie stammte, wie  
es heißt, aus der Zeit der Herzöge, war dem Kilian geweiht  
und hatte sechs Altäre. Kanoniker aus Detwang versahen  
in ihr den Gottesdienst. Von der äußeren Erscheinung die-  
ser Pfarrkirche ist nichts mehr bekannt; ebensowenig von der  
Kapelle zum heiligen Blut, die westlich der Kirche stand; da-  
gegen sind in Hs.-Nr. 50 Reste der ebenfalls in jene Zeit  
zurückreichenden Nikolauskapelle erhalten.

Viele freie Plätze in der damaligen Stadt boten Raum  
für Verkehr und Handel. So der B i e h m a r k t, später Her-  
rengasse genannt, der H o l z m a r k t, die spätere Schmied-  
gasse, der M i l c h m a r k t, der H ö g e l m a r k t oder grüne  
Markt. — Um diese Plätze herum standen die alten Häuser

der Ubeligen und Patrizier. Ihre große weite Anlage, der hohe Giebel, der geräumige Hausplatz, die Keller und Böden, der nach rückwärts gelegene Festsaal, die ganze luguriöse Raumverteilung zeichnen sie vor allen andern Häusern aus. Zum teil scheinen diese alten Edelsitze kleine Festungen für sich und durch Mauern gegen einander abgeschlossen gewesen zu sein. Man beachte etwa Hs.-Nr. 20 auf der Rückseite, wo es einem festen Wasserchlößlein gleich sieht, oder die Mauern an den Hofseiten von Hs.-Nr. 46, 47 u. a. Die Handwerkerhäuser in jener ältesten Stadt sind elend, niedrig, dürftig, und spotten all den Anforderungen, die wir heute auch an die schlechteste Wohnung stellen. Ein Blick in die Häuser der „Hölle“, des Küblersgäßchens u. s. w. tut das sofort dar.

Im Jahre 1204 erfolgte die erste Erweiterung der Stadt. Man warf den Wall in den Graben und baute längs der Stadtmauer sowie jenseits des Grabens neue Häuserreihen; die neuentstandene Gasse lief nun natürlich konzentrisch um die vorhingenannten inneren herum; es ist der Stadtgraben, das Pfeifersgäßchen, die Pfarrgasse, die Judengasse. Sodann verlängerte man die Gasse vom Johannistor bis zum Gebstaltort, dem späteren Siebertsturm; die vom Röderbogen bis zum Rödertor, die vom weißen Turm bis zum Galgentor, die vom Turm am deutschen Haus (Dekanat) bis zum Klingentor. Es war die Zunahme der gewerbetreibenden Bevölkerung, welche diese Erweiterung nötig gemacht hatte; dem entsprechend sind auch die Häuser in diesen äußeren Gassen wohl gut eingerichtet für den Betrieb eines Handwerkes, aber nicht vergleichbar mit einem Herrenhaus.

Verschiedene Gassen waren nach mittelalterlichem Brauch bestimmten Gewerben zugewiesen, so die Küblers-, Schmied-, Hafengasse. Eine der bedeutendsten Nebengassen wurde den Tuchmachern und Färbern, damals „Loderer“ genannt, zugewiesen; sie hieß Lodergasse und endete in einer stattlichen Wiese, der Loderwiese; nach dieser Wiese wurde sie später die Weng-gasse (Wiesengasse) genannt, woraus dann die Zeit fälschlich „Wendgasse“ gemacht hat.

Auch diese so erweiterte Stadt, die Handwerkerstadt, wurde mit Wall und Graben umschlossen; aber sie war zunächst noch ohne Mauern und Türme und nur die engen Zugänge, die sie mit der inneren oder Herrenstadt verbanden, waren stark befestigt.

Das bedeutendste Gebäude, welches bald nach der erwähnten Stadterweiterung entstand, ist das „alte Rathaus“. Ums Jahr 1250 war es gebaut worden und bestand aus zwei engverbundenen gothischen Gebäuden. Das eine derselben ist noch erhalten und bildet mit seinem schlanken Dachreiter ein Wahrzeichen der Stadt; das andere, auf dessen Grund der

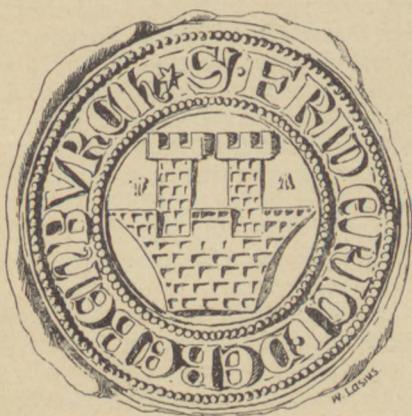


Skulptur im Rathausaal:  
„Das jüngste Gericht.“

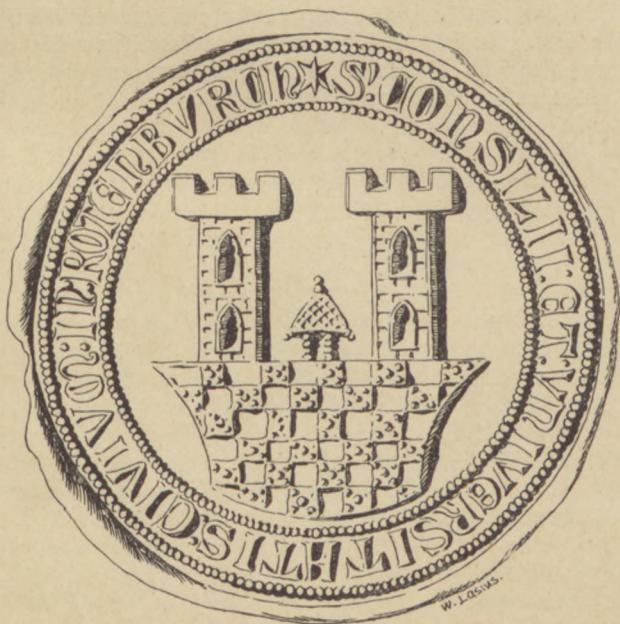
schöne Renaissancebau sich erhebt, war auf der Südseite mit einem Treppengiebel und 4 hohen Bogenfenstern geziert, auf der Ostseite waren Verkaufshallen vorgebaut. Letztere ist im Jahre 1502 ein Raub der Flammen geworden. In ersterem befindet sich der imposante hohe Rathausaal mit seiner schönen Holzdecke, den Gerichtsschranken, und einer alten reich bemalten Steinskulptur, die das jüngste Gericht darstellt. In den unteren Räumen sind Warengewölbe und die Archive, unter der Erde befinden sich die Verließe und Folterkammern, deren grauenvolle Ausstattung längst verschwunden ist.

Nördlich von der alten Burg besaßen die Nordberger einen großen Meierhof. Er mochte wohl einst zur Burg gehört haben, aber die Bögte verfügten über ihn, traten ihn 1258 an die Klosterfrauen von Neusiß ab und wurden so Stifter des Nonnenklosters hier. Lange Zeit war dieses Territorium nach außen hin streng abgeschlossen und erfreute sich besonderer Privilegien und Rechte.

Im nordöstlichen Teil der Stadt befand sich das Judenviertel, die Judengasse und den Judenkirchhof umschließend und anfangs nur durch einen engen Zugang beim weißen Turm mit der Stadt verbunden. In vielen Haustüren der Judengasse bemerken wir heute noch deutlich, wo einst die



Wappen der Stadt Rothenburg vor  
und nach Erwerbung des Kaiserlichen  
Landgerichts.



Mesujah angebracht war, ein Kästchen mit einer beschriebenen Rolle, die den Israeliten bei jedem Ausgang und Eingang an Gott und das Gesetz erinnern sollte.

Einen dritten besonderen Bezirk bildete das alte Hospital (Bezirksamtsgebäude), welches wohl schon im 12. Jahrhundert dem Johanniterorden übergeben wurde. Bald wurde es notwendig das Krankenhaus zu vergrößern und zu verlegen. So entstand bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts das „neue Hospital“; als Gründer desselben wird ein ebenfalls zur Familie der Küchenmeister gehöriger Lupo von Weiltigen genannt.

Eine frische Wiese und eine von einer uralten Linde beschattete Kapelle befand sich dorten, wo jetzt die Franziskanerkirche steht.

Das Wappen der Stadt sieht folgendermaßen aus: Ueber einem mit Zinnen gekrönten Mauerwerk erheben sich 2 Türme in roter Farbe auf weißem Feld; später tritt zwischen die beiden Türme noch ein kleines Gebäude, oder vielmehr ein auf Pfeilern ruhendes Dach; es stellt das kaiserliche Landgericht dar, das hernach unter Topler an die Stadt Rothenburg kam. An den einstigen Staatsgebäuden und über den Toren siehst du es heute noch vielfach prangen, das schöne Symbolum der alten freien Reichsstadt.



## 9. Das Bürgerwesen bis zur Reichsfreiheit.

Die Gemeinde zu Rothenburg hat sich zur Zeit der Hohenstaufen in zwei Teile geteilt: in Bürger und Einwohner.

Die Bürger waren zum teil alte, schon lange hier eingewohnte Freie, auf deren Vorhandensein die weit zurückreichende Geschichte der Burg und Stadt mit Sicherheit schließen läßt, zum teil adlige Dienstmannen vom Hohenstaufischen Hofe, welche sich auf der Burgmarkung anbauen durften und dafür ihre militärischen Dienste zu leisten hatten; zum dritten andere alte Ebenbürtige, welche sich in der Stadt niederließen. Diese zusammen bildeten die ratsfähige Gemeinde, aus deren Mitte die Ratsmitglieder (die „Bürger vom Rat“) hervorgingen. Vom Jahre 1230 an sind die Namen der letzteren aufgezeichnet. Die ersten Familien heißen: von Erzfeld, Zuckmantel, Gerst, Ratgeb, Wernizer, Eberhard, Better, Creglinger, Hornburg. In ihren Händen befindet sich die Regierungsgewalt und der Besitz.

Die Einwohner sind Burgmannen, Handwerker, Dienstreute, Juden, die sich hier angesiedelt hatten; sie bilden die „Gemeinde gemeinlichen“, die Gemeinde der Unfreien. Aus ihnen geht später der Bürgerstand hervor; ihr allmähliches Eindringen in den Rat ist zugleich die Geschichte der innerpolitischen und sozialen Entwicklung Rothenburgs.

Die Regierung dieser Gemeinde lag folgenden Organen und Körperschaften ob: dem Schultheiß, dem Gemeinderat, dem Bürgermeister, den niederen Gemeindebeamten, den Gewerbsgenossenschaften.

Der Schultheiß (scultetus), auch Reichsschultheiß, ist der königliche Lokalbeamte; er übt die Justiz, weshalb er auch Richter oder Stadtrichter genannt wird.

Wenn er die Gerichtsbarkeit handhabt, so stehen ihm zur Seite die Schöffen oder Schöppen; 12, später 16 rechtliche, wahrhaftige Männer aus den Abligen oder Freien, welche von der Gemeinde meist lebenslang zu diesem Amt gewählt worden waren. Es lag im höchsten Interesse der Gemeinde, daß diese Schöppen sich besonders in allen die Verwaltung berührenden Fragen vom Schultheißen möglichst los trennten und unter dem Vorsitz eines eigenen Vorstehers berieten. So bildete sich der Rat oder Gerichtsausschuß, die Konsuln, mit dem magister consulum dem „Pfleger“ der Stadt d. i. dem Bürgermeister an der Spitze.

Der Bürgermeister hat die ganze Verwaltung und Sorge für Sicherheit und Ordnung in der Stadt. Er wird von den Konsuln an bestimmten Terminen gewählt und bekleidet sein Amt ein halbes oder ganzes Jahr; verschiedentlich begeben wir auch schon zwei Bürgermeistern in dieser Periode.

Die niederen Gemeindebeamte heißen Genannte oder Hauptleute. Es sind ihrer vierzig. Sie gelten als Zeugen bei allen außergerichtlichen Verträgen, sind zugleich Wachen und haben militärische Befugnisse. Aus ihnen hat sich später, als die Handwerker das Bürgerrecht erhalten hatten, der äußere Rat gebildet. Der frühere Gemeinderat nannte sich von da ab im Gegensatz zu ihm der innere oder ehrbare Rat.

Während dieser Zeit der Entwicklung gingen die Gerechtfame des Burgvogtes und des Schultheißen sowie auch des Bürgermeisters vielfach ineinander über; es tritt das oft zu tage in der Art und Weise wie die verhängten Bußen zwischen Vogt, Schultheiß und Stadt geteilt werden.

Mit der Zeit aber klärten sich die Verhältnisse. Der Vogt wurde kaiserlicher Landrichter in Franken und die Stadt verstand es hernach, dies Gericht an sich zu bringen. Der Gemeinderat aber erlangte das Wahlrecht des Schultheißen und damit eigene Gerichtsbarkeit. Somit blieb schließlich der „Bürgermeister und der Rat der Stadt“ als höchste Regierungsgewalt übrig.

Die bisher besprochenen Einrichtungen berührten ausschließlich die freie Gemeinde. Die zweite Gemeinde besaß kein Bürgerrecht, sie gliederte sich naturgemäß nach den einzelnen Gewerben. Darum finden wir frühzeitig auch in Rothenburg Verbindungen unter Gewerbsgenossen z. B. solche der Weber, Sattler, Schneider; an der Spitze der-

Wappen aller Rothenburger Patrizier.



selben standen die „geschworenen Meister“. Die Ehrbaren suchten sich die Gewerbetreibenden, sobald diese zu Wohlstand gekommen waren, zu verbinden. Dies geschah vor allem durch Erteilung des Bürgerrechtes an dieselben, was hier gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts der Fall war. Zu dauerndem Einfluß auf die Stadtverwaltung sind trotzdem die Zünfte hier nie gelangt.

Dies die Gestalt des Rothenburger Gemeinwesens im 12. und 13. Jahrhundert. Wenn auch noch nicht allseitig ausgebildet, ist es doch soweit bereits entwickelt, daß es sich selbständig und frei konstituieren kann. Dies konnte natürlich nur auf grund kaiserlicher Sanktion geschehen. War dieselbe nun vielleicht auch schon durch Friedrich Barbarossa erteilt, so brauchte sie doch nach den Wirren der letzten Staufenzzeit und insonderheit nach der Verpfändung der Stadt an die Hohenlohe, aus der sich Rothenburg vermutlich selbst wieder ausgelöst hat, eine Bestätigung. Diese erfolgte durch Rudolf von Habsburg im ersten Jahr seiner Regierung. Die diesbezügliche Urkunde konfirmierte die gewonnene Stellung der Bürgerschaft und wurde die Grundlage späterer Freiheiten. Ihre Hauptbestimmungen sind folgende:

1) Alle Einwohner Rothenburgs erfreuen sich des immerwährenden Schutzes des Kaisers und Reichs.

2) Die Bürger der Stadt können nur vor dem Gerichte der Stadt belangt werden.

3) Ein von der Stadt Geächteter kann nur von der Stadt wieder losgesprochen werden; kein Auswärtiger hat das Recht, einen Bürger Rothenburgs zum Zweikampf aufzufordern.

4) Alle, welche die drei Märkte der Stadt besuchen, stehen eine Meile weit unter dem Geleit und Frieden des Reiches.

5) Was das Landgericht, die dem König zu leistenden Abgaben und die Grenzen für Weiden und Wege anlangt, so bleibt es bei der bisherigen Uebung.

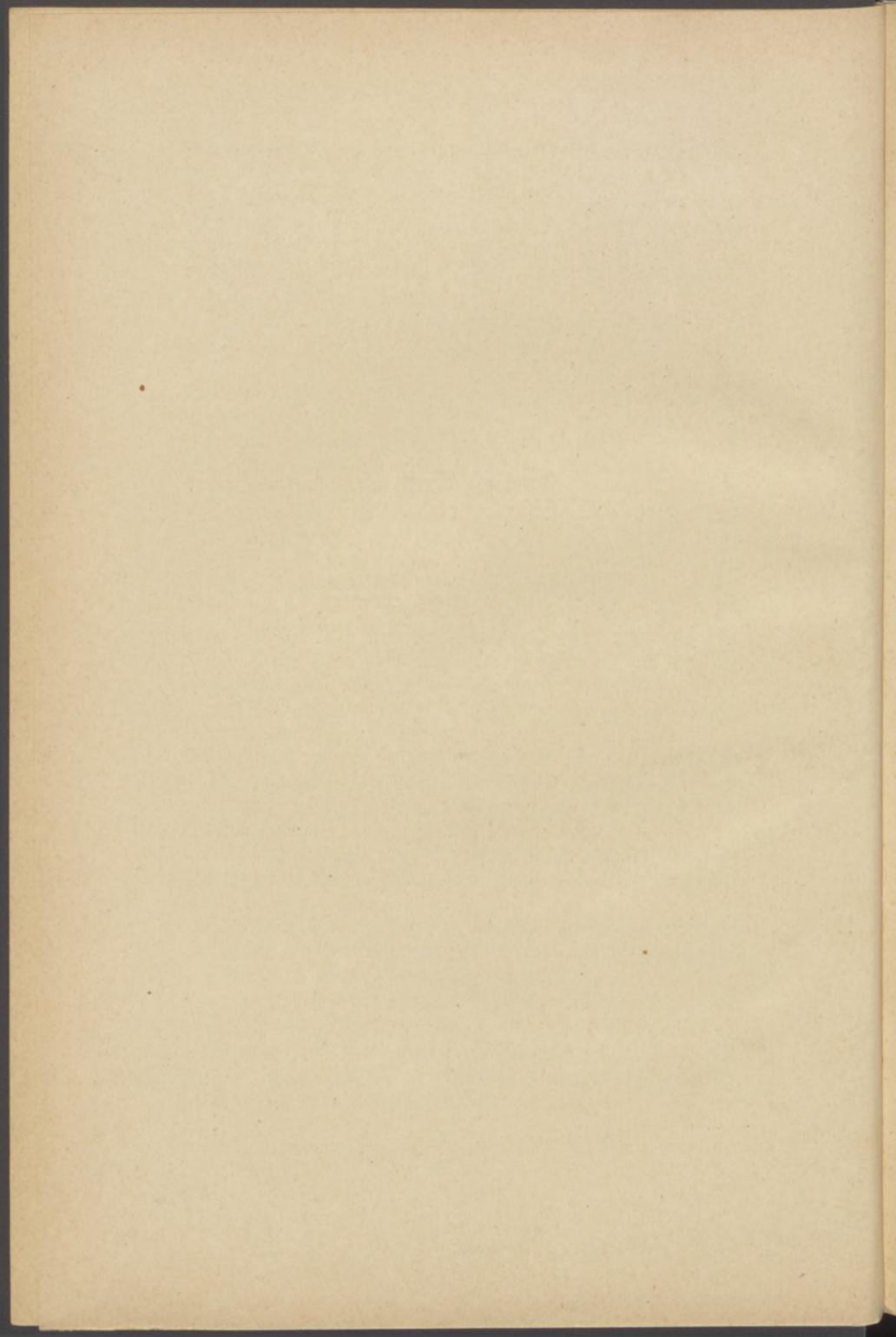
Gegeben ist die Urkunde zu Hagenau am 15. Mai 1274.

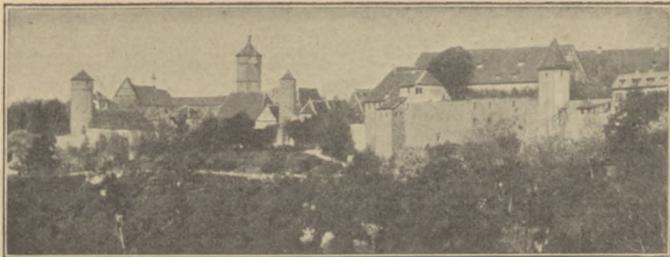
Rudolf von Habsburg selbst ist zweimal, 1275 und 1289, hier gewesen; auch von seinen Nachfolgern auf dem Throne haben die meisten ein- oder mehrmal das „kaiserholde“ Rothenburg mit ihrem Besuche beehrt.

Zweites Buch.

Wachstum und Blüte.

---





## 10. Was Kaiser Ludwig der Bayer für die Stadt tat.

Die Nachfolger des Kaisers Rudolf von Habsburg bestätigten und erweiterten die Vorrechte der Stadt; Kaiser Albrecht gewährte, als er 1298 hier weilte, zu den 3 vorhandenen noch einen vierten Jahrmart, am zweiten Donnerstag nach Pfingsten, auf den heiligen Blutstag. Derselbe Kaiser gestattete auf die Bitte des Rats und der Bürgerschaft hin, das neue Hospital mit in die Ringmauer zu schließen, obwohl er gegründete Bedenken dagegen hatte. Die Verteidigung schien ihm durch die große Ausdehnung der Mauer bedeutend erschwert, die Steuerkraft der Stadt durch die kostspieligen Bauten zu stark in Anspruch genommen zu sein. „Man hat damals gesagt, es sei dieser Anhang mit dem Hospital wie ein Zipfel an einer Kappe und daher den Namen des *Kappenzipfels* bis auf diesen Tag erhalten.“ Auch der fromme und kluge Kaiser Heinrich VII. erwies sich der Stadt hold.

Dann kam die traurige Zeit, wo die Deutschen wieder einmal an einem König nicht genug hatten. Ein Teil der Kurfürsten hatte Ludwig den Bayer, ein anderer Friedrich den Schönen von Oesterreich zum Kaiser gewählt. In dem langen Krieg, der zwischen beiden ausbrach, stand Rothenburg treu auf Seite des Wittelsbachers und es hatte damit keine unglückliche Wahl getroffen. Denn wie sehr man auch Ludwig

dem Bayern die Unsicherheit und Unerprießlichkeit seiner Politik und seine Schwachheit gegenüber den Anmaßungen des Papstes vorwerfen mag, ein unbestreitbares Verdienst hat er sich doch erworben: Er begünstigte die aufstrebenden Städte und förderte Gewerbe, Handwerk und Verkehr nach Kräften. Bewußt stellte er sich in dem beginnenden sozialen Kampf zwischen Adel und Bürgertum auf der letzteren Seite. Er erwarb sich damit aber auch die treue und unwandelbare Gefolgschaft des letzteren, das bei ihm in schweren Zeiten aushielt und selbst dann nicht wankte, wenn infolge mißlicher politischer Verhältnisse des Kaisers Treue zu wanken schien.

Mit Rothenburg hatten sich Augsburg, Hall, die anderen schwäbischen Städte, Nürnberg und dessen Burggraf, der Graf von Dettingen, die Küchenmeister von Nordenberg und die Bannerherrn von Endsee auf Ludwigs Seite gestellt. Rothenburg schloß dabei mit dem Burggrafen von Nürnberg und dem Grafen von Dettingen einen Vertrag, wonach diese gegen 480 Pfund Heller den Schutz von Rothenburg und Nordenberg übernahmen und der Stadt alle Unterstützung zusagten, ohne irgend welchen Einfluß auf die inneren Angelegenheiten der Stadt ausüben zu wollen. Dieser Vertrag ist charakteristisch für die Verhältnisse Rothenburgs in der damaligen Zeit. Er läßt uns in Rothenburg ein Gemeinwesen erkennen, das zwar innerlich noch nicht ganz gefestigt ist, aber selbstbewußt emporstrebt und auf seinen Wohlstand und die Tüchtigkeit seiner Bürger vertrauend in die politische Arena eintritt.

Ludwig der Bayer kam 1315 zum erstenmale nach Rothenburg und vermehrte in dankbarer Anerkennung dessen, was Rothenburg für seine Sache tat, die Vorrechte der Stadt. Dann sammelte er Mannschaften aus Nürnberg, Rothenburg, Weizenburg und zerstörte damit die dem Bischof von Eichstätt gehörige Stadt Herrieden. Auf dem Rückzuge eroberten die Rothenburger Schloß Schillingsfürst.

Ihr Fähnlein nahm auch an der Schlacht bei Mühlendorf und Ampfing hervorragenden Anteil, wo die kriegsgeübten Ostranken den entscheidenden Schlag gegen die Oesterreicher führten. Friedrich der Schöne wurde dort gefangen; aber sein Bruder Herzog Leopold kämpfte weiter gegen Ludwig und zwang ihn bei Burgau 1324 zu einem verlustreichen Rückzug; auch bei diesem mißglückten Unternehmen hatten die Rothenburger ihrem kaiserlichen Herrn wertvolle Dienste geleistet.



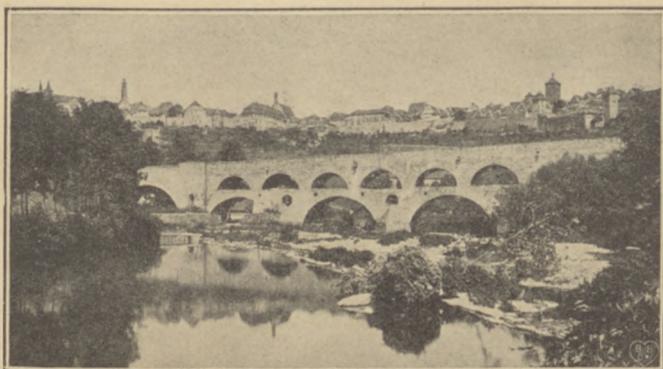
5\*

Südende der Stadt: Kappenzipfel mit Hospital; im Tale: Kobeltzeller Kirchlein und Schlößchen.  
Nach Photographie von H. Gerbert, Rothenburg.

Der Kaiser lohnte diese Treue zunächst sehr schlecht. In dem unsicheren Bestreben, bald da, bald dort Stützen zu finden, nahm er plötzlich einen seiner früheren Gegner, Kraft von Hohenlohe, wieder zu Gnaden an und verpfändete an dessen Gesippen die Stadt Rothenburg um 8000 Pfund Heller. Aber es kamen auch wieder andere Zeiten, da er einsah, daß seine natürlichsten Bundesgenossen die Städte seien, welche er sich leicht durch Privilegien verbinden konnte, deren Bürger stark genug waren, sich ohne seine Hilfe gegen ihre Feinde zu wehren und die es wagten, den römischen Bannflüchen zu trotzen. So wandte er denn bald auch der Stadt Rothenburg, welche sich aus ihrer Verpfändung selbst wieder eingelöst hatte, ein reiches Maß kaiserlicher Gnaden zu. Er versicherte ihr, daß sie nie mehr vom Reich versezt werden solle, daß sie ihre Rechte und Gesetze, soweit es dem Reich und den kaiserlichen Rechten nicht entgegen sei, selbst machen und abtun dürfe, daß niemand ihre Bürger anders als vor ihrem Richter beklagen dürfe, daß die Erkenntnisse des Rothenburger Landgerichtes bei den kaiserlichen Hofgerichten gültig seien; er erteilte der Stadt den Rechtsschutz des Spitalers, gewährte ihr wegen ihrer Selbstausslösung aus der Verpfändung Reichssteuerfreiheit auf sieben Jahre, Freiheit vom Umgeld auf vier Jahre und ein neues Messerecht auf 8 Tage. Letzteres, wie auch die Erlaubnis, die bei Siechhaus vorbeiführende Handelsstraße durch die Stadt zu führen, lassen auf lebhaften Verkehr schließen.

Am wertvollsten aber war es, daß der Kaiser der Stadt im Jahre 1339 erlaubte, mit Herren und Städten Bündnisse zu schließen. Dadurch wurde es Rothenburg u. a. ermöglicht, dem sog. „Landfrieden“ beizutreten. Mit demselben hatte es folgende Bewandnis. Es war damals wenig Frieden im Land und mit der öffentlichen Sicherheit stand es sehr schlecht; die Ritter lebten in fortwährenden Fehden und Händeln, der Städter aber wurde, wo er nur reiste, von Wegelagerern, Schnapphähnen und Raubrittern überfallen und beraubt. Es war die Zeit Eppelins von Gailingen, der seinen Namen auch hierzuland unsterblich machte. Der Kaiser besaß weder Macht noch Ansehen genug, dem Unwesen zu steuern. Da vereinigten sich anno 1340 der Kaiser, die fränkischen Bischöfe, Grafen und Städte zu gemeinsamem Schutz und Trutz, zur Förderung des Friedens, Steuer des Unrechts und Abstellung der Fehden und Räubereien. Das nannte man den „Landfrieden“. Zu

den in demselben aufgestellten Schiedsrichtern gehörte auch ein Rathherr von Rothenburg, Herr Heinrich Better. Leider war die Spannung zwischen den Fürsten und Adligen einerseits und den Städten andererseits schon so stark, daß mit einer längeren Dauer dieses Landfriedens nicht gerechnet werden konnte.



### Doppelbrücke.

Nach Photographie von R. Herbert, Rothenburg.

Wie sehr Ludwig auf die Treue der Stadt rechnete, beweist sein letzter Brief, in dem er die Erwartung ausspricht, daß kein Gebot, Bann oder Urteil, das vom Papst komme, von Rothenburg angenommen, geöffnet oder verkündet werde. 1347 starb der Wittelsbacher, leidend unter einem fürchterlichen Bannfluch des Papstes. Viermal war er in seinem getreuen Rothenburg gewesen. Die großen Lasten, die seine Anwesenheit der Stadt aufbürdete, hatte er durch bedeutende Steuerbefreiungen erleichtert. Sein Name wird mit der Geschichte Rothenburgs unzertrennlich verbunden sein.

Die Entwicklung der Stadt machte zu seiner Zeit wesentliche Fortschritte. Im Jahre 1336 wurde den Handwerkern das Bürgerrecht erteilt. — Die Befestigung der Stadt wurde aufs ernste betrieben. Besondere Bürgerbeiträge, Bußen und das vom Kaiser erlassene Umgeld (d. i. die Weinsteuer) wurden zum Bau der Stadtmauer, der Zwin-

ger und Gräben verwendet. — Der wachsende Verkehr und das Bedürfnis einer guten Verbindung mit den Mühlen im Taubertal führte zur Anlage einer steinernen Brücke über die Tauber, nahe beim Kirchlein zu Kobelzell. Um die steile Auffahrt gegen die Stadt zu möglichst zu kürzen, setzte man zwei Bogenreihen unregelmäßig übereinander; die darnach so genannte Doppelbrücke bildet eines der interessantesten Bauwerke der Stadt. Daß sie zu ihrer Verteidigung und Sperrung einen Brückenturm trug, scheint nicht unwahrscheinlich zu sein.

Auch der Siebersturm erhob damals schon seine ungefüge braune Gestalt, die Hospitalgebäude entstanden und ein Torturm überragte die Stadtmauer gegen Gebfattel zu. So bildete sich zu Ludwig des Bayern Zeit allmählich das Stadtbild heraus, das heute noch den Beschauer mit so unwiderstehlichem Reize anzieht.



## 11. Was sich unter Kaiser Karl IV. begab.

Kaiser Karl IV. hat zwar für sein Vaterland Böhmen mehr gesorgt als für das deutsche Reich, aber Rothenburg muß doch auch seiner dankbar gedenken. Dreizehn Freibriefe hatte es, als er im Jahre 1347 zur Regierung kam, anno 1355 besaß es deren bereits 19, die ihm Karl in Diplomen mit goldenen Bullen bestätigte, und als er 1378 starb, waren es 28 geworden. Die meisten derselben erteilen Privilegien in bezug auf Gerichtsbarkeit und Steuererhebungen; einige andere sprechen der Rothenburger Kaufmannschaft Zollfreiheit in Böhmen, Mainz und Nürnberg zu und widerlegen damit die oft gehörte Behauptung, daß die Rothenburger Bürger im Mittelalter keinen Handel getrieben haben. Einmal freilich hat auch dieser Kaiser Rothenburg verpfändet. Gleich am Anfang seiner Regierung, als er sich noch seine Freunde suchen mußte, überwies er die Stadt mit allen Einkünften an den Bischof Albrecht von Würzburg. Lange bedrückte dieser die Stadt, bis sie sich endlich, der Plackereien müde, um 8500 Gulden selbst von der Verpfändung auslöste. Wie der Kaiser dafür die Stadt belohnte, werden wir später hören.

Deutschland hatte damals viel zu seufzen und zu klagen. Schwere Plagen des Himmels hatten das Abendland heimgesucht. Schon 1339 waren soviel Heuschrecken gekommen, daß sie die Sonne verdunkelten und alles auf dem Feld verderben. 1340 war infolge dessen eine große Feuerung entstanden. Darnach erschien die Pest und raffte Tausende dahin. Sechsmal trat sie innerhalb 40 Jahren auf, meist so, daß sie in drei Tagen den Tod der Erkrankten herbeiführte. Zu ihren Symptomen gehörte, daß sich schwarze Flecken am Leibe verbreiteten, woher man sie auch den „schwarzen

Tod“ nannte. Auch unsere Stadt wurde von der Seuche heimgesucht. 1356 erschütterte sodann ein Erdbeben die Tafelsteite der Stadt, daß ein großer Teil der Stadtmauer vom Klingentor bis zum Kobelzellertor und die Burgen auf der alten Burg und dem Essigkrug einstürzten. Die also zerstörte Vorderburg hat hernach Kaiser Karl der Stadt überlassen mit der Bedingung, eine Kirche dorthin zu bauen.

In diesen Tagen des Unglücks fand religiöse Schwärmerie und Fanatismus nur allzuleicht Eingang bei den erregten Gemüthern. So zogen auch in unserer Gegend die Geißelbrüder umher und entzündeten ihre unheimliche Manie. Auch die Judenverfolgungen wachten wieder auf und zeigten, wie enge Aberglaube und Glaubenshaß verbunden sind. Schon 1298 hatte man in Franken die Juden ermordet und verbrannt unter dem Vorwand, sie hätten hier in Rothenburg das geweihte Abendmahlbrot gestohlen und geschändet. 1336 war die zweite, 1348 die dritte Judenverfolgung ausgebrochen.

Wie merkwürdig! Aus diesen Greueln der Verblendung erhebt sich einer der lieblichsten und sinnigsten Gebräuche unserer Stadt, der, nachdem er im achtzehnten Jahrhundert noch einer besonderen Pflege sich erfreute, nun leider ganz verloren ging: Der Schäferstanz. Der Archidiaconus Seyboth hat bei der 1776 am Schäferstag gehaltenen Predigt also

#### **vom Aufkommen des Schäferstanzes**

berichtet:

„Die Juden konnten ihr altes Jerusalem lange nicht verschmerzen, sondern sannnen auf Ratschläge, wie sie wieder zu einer großen Judenstadt gelangen möchten. Diefeswegen wurden sehr viele fremde Juden heimlich in Stübigen und Fässern in die Stadt gebracht und wie sie glaubten, daß sie jezo stark genug wären, der Stadt Widerstand zu thun, so wurde der verfluchte Anschlag, alle hiesigen Springbrunnen zu vergiften, vorgenommen. Aber Gott, der da weder schläft noch schlummert, der wachte über unsere liebe Vaterstadt und gebrauchte zu seinem Werkzeug einen geringen Hirten und vielleicht in den Augen der Menschen einfältig erscheinenden Schäfer, das Unglück von der Stadt abzuwenden. Der mußte dem Magistrat entdecken, daß er im Vorbeigehen beim Bronnen Herterich am oberen Galgentürlein, wo beiläufig heutigen Tages der Pulverturm steht, etliche Juden aus der Brunnenstube habe springen sehen, als wozu ihm eine schreiende

Ganz an dem nahe dabei gelegenen Seelein habe Anlaß gegeben, und sei hingegangen zu sehen, was die Juden in der Brunnenstube möchten gemacht haben. Sein bei sich gehabter Hund habe ein wenig des Wassers gesoffen und wäre gleich auf der Stelle tot geblieben. Nachdem er solches angezeigt und noch etliche Proben mit dem Wasser gemacht worden, hätte sich's befunden, daß die Gefahr groß wäre; weßwegen gleich in der Stadt umgesagt wurde, es solle kein Mensch Wasser holen bis auf weitere Ordre. Es kam hernach mit der Stadt und denen Juden zu einem großen Prozeß am kaiserlichen Hof und hatte das Anscheinen, als sollten die Juden nicht sonderlich gebissen werden. Dies machte sie dreist, ehe und bevor der erste Prozeß aus war, noch auf einen weit verfluchteren Anschlag zu verfallen. Zu der Ausführung wurde der hl. Charfreitag bestimmt, indem wegen dem großen Kirchbau selbiger Zeit an Sonn- und Feiertagen alle Bürger nach Detwang in die Kirche gehn mußten. Aber was geschah? Der nämliche hiesige Stadtschäfer, der der hebräischen Sprache sehr kundig und erfahren soll gewesen sein, dieser herrschelte ohnweit ihrer großen Versammlung, wo die vornehmsten Juden und Rabiner mit dabei waren, ohne von ihnen bemerkt zu werden; er aber verstunde und hörte alles deutlich, was sie in ihrem verfluchten Rat beschloffen hatten und ging hin und zeigte es abermal an, wie sie nämlich vorhätten, aufm heiligen Charfreitag, wenn die Bürger morgens in der Kirchen nach Detwang wären, so wollten sie die Stadt überumpeln, alles, das noch da wäre, massakrieren, hernach die Tore besetzen, und wenn die Bürger von der Kirche zurückkommen, alles gänzlich darnieder machen und auf diese Art sich der Stadt grausam bemächtigen. Aber der Ratschluß Gottes war ganz anders, denn der dirigierte die Herzen derer damaligen katholischen christlichen Regenten hiesiger Stadt, daß sie in der Stille die vortrefflichsten Gegenanstalten gemacht, so daß das gedrohte Unglück an diesem Tage über sie und ihre Kinder ausging; denn viele wurden massakriert, viele haben die Flucht ergriffen und alles verlassen, viele sind ins Gefängniß geworfen worden und haben alle ihren wohlverdienten Lohn empfangen, wie dann anno 1393 laut Straßburger und Rothenburger Chroniken die letzten vollends alle verbrannt und also die Stadt von denen Juden auf ewig geräumt worden. Zum Dank für diese Rettung der Stadt haben die Schäfer solch schöne Privilegien erhalten."

Soweit der Herr Archidiaconus. In Wirklichkeit verdankte der Schäferstanz sein Aufkommen einem ziemlich ausgedehnten Wollenhandel der Stadt.

Wie ein solcher Schäfertag späterhin verlief erzählt uns Schaffert: „Anno 1763, Dienstags den 30. August hielten 16 Schäfer und 17 Schafknechte hier ihren Tag. Um 10 Uhr gingen sie in die Kirche. Vorne ein Stadtknecht im grünen Kamisol und roten Rock mit weißen Aufschlägen; er hielt in der Hand eine frische Gerte, an der sich oben noch Laub befand, während ein daran gebundenes rotes Band im Winde flatterte. Dann kamen zwei Musikanten mit Waldhörnern und drei weitere mit Fagott und Schalmeyen; auch von diesen trug jeder vorn am Rock ein rotes Band. Hinter ihnen schritt Herr Joh. Balth. von Staudt, Mitglied des innern Rats und dormalen vorgesetzter Hirten-Herr mit einem Schäfersmantel angetan einher, rechts von Herrn Friedlein, Glied des äußern Rats und Schafherrn, links vom Lammwirt geleitet. Auch diese waren in Mänteln. Herrn von Staudt trat ein Einspänniger, d. h. ein einzelner Soldat nach. Nun führt Herr Finsterer, Stadtbauer und Hirtenmeister, ebenfalls im Mantel, den ältesten Schäfer, der damals von Schandhof war, voran, die übrigen Schäfer folgen paarweise und dergleichen die Schafknechte, von denen jeder seinen Säbel oder Seitengewehr am Hest mit einem Band geziert hatte und es mit der linken Hand im Arm liegend trug. Der Herr Archidiaconus predigte über Jes. 40. 11.

Nach dem Gottesdienst hielten sie ihr Mahl im Lamm, wo sie 10 Gulden und 5 Fastnachtshühner einzunehmen hatten. Nachmittags holten sie im Zug aus dem Spital die bändergeschmückte Gans, welche dann auf dem Markt feierlich geköpft wurde. Hernach tanzten sie um den Herterichbrunnen herum und tauchten auch wohl ein fremdes Herrlein, das sich um eine ihrer Schönen zu viel kümmerte, in den Brunnentrog hinein.

Das Fest dauerte drei Tage; wieviel dabei konsumiert, verzehrt und verehrt worden ist, mag der geneigte Leser sich denken. Wir aber haben zum oben Erzählten noch etwas hinzuzufügen.

Schon im 12. Jahrhundert hatten sich Juden in Rothenburg niedergelassen. Bald legte man ihnen von Reichswegen allerlei Lasten auf.

Anno 1353 gab Kaiser Karl den Städten als Entgelt



**Herterich- (St. Georgs-) Brunnen.**  
Nach Photographie von R. Herbert, Rothenburg.

dafür, daß sie sich aus ihrer Verpfändung selbst ausgelöst hatte, die Erlaubnis, daß sie und ihre Nachkommen mit ihrer Judenschaft, Synagogen, Häusern und Hofstätten tun dürften, als mit ihrem eigenen Gut, und daß sie von allem Gold und Sachen, die sie in den zerstörten Judenhäusern vorfänden, die Hälfte behalten dürften. So waren die Juden für rechtlos erklärt und der Gnade und Ungnade der Stadt überantwortet. Diese sah von da ab in ihnen eine ergiebige Steuerquelle, die sie wacker ausbeutete, bis im Jahre 1519 neu erwachender Fanatismus die unglücklichen Kinder Israels völlig aus Rothenburg vertrieb.

Ein anderes charakteristisches Bild aus jener Zeit bietet  
**die Historie vom Zugmantel, Mörder und Better.**

„Auf eine Zeit wurden Heinrich Zugmantel, Ulrich Mörder und Heinrich Better, alle des innern Rats zu Rothenburg, in angelegenen Sachen zu Kaiser Karl IV. geschickt. Da beehrte der Kaiser ihre Namen zu wissen. Als nun Zugmantel den seinen nannte, antwortete der Kaiser: Das ist ein böser Name, denn mit einem Zugmantel kommen Mörder, Dieb und Räuber einher. Als nun Mörder seinen Namen von sich gegeben, ward der Kaiser ganz unwirsch und empfing sie schlechtlich. Da fragte er auch den Dritten, der antwortete: Allergnädigster Herr Kaiser! Ich bin der Better. Da mußte der Kaiser lachen und sprach: Seid Gott willkommen, lieber Better! Seid ihr nun aller Welt Better, so sollt und müßt ihr auch unser Better sein! und nahm ihn gar freundlich auf und hatte ihn gar lieb, also, daß, wenn der Kaiser nachher eines Rats Botschaft beehrte, er alletwegen um Heinrich Better schrieb; er mußte auch oft sein, wo der Kaiser gerade Hof hielt. Wenn er nun bei dem Kaiser etwas Wichtiges vorzubringen oder eine besondere Freiheit zu erwirken hatte, es ihm aber nicht recht vorwärts gehen wollte oder er nicht vorkommen konnte, so machte er sich zu der Kaiserin, deren Günst und Gnad er auch hatte, und verehrte derselben ein Geschenk seitens der Stadt. Wenn sie ihn dann tugendlich empfing und gnädiglich um sein Begehrt befragte, so sagte er es an und bat, ihm beim Kaiser zu helfen. Das tat sie denn auch bald und verhalf ihm zum Kaiser, oder sie gab ihm zur Antwort, er solle in die Kanzlei gehen und seine Sach nach seinem Sinn und Willen angeben und versiegeln lassen. Und das geschah gar oft.

Dieser Better hatte manche gute Freiheit der Stadt erworben. Als es ihm nun wohl ging und er an Gut und Ehren zunahm, wurden ihm Zuckmantel und Mörder, welche sich durch ihn zurückgesetzt glaubten, sehr feind. Als ihm nun der Kaiser einst erlaubte, im eigenen Hause Münzen zu prägen, der Rat aber ihm verbot, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen, verdroß das den Better so, daß er nach Nürnberg zog und dort Bürger wurde. Weil er aber hier noch Güter und Weinberge bei der Diebssteig hatte, kam er öfter noch her. Bei einer solchen Gelegenheit lauerten ihm der Zuckmantel und Mörder auf, ermordeten ihn bei der Kniebrechen und führten ihn tot in die Stadt. Drei Tage und Nächte hatten sie ihn im Sack, dann wurde ihre Tathuchbar; darüber haben sie sich verborgen und sind entwichen. Der entleibte Better aber hinterließ einen Sohn, der ward der Stadt Feind und verstümmelte etliche Bürger, kam aber zuletzt in solche Armut, daß niemand wußte, wo er hingekommen ist.

Wegen dieses Totschlags ist die Stadt bei Kaiser Karl in Ungnade und Verdacht gekommen, aber auf eingezogenen Bericht für unschuldig erkannt worden. Die Zuckmantel und Mörder aber wurden auch der Stadt verwiesen.“

Sage und Geschichte sind in dieser Historie seltsam gemischt; doch läßt sie deutlich erkennen, wie sehr das Patriziat der aufstrebenden Stadt durch Parteiungen und Familienstreite zerrissen war. Urkunden verschiedenster Art bestätigen das Vorhandensein solcher Zerwürfnisse. Es bedurfte eines großen Geistes und einer starken Hand, die machtvolten, aber sich gegenseitig widerstrebenden Elemente zusammenzuzwingen und ihre vereinte Kraft dem Wohl der Republik dienstbar zu machen.



## 12. Heinrich Topley, der große Bürgermeister.

Solange Rothenburg steht, wird man an Heinrich Topley und sein tragisches Geschick denken. Eine Herrschernatur sondergleichen, in den glänzendsten äußeren Verhältnissen befindlich, tapfer, klug, energisch, groß als Feldherr und Staatsmann, ein Freund des Kaisers und ein Freund des Volkes, ist er eine der anziehendsten Gestalten in der Rothenburger Geschichte. Im Vertrauen auf seine hervorragenden Eigenschaften wagte er es, die von ihm regierte Stadt zu einer politischen Bedeutung emporzuführen, welche in keinem Verhältnis zu ihrer sonstigen Größe stand. Als ihn das Glück verläßt, bereitet ihm kleinlicher Neid, Furcht und Hinterlist ein jähes Ende. Mit ihm stürzte auch Rothenburg von seiner Höhe. Es gelangte hernach nie wieder zu der Fülle von Macht und Ansehen, welche es einst um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts besessen hatte.

Als Heinrich Topley in der Geschichte auftritt, steht er schon mitten in einer tatenreichen Laufbahn und greift als Bürgermeister und Feldherr entscheidend in die politischen Wirren seiner Zeit ein. Der erste Städtekrieg war ausgebrochen. Der Adel und die verbündeten Republiken standen sich feindseliger als je gegenüber. Eberhard der Kauschebart bedrängte die schwäbischen Städte aufs härteste. Da wurde 1377 auf einem Reichstag zu Rothenburg der Streit auf etliche Zeit beigelegt. König Wenzel selbst weilte bei dieser Gelegenheit hier. Damals hat wohl Topley zum erstenmal sein diplomatisches Geschick bewiesen und seine Beziehungen zu Wenzel angeknüpft.

Es folgten auf diesen Reichstag langwierige Verhandlungen wegen Anerkennung des Städtebundes seitens des Königs und wegen eines allgemeinen Landfriedens. Bei den-

selben ist Topler ständiger Abgeordneter Rothenburgs und oft Vertreter des Kaisers. Wir treffen ihn häufig in Nürnberg, Ulm, Würzburg, Mergentheim, meist in schwierigen Missionen. Stets zeigt er sich über die politische Lage trefflich unterrichtet, und das allseitige Vertrauen, das er genießt, beweist, welch' führende Stellung im Bund der Städte er einnahm.

Dabei hatten die Fehden mit dem Adel nie ganz aufgehört. 1378 waren die Seinsheim mit vielen anderen in das Rothenburger Gebiet eingefallen und hatten zu rauben begonnen, da kamen die Dinkelsbühler den Rothenburgern zu Hilfe und die vereinten Bürger schickten die Ritter mit blutigen Köpfen heim. 1381 zog der ganze Städtebund mit 1400 Spießern und 500 Knechten zu Fuß in den Ries und gen Franken. Sie kamen gen Rothenburg und verbrannten den Edelleuten alles im Umkreis von sechs Meilen. Viele „starke und gewaltige Schlösser und Burgen, schöne und lustige Gebäu“ wurden von ihnen erobert und zerstört, darunter das Schloßlein Habelsheim, Lohr, Gammesfeld, Diental, Rimbach und zu Neusitz das Schloß auf dem Berg. „Darnach sagte der Adel den Städten ab und brannte ihnen viele Dörfer nieder“. Die persönliche Beteiligung Toplers an diesen Streifzügen läßt sich nicht oft nachweisen. Doch betonen die Chroniken, daß er ein tapferer und erfahrener Kriegsmann war, der oft mit 2—3000 Mann hier ein- und auszog und seine Feinde 20—30 Meilen weit suchte, angriff und niederlegte. Welch' kurzen Prozeß er mit seinen Gegnern zu machen pflegte, bewies er bei einem Raubzug gegen Schwarzach (1401), auf dem er einen seiner alten Feinde, einen Seinsheim, fing und kurzerhand enthauptete. Nicht minder streng handhabte er die Kriegszucht bei seinen eigenen Leuten. Einem Hauptmann, der seinen Eid nicht peinlich genug hielt, ließ er die Augen ausstechen, einem andern, der in den Verdacht der Verrätereie kam, vierteilen.

1387 flackerte der Krieg aufs neue auf. Die Truppen des Städtebundes waren in vier Teile geteilt; an der Spitze des fränkischen Viertels, zu dem die bedeutenden Städte Nürnberg, Augsburg, Regensburg gehörten, stand als Feldhauptmann Topler. Wohl brachte der alte Raufhiebart den Städten bei Döfingen eine solch' schwere Niederlage bei, daß der Bund sich auflöste; aber einzelne mächtigere Städte lagen noch lange im Kampf mit den Fürsten, darunter Rothen-

burg. Der Krieg wurde derart geführt, daß schließlich etliche Meilen um die Stadt herum kein Haus mehr stand.

Eine ordentliche Schlappe aus jener Zeit blieb den Rothenburgern noch lange im Gedächtnis. Am 7. Januar 1389 zogen 132 Fußgänger von Rothenburg aus, die Feinde zu schädigen. Sie kamen gen Jochsberg, fingen 15 Bauern und viel Vieh und führten es gen Rothenburg. Schon waren sie in der Nähe der Stadt bei der Blinksteig und besorgten sich nicht mehr, da fiel plötzlich der Feind mit zweihundert Pferden über die Heimkehrenden her. Mörderlich, jämmerlich und unmenschlich stachen die Seldenecker, Seinsheim, Geher von Giebelstadt, Zobel, Guttenberg, die von Finsterlohr und andere geschworene Feinde der Stadt auf die Rothenburger ein. Sechzig blieben tot, darunter viele aus den besten Geschlechtern, andere wurden tödtlich verwundet. Am ärgsten wüthete Hans von Seldeneck; er setzte sich auf ein kleines Pferd, daß er gut bis auf den Boden reichen konnte; dann ritt er mit einem Buben durch die Reihen der Verwundeten. Wenn sich nun einer regte, sprach er: Magst wohl noch genesen? antwortete dann dieser: Oh weh, ja! dann durchstachen sie ihn vier- bis zehnmal; auch etliche der Gefangenen wurden von ihnen erstochen.

Bei einer solchen Kriegsführung mußte bald auf beiden Seiten eine Erschöpfung eintreten, die zum Frieden geneigt machte. Es gelang auch Wenzel, auf einem Reichstag zu Eger im Jahre 1389 einen allgemeinen Landfrieden zu errichten, der wenigstens eine zeitlang leidlich gehalten wurde.

Rothenburg war aus diesem Kriege ungeschwächt hervorgegangen. Die Mittel des Patriziats schienen unerschöpflich zu sein. Mit der Zahl der Einwohner, die während der unsichern Zeiten hinter den Mauern Schutz suchten, wuchs die Leistungsfähigkeit der Republik. Die Tatenlust und Tüchtigkeit der Bürger war aufs höchste gestiegen, kein Unternehmen schien ihnen zu groß. Am weitesten brachte es damals einer aus dem Geschlechte der Fürbringer. Im Jahre 1396 war er bei Nicopolis von den Türken gefangen und dem Sultan in Kairo übergeben worden. „Dort hat er sich also wohl gehalten, daß er darnach selbst Soldan geworden sein soll.“

Größeren Ruhm aber verdankte Rothenburg seinem Bürgermeister, der unermüdtlich tätig war, die Stadt mit Macht, Ehre und Schönheit zu schmücken. Wir sehen ab von



**St. Jakobskirche.**

Nach Photographie von R. Herbert, Rothenburg.

den verschiedenen Ratsverordnungen, die in den Jahren 1373 bis 1400 unter Topleys Einfluß entstanden sind und durchweg den Stempel seines Geistes an sich tragen, um Größeres zu erwähnen.

Zu seiner Zeit erhält die Stadt ihr schönstes Bauwerk, die Jakobskirche. Die alte Pfarrkirche konnte nicht mehr genügen und man hatte schon lange an die Erbauung einer neuen gedacht. Eine kluge Verwaltung der Kircheneinnahmen ermöglichte es, 1373 mit dem Bau derselben zu beginnen. Topler förderte dieses Werk vor allem dadurch, daß er mit seiner Frau einen Altar „zu den 12 Boten“ stiftete, welcher vermutlich in der sogen. Topleyskapelle neben der schönen wappengeschmückten Statue des Jakobus stand. Weitere Stiftungen folgten nach. Der Bau reichte zunächst nur bis zur Klingengasse und wurde erst später vollendet. Er ist heute noch ein stolzer Zeuge von dem Unternehmungsgeist, Kunstsinne und dem Kraftgefühl der kleinen Republik.

Während der Erbauung der Jakobskirche wurde auch der Rest der Vorderburg in die sogen. Blasiuskapelle umgewandelt.

Topler vollendete und verbesserte ferner die Befestigungen der Stadt und umgab den Rappenzipfel mit Mauern, Gräben und Zinnen. Nicht genug damit, plante er auch eine Erweiterung der Stadt nach Nordosten zu, ließ den Graben ziehen, der das Turmseelein mit der Klinge verbindet und heute wegen seiner Einsamkeit einen so beliebten Spazierweg für Philosophen und Liebende bildet. Die Türme, welche an beiden Enden errichtet wurden, sind erst am Ende des 16. Jahrhunderts abgebrochen worden.

Auch mit zwei Gebäuden im Taubertal ist Topleys Name unzertrennlich verbunden.

Dort unten nordwestlich der alten Burg steht das Toplerschlößlein. Eine alte Urkunde des Archivs berichtet über seine Erbauung also:

„Wir, die Bürgermeister, der Rat, beide inner und außer und auch die Gemeind gemeinlich der Stadt bekennen zc.: — Darum, daß die Mühlen in unserm Taubertal bei unsrer Stadt nun und in künftigen Zeiten desto besser bewacht und beschirmt werde, also haben wir mit guten berat und mit vereintem Willen für uns und alle unsre Nachkommen, unserm lieben Ratsgefellen Heinrich Topler und allen seinen Erben, gegeben und geben ihnen auch mit Kraft dieses Briefes ein



**Zoplerschlöbchen (Kaiserstuhl).**

Mit Genehmigung des Kunstverlags Rud. Schuster-Berlin.

Hofstatt bei der Fuchsmühlen gelegen, so breit und so weit, als die Gräben daselbst begriffen haben, und den Baumgarten darum. Also, daß er einen steinen Sitz zwei Baden hoch und ein Haus darauf bauen soll, und sollen und mögen er und alle sin erben das alles innehaben, nutzen und nießen, besetzen und entsetzen mit allem nutz und recht, als eigens recht ist.“

Dann folgt noch die Bestimmung, daß das Schlößlein bei Besitzveränderungen nur an eingeseffene Bürger übergehen darf.

Eine nunmehr wieder am Gebäude selbst eingelassene Tafel aber berichtet:

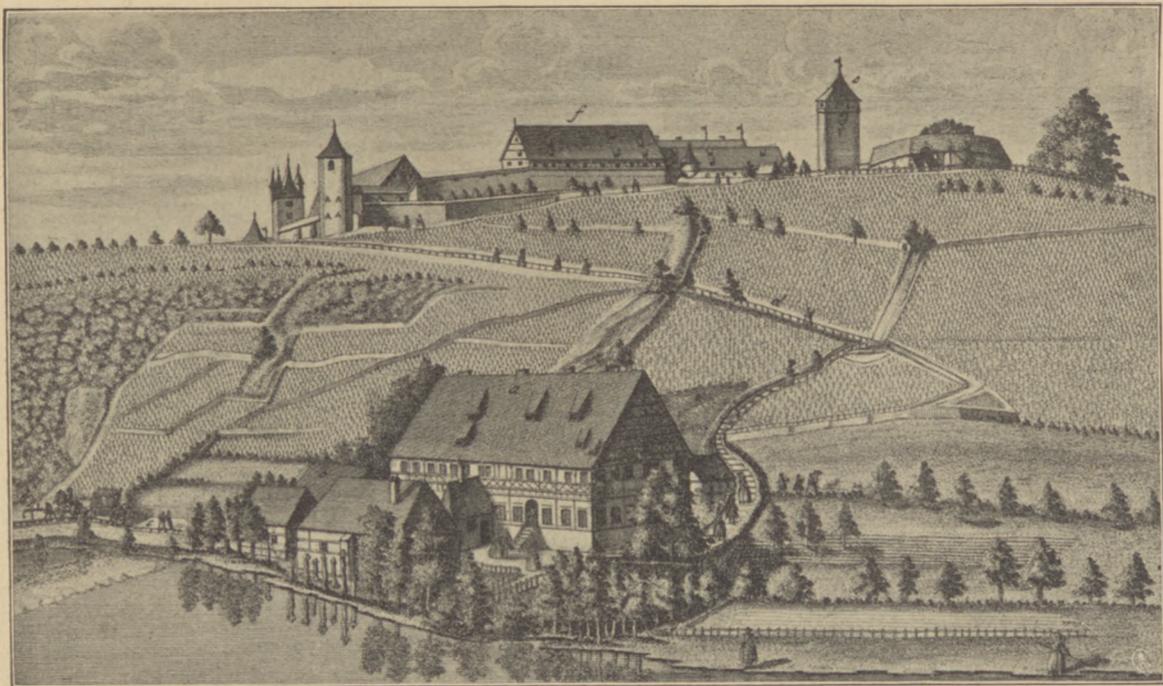
„Diz Haus mit dem graben hat erbaut der erbar man heinric toppler, Bürgermeister zu der zeit zu Rotenburg mit sin selbs kost und erbeit in dem jar, da der heftlich krieg war zwischen fürsten und allen edeln uff einer seit und auch allen stetten, die zusammen verbunden waren, uff die ander seit in deutschen landen und daz vorgeant Haus soll rosental heißen. Anno Dom. 1388 in dem nächsten jar darnach.“

Gewiß mag das feste „Wasserschlößlein“, das sich im Talesgrunde neben der Tauber aus dem Graben erhebt, einst ein guter Zufluchtsort gewesen sein. Auch ist ihm im Innern eine gewisse Behaglichkeit nicht abzusprechen. Kaiser Wenzel hat daselbst mehrmals gewohnt, aber mit seinem Nichtstun den Rothenburgern kein gutes Beispiel gegeben. Noch heute pflegt man von den Ehehalten, die während des Dienstwechsels ein par Tage saullenzen, zu sagen, daß sie „wenzeln“. Das Schlößlein, auch Kaiserstuhl genannt, ist hernach durch allerlei Hände gegangen, bis es in den Besitz des Fuchsmüllers kam.

Ein anderes Werk Topplers im Taubertale ist das Wildbad. Hinter dem Essigkrug war nach dem Erdbeben 1356 eine neue schwefelhaltige Quelle zum Vorschein gekommen. Bald erkannte man deren heilkräftige Wirkung und Topler war es, der dort das erste Badehaus erbauen ließ. Das Bad wurde rasch beliebt und es entfaltete sich in ihm das mittelalterliche Badeleben in seiner ganzen Ungezwungenheit. Den Ausartungen desselben trat der Rat schon 1407 durch eine Verordnung entgegen.

Auf dem höchsten Punkt in der Nähe der Stadt, auf dem Luginsland, errichtete Topler einen Wachturm.

Die also verschönerte, befestigte und in der Erweiterung



**Prospekt des alten Wildbades gegen das Spitaltor. a: das Wildbad, b: der Wild-Wasser-Kasten, c: Fahrweg zur Stadt, d: Fußsteig nach dem Spitaltor, e: Spitaltorturm, f: Spitalgebäude.**

begriffene Stadt machte Topley nun auch zur Herrin über ein bedeutendes Gebiet. Innerhalb zwölf Jahren (1376 bis 1388) erwarb er den Lindachsee, die Herrschaft Nordenberg, das Reichsamt Detwang, die Herrschaft Endsee, die Dörfer im Rangau, die Zent Reichartsrod, das kaiserliche Landgericht mit Zubehör, das Schloß Gammesfeld. Später kamen dann noch dazu die Burgen und Herrschaften von Liental, Seldeneck, Gailnau, Wettringen, Gebfattel. Die Preise, zu denen diese Güter erworben wurden, schwanken ungeheuer. So wurden dem mächtigen Burggrafen für das kleine Seldeneck 8000 Goldgulden gegeben, während die verarmten Nordenberger für ihre reichen Besitztümer nur 9000 erhielten. Wir wissen nicht, woher die Stadt die Mittel hatte, solch große Erwerbungen in so kurzer Frist zu machen und der Umstand, daß gerade in dieser Zeit 30 Jahre lang keine Steuern erhoben wurden, macht die Sache noch rätselhafter. Aber man darf nicht vergessen, welche Vorteile die damalige wirtschaftliche Lage der Stadt Rothenburg bot. Der durch Fehden und Schenkungen verarmte Adel war gezwungen, seine Güter zu zerschlagen; die Bürger hatten an ihrem Gewerbe eine unversiegbare Quelle des Wohlstandes; kaufkräftige Liebhaber waren außer dem benachbarten Burggrafen nicht vorhanden. Diese Umstände machte sich der kluge Bürgermeister zu nuße. Veräußerte nämlich irgend ein Ritter sein Gut, so griff Topley zu, um das Erworbene, wie er es gekauft hatte, wieder an andere abzugeben, jedoch unter den Bedingungen, daß der Käufer ein Bürger der Stadt sei bzw. werde und daß alle auf dem Gut ruhenden Hoheitsrechte der Stadt zufielen. Auf diese Weise erhielt Topley ein großes Gebiet, wohlhabende Bürger und feste Schlösser, welche die Stadt gegen Ueberfälle des Adels schützten. Nicht immer freilich hatte Topley bei solchen Unternehmungen Glück. Manchen guten Wissen schnappte ihm der Burggraf von Nürnberg weg und manche schöne Pfandschaft, die er schon sein eigen wähnte, wurde unversehens wieder ausgelöst. Aber es gelang ihm gerade genug, um der Stadt einen großen dauernden Gewinn zu bringen. Rothenburgs Gebiet konnte zu Topleys Zeit mit dem Nürnbergs sich messen. Erweitert hat es sich späterhin nicht mehr.

Topley durfte sich auch einen Freund des damaligen Kaisers Wenzel nennen und diese Freundschaft hat der Stadt manchen Vorteil eingebracht. Rechter Verlaß war aber

auf den Kaiser nicht. Es fehlte ihm der Ernst und die Nachhaltigkeit, er hatte eine Freude, wenn es recht drunter und drüber ging, huldigte fröhlichen Passionen und brauchte fortwährend Geld. Erhielt er letzteres nicht, so konnte er äußerst unmanierlich werden. Im Jahre 1397 — er hatte eben der Stadt einen Gefallen erwiesen — drohte er den Rothenburger Gesandten, ihnen und dem Topler den Kopf abschlagen zu lassen, wenn sie ihm nicht 4000 Goldgulden bewilligten; als man Vorstellungen machte, sandte er das berühmte, leider neuerdings verloren gegangene Schreiben an die Stadt:

Unsern Ungetreuen zu Rothenburg,  
die dem Reiche ungehorsam sein.

Der Teufel hub an zu scheren eine Sau und sprach also:  
Viel Geschreyes und wenig Wolle. Die Weber können nit  
stehn ohn Wolle. Ungehorsamkeit macht viel.

dat. sabb. post Sanct omn.

Hora vespere Nureinbergo.

Rex. p. se.

Die Stadt hat hierauf dem unwiderstehlichen Schwere-  
nötter wirklich 2000 Gulden gegeben.

War Wenzel ein Freund von zweifelhaftem Wetter, so waren die damaligen Feinde Rothenburgs umso ernstler zu nehmen, vor allem der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern.

Im Jahre 1387 hatte sich Rothenburg in den Besitz des kaiserlichen Landgerichtes daselbst gesetzt. Für Rothenburg war dies von umso größerem Wert, als Würzburg und Nürnberg ein gleiches Gericht besaßen und man nun etwaigen Eingriffen von dort aus die Spitze bieten konnte. Aber der Bischof von Würzburg, ein geschworener Gegner Rothenburgs, wollte diesen Erwerb nicht dulden; er verbündete sich mit dem auf das Emporstreben Rothenburgs neidisch blickenden Burggrafen und andern Gesinnungsgenossen und befehlete die Stadt. Nach schweren Kämpfen, in denen die Rothenburger dem Bischof Euerfeld und Seligenstadt verbrannten, dem Herrn von Thüngen die Neußenburg zerstörten und unter Topler des Burggrafen Veste Zirndorf berannten, wurde endlich ein Waffenstillstand geschlossen. Zwei von den Fürsten einseitig als Schiedsrichter angerufenen Bischöfe sprachen der Stadt das Landgericht ab.

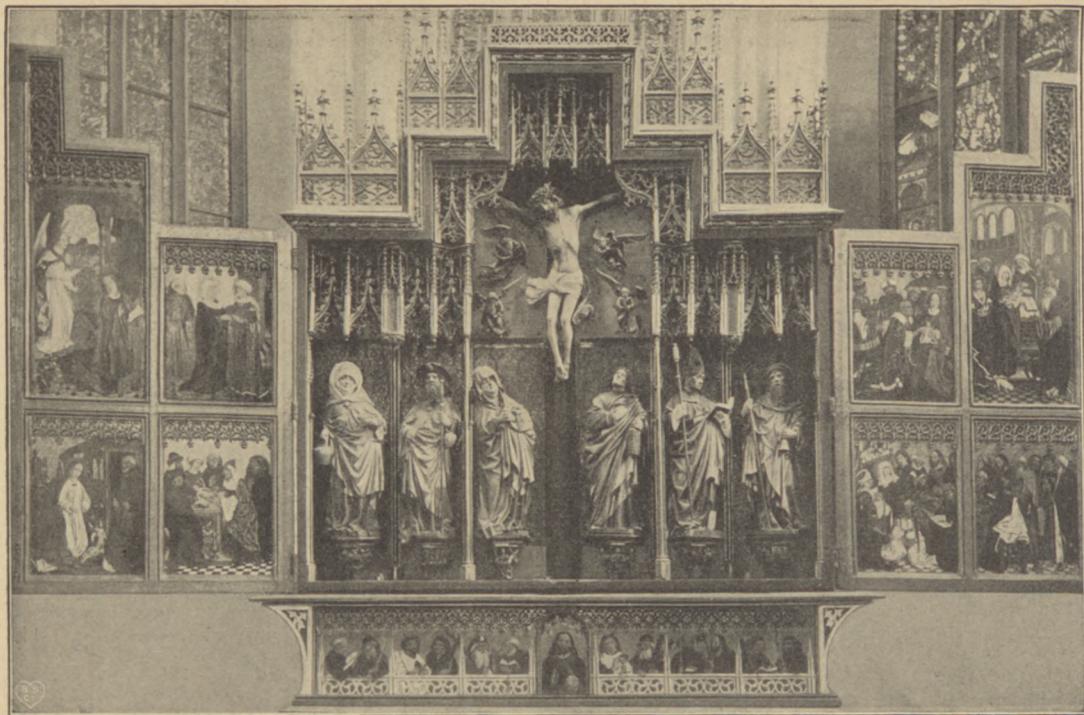
Topler protestierte gegen diesen „bösen Schiedsbrief“ und erlangte auch dessen Aufhebung durch Kaiser Wenzel. Um

sich aber den Feind zum Freunde zu machen, veranlaßte er die Stadt, sich in den Schutz des Burggrafen zu begeben. Leider schlug die Rechnung fehl. Topler hatte die Erbitterung des Burggrafen zu niedrig eingeschätzt und dieser wie seine Nachfolger blieben nach wie vor die ärgsten Feinde Rothenburgs.

Im Jahre 1396 warf Burggraf Johann elf Rothenburger Reiter, die Augsburger Kaufleute auf die Frankfurter Messe führen sollten, nieder und legte sie gefangen. Topler reiste in der Absicht, sich darüber zu beschweren, dem Burggrafen, der eben sein Gebiet durchzog, etliche Tage nach. Dieser ließ sich aber überall verleugnen und die Reiter mußten in den Verliesen des Würzburger Bischofs, wohin man sie gebracht hatte, elend verkommen.

Rothenburg wußte nun, wessen es sich von seinem Schutzherrn, dem Burggrafen, zu versehen hatte. Aber weit entfernt seine Macht zu fürchten, bot es ihm nur um so keckeren Trotz. Der Rat besetzte das hart am burggräflichen Gebiet gelegene Schloß Nordenberg, verwahrte es mit 2 Bögten und vielen Mannen, ließ im Vorhof große Märkte halten und ritt mit seinen Bürgern prächtig dort aus und ein. Ja selbst Spottliedlein auf den Burggrafen drangen über die Grenze und reizten den Groll des Gewaltigen. Topler selbst steuerte das Schifflein der Republik mit unverdrossener Tatkraft weiter. Sein Ansehen stieg von Tag zu Tag; man rief ihn als Schiedsrichter in bestehenden Streitigkeiten an und erwählte ihn zum Beisitzer des Landfriedens. Insonderheit liebte ihn aber das Volk in Rothenburg. Wenn er von der Kirche nach Hause ging, so gaben ihm stets dreißig bis vierzig Bürger das Geleite.





Altar „zu den zwölf Boten“ in der St. Jakobskirche, gestiftet von Topley und dessen Gemahlin.  
Nach Photographie von E. Herbert, Rothenburg.

### 13. Topleys Sturz.

Bald traten große Veränderungen ein. Wenzel wurde abgesetzt und Rupprecht von der Pfalz zum König erhoben. Des letzteren Schwager, Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg, warb in Franken für den neuen Kaiser und es gelang ihm auch, die Städte für den Anschluß an Rupprecht zu gewinnen. Darauf benützte er seine nahen Beziehungen zum König, um die Aechtung Rothenburgs, mit welchem er wegen Gebietsverletzung schon länger in Streit lag, zu betreiben. Wohl erbot sich der König damals selbst, eine Einigung zu stande zu bringen. Aber der Konflikt konnte nicht mehr gütlich gelöst werden. Es kam soweit, daß der Burggraf Rothenburg beim Nürnberger Landgericht verklagte und Topley diesen Streich damit parierte, daß er den Burggrafen vor das Rothenburger Landgericht lud. Nun nahte das Verhängnis. Das kaiserliche Landgericht Nürnberg entschied gegen Rothenburg; das kaiserliche Hofgericht in Heidelberg ebenfalls; Rothenburg wurde in die Acht erklärt, der Burggraf wurde — damit trat das Ziel seiner ränkesüchtigen Politik klar hervor — in die Kugnießung aller Rothenburger Güter und Schlösser eingesezt, die fränkischen Fürsten, Ritter und Städte aber aufgefodert, dem Burggrafen gegen Rothenburg beizustehen.

Nicht sofort entbrannte der Kampf; es dauerte einige Zeit, bis sich die Feinde Rothenburgs zusammen gefunden hatten. Den Erzbischof von Würzburg konnte der Burggraf nur dadurch gewinnen, daß er ihm einen Teil der zu erhoffenden Kriegsbeute versprach. Rothenburg suchte seinerseits auch Hilfe. Es trat dem mächtigen Marbacher Städtebund bei, der im letzten Grund gegen Kaiser Rupprecht gerichtet war. Damals trug sich ein nebensächlicher, aber für Topleys

Energie kennzeichnender Vorfall zu. Ein Patrizier zu Augsburg, namens Hörnlein, ließ in Topleys Gegenwart das Wort fallen, er wolle, daß es dem Burggrafen gen Rothenburg nach seinem Willen gegangen wäre. Topley antwortete prompt, dessen hätte man sich von den Augsburgern nicht versehen, brachte heimgekehrt die Sache vor den Rat und dieser schickte ein solches Brieflein nach Augsburg, daß es Hörnlein, der damals Bürgermeister war, „verdruckte“, daß es nicht vor den Rat kam. Da schickten die Rothenburger einen neuen Boten direkt an den Rat, der dann den Hörnlein zur Verantwortung zog.

Während sich so die Feinde gerüstet gegenüberstanden, hatten die politischen Verhältnisse eine andere Wendung genommen. Rupprecht hatte viele seiner Freunde verloren, seine Stellung war vom Marbacher Bunde ganz unterwühlt. Die Aussichten Wenzels auf Wiedergewinnung der Krone hatten sich wesentlich gebessert. Hätte letzterer die trostlose Lage seines Gegners richtig ausgenützt, den Marbacher Bund aufgeboten und sein Schicksal entschlossen in Topleys Hand gelegt, so wäre es mit Rupprechts Königtum vorüber gewesen. Aber der träge Wenzel kam nicht über einen vorbereitenden Briefwechsel mit Topley hinaus.

Rupprechts Freunde merkten, daß Gefahr im Verzug sei und beschleunigten die Fehde gegen Rothenburg, die denn auch im Sommer 1407 ausbrach. Eine Absage nach; der andern lief in der Stadt ein. Noch bewahrt unser Archiv etwa 300 dieser Fehdebrieflein als Zeugen jener kritischen Tage auf.

Unter den 329 Absagenden befanden sich die Bischöfe von Würzburg, Bamberg, Regensburg, drei Herzöge in Bayern, zwei Landgrafen in Thüringen, der Landgraf von Hessen, die Grafen von Henneberg, Schwarzburg, Kieneck, Castell, Orlemünde, Dettingen, die Herrn zu Hohenlohe, Pappenheim usw. Auch Uffenheim und Frickehausen stellten sich in Positur; derer, die nicht absagten, aber sonst sich gebrauchen ließen, waren 2607. Ueber 3000 Mann stark rückten die Feinde vor. Liental, Gammesfeld, Equarthofen wurden erobert und ausgebrannt. Dann belagerten sie Endsee und Nordenberg. Eine Zeit hielten sich die Insassen letzterer Burg; dann gelang es den zwei Bögten, heimlich zu entfliehen und sich nach Rothenburg zu retten. Der Rat aber erachtete sie als treulos und meineidig und ließ ihnen sofort vor dem

Rathaus den Kopf vor die Füße legen. Die Schösser waren inzwischen genommen und geplündert worden.

Am Tage Bartolomäi zogen die Verbündeten vor die Stadt, welche nun eine etwa zehntägige Belagerung auszuhalten hatte. Die Umgegend wurde von den bei Bockensfeld lagernden Feinden völlig verwüstet, der Turm Luginsland geschleift; gegen die Stadt richtete man nichts aus; man gedachte sie auszuhungern. Da vermittelte der mächtige Markbacher Bund am 2. September 1407 einen Waffenstillstand, wobei dem Burggrafen der Besitz der eroberten Festen in Aussicht gestellt war. Die Chroniken sprechen durchgängig von einer längeren Belagerung und erzählen folgendes Stücklein:

„Nach angenommenem Friede ritten die Fürsten und Herren in die Stadt. Nun ward verordnet und bestellt in der Stadt, daß alle Becken ihre Laden voller Brods hätten gelegt, daß sich die Fürsten und Herren im Einreiten sollten verwundert haben, sprechend, wir müßten noch lang vergebens vor der Stadt gelegen sein, sollten wir's ausgehungert haben. Es war auch in allen Herbergen ganz voll und g'nug bestellt.“

Am 8. Februar 1408 wurde der Friede zu Mergentheim geschlossen. Er brachte für Rothenburg schwere Verluste. Alle erworbenen Schösser mußten geschleift werden und das Landgericht wurde auf 30 Jahre eingestellt. Aber das Gebiet der Stadt blieb unverfehrt.

Der Burggraf, der sich schon am Ziel seiner Wünsche glaubte, erhielt weder Gebietserweiterung noch Entschädigung. Er war durch die Fehde in eine Lage geraten, welche dem Ruin glich. Noch zerbrachen sich seine Räte in Nürnberg den Kopf mit allerlei Ersparungsplänen, da kam der fromme Ritter Ehrenfried von Seckendorf eben aus Ungarn; dem mißfiel die kleinliche Sparerei und er meinte, der Fürst sei starken Leibes und guter Vernunft, man solle ihn nach Ungarn hinaus tun, denn sonst würde nichts aus ihm als ein Hasenjäger.

Er ging auch wirklich nach Ungarn und trat in die Dienste Sigismunds. Die Belehnung mit der Mark Brandenburg war der Lohn für seine treuen Dienste. Wie dann im Lauf der Geschichte aus dem „Markgrafen von Brandenburg“ der „deutsche Kaiser“ geworden ist, wird dem lieben Leser bekannt sein.

Rothenburg, seines bittersten Feindes entledigt, hätte sich an Toplers Hand leicht wieder zur vorigen Macht und Größe erheben können. Aber es war klein im Unglück und ließ sein Mißgeschick den Mann entgelten, der seit Jahren mehr als jeder andere für das Wohl der Republik geleistet hatte.

Es lag in der Natur der Sache, daß Topler, der Liebling der Bürger, in den aristokratischen Kreisen der Stadt Widersacher hatte; besonders einige Anhänger Rupprechts standen dem Freunde Wenzels feindlich gegenüber. Die unglückliche Fehde vermehrte die Macht der Gegner Toplers. Auch der Umstand, daß man seit 30 Jahren zum erstenmale wieder Steuern zahlen mußte, mag eine Mißstimmung gegen ihn geweckt haben. So schien's denn an der Zeit zu sein, den Topler zu stürzen. Der Weg war geebnet. Seine Conspiration mit Wenzel konnte leicht als ein Verbrechen wider Kaiser und Reich behandelt werden. Aber — wer konnte bestimmt sagen, wie schließlich das kaiserliche Gericht gesprochen hätte? War es nicht sicherer und im Hinblick auf Toplers Reichthum auch geratener, ihn vor das Stadtgericht zu ziehen? Gründe hiezu ließen sich ja bei einem Mann von solcher Selbstständigkeit und Energie des Handelns leicht entdecken. Man beschloß demnach, suchte und fand die Anklagepunkte: Topler hatte über einige seiner Schuldner in seinem Hause Gericht gehalten; sie, wie es scheint, auch dorten in Haft genommen; er hatte ein Gütlein in Lohr, das altem Herkommen zufolge nur an einen Bürger verkauft werden sollte, an einen ausländischen Bauern abgegeben; er hatte einige Glieder seiner Familie nach Nürnberg übersiedeln lassen, ohne die Nachsteuer zu ordnen. Aus diesen und ähnlichen Vorkommnissen drehte man für Topler den Strick.

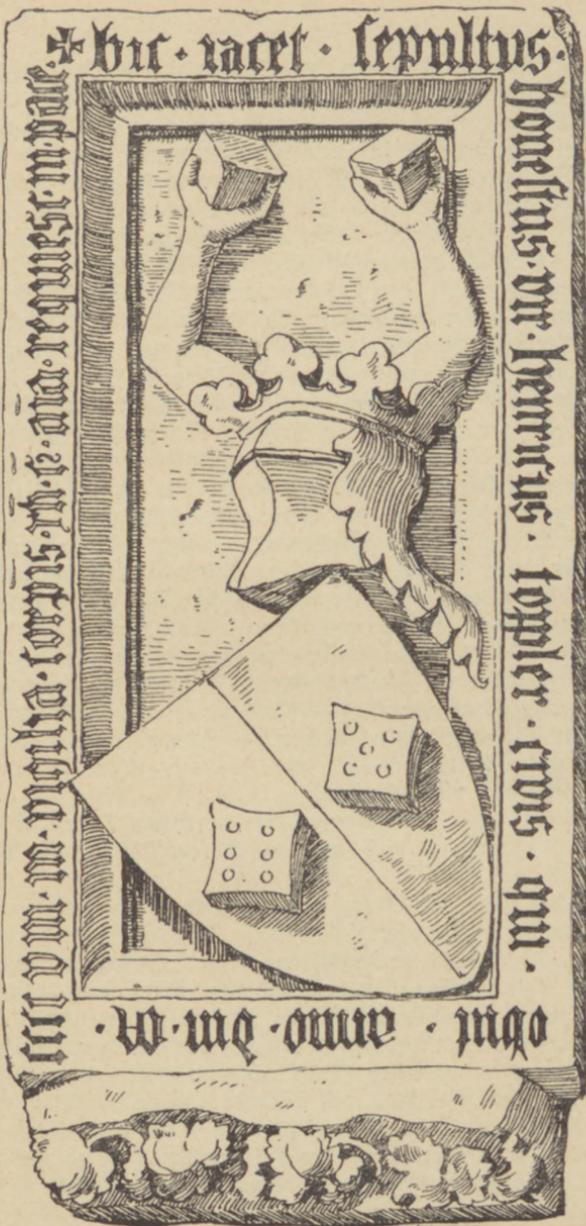
Noch wagte man nicht, dem Mächtigen entgegen zu treten, da trat ein Ereignis ein, das die Feinde Toplers zum Handeln zwang. Kaiser Rupprecht hatte Briefe Wenzels an Topler aufgefangen, welche auf geheime Verhandlungen zwischen beiden schließen ließen. Das Einschreiten des Kaisers gegen Topler stand in Aussicht. Nun zögerte man in Rothenburg nicht länger. Am 6. April 1408, Freitags vor Palmsonntag wurde Topler, als er eben zu Rat gegangen war, unversehens gefangen genommen und in das kalte finstere Verließ unter dem Rathhaus geworfen. Dort schmachtete er bis zum 13. Juni, dem Abend vor Fronleichnam; da starb er. Man hat es wohl vorgezogen, ihn im Gefängnis verderben

zu lassen, ehe der Prozeß gegen ihn förmlich zu Ende geführt war.

Bald bemächtigte sich die Dichtung des tragischen Endes Toplers. Er habe sich mit Fürsten und Herrn gemein gemacht, und mit dem Burggrafen Friedrich um den Besitz der Stadt gewürfelt, (gedoppelt, daher der Name Topler), wobei Topler 11, der Burggraf aber 12 geworfen habe. Er habe etliche alte Türme abbrechen und nicht mehr aufbauen lassen, und sei auch aus eigenen Schriftstücken der Verrätereie überwiesen worden. Der Rat habe, als er dies erkannte, die Ratsglocken läuten lassen und bei der Zusammenberufung den Topler übergangen; nachdem er sich beschwerte, habe man ihn gefragt, was wohl ein Verräter des Vaterlands verdiene. Als er antwortete, ein solcher verdiene eingemauert zu werden und Hungers zu sterben, habe der Rat diesen Spruch angenommen und durch den damaligen Reichsrichter Arnold von Seckendorf sofort gegen Topler in Kraft treten lassen. Topler sei im Verließe nicht verschmachtet, denn er habe vor seinem Tod an die Wand geschrieben: Heinrich Topler starb nicht Hunger noch Durst; sondern ein Judenmädchen, das er einst in den Zeiten der Verfolgungen gerettet, habe ihm Gift zugesteckt. Auch hätten seine Angehörigen vom Greifen aus, da Toplers Wohnung war, einen unterirdischen Gang bis ins Verließe bauen lassen, Topler zu befreien, seien aber um einen Tag zu spät gekommen.

Topler liegt in der St. Jakobskirche in der nach ihm benannten Kapelle begraben. Es heißt, seine Gruft sei vor Jahrzehnten einmal geöffnet worden und man habe das Skelett eines gewaltigen Mannes gefunden. An der Seitenwand der Nische ist sein Grabstein eingefügt; er trägt das Topler'sche Wappen und eine Umschrift, die zu Deutsch also lautet: Hier liegt begraben der erbar Mann Heinrich Topler, ein Bürger; er starb anno 1308 am Abend vor Fronleichnam; seine Seele ruhe in Frieden.

Der Prozeß in betreff Toplers und die Verhandlungen mit dem Kaiser, der das Vorgehen des Rothenburger Rates nicht gut heißen konnte, endigten damit, daß die Stadt 7000 Gulden an den König Rupprecht abgeben mußte, während die Topler'schen Erben an die Stadt 10 600 Gulden zahlen, Urfehde schwören und alle liegende Habe um Rothenburg verkaufen mußten. Sie wanderten zumeist nach Nürnberg und Würdingen aus. Sie konnten den Wohnsitz,



Zoplers Grabstein.

aber nicht ihre Art ändern, und Toplers Sohn Jakob leitete zwanzig Jahre nach der unglücklichen Fehde und dem Sturz seines Vaters den Bau der Nürnberger Stadtbefestigung. —

Heinrich Toplers Vater hieß Hermann. Toplers erste Frau Barbara, wie es heißt eine geborene Wernizer, schenkte ihm zwei Töchter, Barbara und Katharina, und einen Sohn, Jakob; sie starb schon 1388. Vier Jahre später heiratete Topler eine Margareta Meyler aus Nördlingen. Als er starb, hatten seine drei Kinder aus erster Ehe bereits in vornehme Patriziergeschlechter Rothenburgs und Nürnbergs (Wernizer, Waldstromer, Haller) eingeheiratet. Seine Kinder aus zweiter Ehe waren noch minderjährig.

Topler ist sehr reich gewesen. Die Chronisten schätzten sein Vermögen auf 80 000 Gulden. Er selbst führte seine Bücher. Sein Giltbuch, höchst wahrscheinlich von seiner eigenen Hand geschrieben, weist Reichnisse aus etwa 120 Orten und 12 Besitzungen in der Stadt auf. So z. B.

Entsee: Die Wiese, genannt die Pfinz, 5,25 Tagwerk, die Langwiese 8,5 Tagwerk, die Wehrwiese, sämtlich freieigen; das Tagwerk kostete 22 Gulden. Viel wilde Bäume, die darauffstehen, erworben 1407.

Kirnberg: Die Fischgruben um den Burghof.

Kotenburg: Haus, Hofraith, Stadel und Butenhaus, freieigen (goldner Greif). — Das Haus des Holzers und das Stück samt Stadel, freieigen. — Den Bauernhof in der Stadt mit Aekern und Wiesen, die dazu gehören, „der ist mir lieber den 2000 Gulden“ u. s. w.

Lohr: Der Hof und der See dortselbst, kostete 500 fl.

Steinach: 2 noch unvermarktete Hoffstätten; 40 Morgen Holz.

Steinsfeld: einen Hof an der Kirche. u. s. f.

Auch im Würzburgischen und Ansbachischen hatte er Güter. Die erwähnte Verbindung seiner Kinder mit andern reichen Patriziersfamilien bestätigt den Glanz seines Hauses.

Toplers gewinnendes Wesen und echte Herzensgüte geht aus seinem 1405 errichteten Testamente hervor. In demselben sorgt er väterlich für Weib und Kind „daß dieselbe alle ein gleichen Erbteil mit einander haben“. Als Voraus teilt er seinem Sohn Jakob zu: den Schonhof, darzu das Bestlein im Rosental mit der Fischgruben darumb und mit des Weingartmanns Haus, — darzu den Weingarten ob dem Rosental, item den Weingarten an der Lämmerhalben un-

terhalb Detwang. Seine Hausfrau erhält sein Haus, da sie mit den Kindern wohnen soll, bis man sie verändert zu ehelichen Dingen nach ihrer Freunde und Vormunde Rat; dann den Brühl, die Weingärten im Steinbach; das Salve Regina, dazu das Buch, das Passionale, und das rot Büchlein, genannt: des Gewissen Spiegel; des weitern sorgt er für Heinrich den Stadtschreiber, und ermahnt seine Erben, die Hinterlassen und zinspflichtigen Leute milde und billig zu behandeln.

Toplers Bibliothek und verschiedene Stiftungungen beweisen, daß er sehr religiös war; der Papst Bonifazius gab ihm das Recht, sich einen Beichtvater nach eigener Wahl auszusuchen. Auch beherbergte Topley gerne Angehörige und Freunde seines Hauses.

So steht sein Charakterbild glänzend vor uns da; auch sein Sturz gereicht ihm in keinem Stück zur Unehre. Kurzsichtige Ratsgenossen glaubten damals, ihr und der Stadt Bestes zu tun, wenn sie den ihnen überlegenen Mann, den geheimen Freund Wenzels, opferten. Die Gegenwart urteilt anders. Sie wird sich getrieben fühlen, ihrer Bewunderung für den großen, weitblickenden Bürgermeister und ihrem Mitgefühl an seinem tragischen Schicksal bei der fünfhundertsten Wiederkehr seines Todestages Ausdruck zu geben. Möge das nächste bedeutende Werk, das Rothenburg zum gemeinen Wohle schafft, den Namen Heinrich Toplers tragen!



## 14. Krieg und Kriegsgeschrei.

Wir stehen am Anfang des 15. Jahrhunderts. Nicht mehr hält der starke Arm Töplers die vielen kleinen Adligen des Frankenlands in Schach. Fortwährend erheben sich jetzt Feinde gegen Rothenburg, jeder Ritter wagt es, alte Händel aufzufrischen, und an der Stadt sein Mütchen zu kühlen. Fast 50 Jahre lang leidet Rothenburg, Stadt und Land, unter unaufhörlichen Fehden und Kämpfen, bis es schließlich noch von der Scylla des Kriegs in die Charybdis des Aufruhrs gerät.

Die Chroniken zählen drei größere Fehden auf.

Die Birkenbachische. Die Rothenburger hatten auf Grund des Landfriedens das Schloß Tannenbergr zerstört, weil es ein Raubschloß war. Ulrich von Birkenbach verlangt dafür Entschädigung, Rothenburg verweigert sie. Daraufhin trifft sein Fehdebrieflein ein:

„Wisset, Bürgermeister und Rat und ganze Gemeinde der Stadt Rothenburg auf der Tauber, daß ich Euer Feind sein will, um das Unrecht, das Ihr meiner Hausfrauen und mir getan habt an unserm Theil, das Schloß zu Tannenbergr, und will ich meine Ehr an Euch bewahrt haben. Unter meinem Insiegel am Dienstag nach Sonntag Cantate 1411.“

Seine Spießgesellen schreiben mit ihm:

„Wisset, Bürgermeister und Rat und die ganze Gemeinde der Stadt Rothenburg auf der Tauber, daß wir Euer Feind sein wollen, um willen unseres gnädigen Junkers Herrn Ulrich zu Birkenbach und wollen in seinem Fried und Unfried sein, wollen auch hiemit unser

Ehr an Euch bewahrt haben. Gegeben unter unfres  
Junkers Insiegel am Dienstag nach Cantate.

Helfrich von Amerbach.

Hans Schüz, genannt Birnbengel.

Heinrich Keeser, gen. Stiglitz der Junge.“

Mehrere hundert Grafen, Herren, Edelleute schließen sich ihnen mit gleichen Abjagebriefen an. Diesen sagen wiederum die mit Rothenburg verbundenen schwäbischen Städte ab. Die Stadt trifft nunmehr die üblichen Kriegsvorbereitungen und setzt fünf Ratsherren als Hauptleute über den Krieg, der mit allen Scheußlichkeiten eines mittelalterlichen Kleinkriegs beginnt. So fing z. B. Eberhard Rüd, gefessen zu Colmberg, einen Rothenburger Bürger, genannt Kunz Kauffmann, und mit ihm einen Knecht, genannt Häslein, setzte sie schwerlich in den Stock und legte ihnen große Marter und Pein an, ließ den Kaufmann ganz im Verließ verfaulen, den Häslein aber schickte er, als ihm die Füße abgefault waren, mit den Stümpfen auf einen Karren in die Stadt. Der Rat nahm den Armen in das Spital auf. Die Fehde ist darnach vertragen (d. h. durch Vertrag beendet) worden.

Die Gansische Fehde. Sebald Gans und seine Helfer verbrennen am Sonntag vor Simon Judä 1418 zu Brettheim, Hilckartshausen und Hausen zwei Häuser und zehn Scheunen mit 600 Malter Getreide, weil Rothenburg vor 19 Jahren zwei aus ihrer Verwandtschaft hingerichtet habe. Rothenburg weist nach, daß es richtig gehandelt habe; der Kaiser gebietet, die Fehde abzutun; aber die Ritter fahren fort, einzufallen und Vieh zu rauben. Auch hier ein Beispiel der Kriegsführung. Einst hatten sich 500 Rothenburger Untertanen zusammengetan, um das geraubte Vieh wieder zu holen, das die Ritter im Grund bei Neubach hatten stehen lassen. Dabei zerteilten sich die unvorsichtigen Rothenburger und gingen ein jeder auf sein Vieh zu. Da fielen die Ritter hervor, stachen 5 Bauern tot, verwundeten viele, die andern flohen ins Holz. Bald darauf fing Rothenburg 6 Fußknechte mit Spießen und langen Messern, behandelte sie jedoch glimpflich. Die Fehde wurde 1424 durch den Deutschmeister ver-  
glichen.

Das Jahr darauf beginnt die Wertheimische Fehde. Graf Michael von Wertheim „reißt ein Ursach vom Zaun herunter“. Die Rothenburger sollen einen Boten seines Vaters und einen Edelknaben seiner Mutter aufgefangen und

unschuldig enthauptet haben. Zwei Bürger, im Verdacht mit den Feinden zu konspirieren, werden gevierteilt. Kunz Hildebrand von Kraital, der die Stadt bedroht, wird in den Faulturn geworfen und muß darinnen verderben. Schließlich entsteht ein offener Krieg, der aber 1428 geschlichtet wird. Jeder Teil trug seinen Schaden und konnte sagen: Auweh, ich hab gewonnen.

In demselben Jahre verband sich Rothenburg mit vielen Fürsten und Städten gegen die Hussiten. 1430 zog man aus. „Es war Ablaß und Gnade alle denen gepredigt worden, die sich in diesem Zug würden gebrauchen lassen, alle Sünd sollte ihnen vergeben sein und alle, die darüber umkommen sollten, von stund auf zum Himmel fahren.“ Ein überaus großer, starker Zug rückte in Böhmen ein; aber bald kam unter den Krieglenten das Geschrei auf, daß die Hussiten hinter ihnen her seien und sie gerieten in solche Furcht, daß sie nicht zu halten waren „und ist also der stattliche, gewaltige, große Hauf ohn einigen Schwertschlag und Büchsenchuß durch ein gemachtes Geschrei so schändlich getrennet und geschlagen worden, und haben die unsern 12 000 Wägen ohne die Büchsen, Mörser, Pfeil, Pulver und Lot müssen stehen lassen, welches alles mit großem Gut, Proviant, Gewandt, Zelten und andern Rüstungen den Hussiten zu gut gekommen, am 14. August 1431, zu großem Schimpf und Nachteil des ganzen Reiches.“

Im April 1438 fand auf dem Markt ein Scharrennen zwischen dem brandenburgischen Edelmann Heinrich Thandörfer und Rudolf von Wenkheim aus Hall statt. Der Markt war mit Sparren verschrankt; die berittenen Bürger waren in Harnisch mit silbernen Ketten, Gürtel und Kappen erschienen und hielten hinter den Schranken; auch gewappnete Bürger zu Fuß waren viele gekommen. Die Hauptleute beim Stechen waren die zwei Bürgermeister; die Stadtpfeiffer begleiteten es mit Musik. Der Thandörfer war mit 6—8 Pferden in eitel blauer Rüstung gekommen; der von Hall in eitel grüner. Auf den ersten Stich und Ritt fielen beide, der Thandörfer wollte nochmals rennen, aber die Sache wurde beigelegt. Eine Menge Edelleute aus ganz Franken und Schwaben und allen Städten waren dazu erschienen, besonders auch viele Edelfrauen mit köstlichem Schmuck. Der Rat veranstaltete den Gästen zu Ehren einen Tanz und heizte morgens und nachts die neue Ratsstube, darin zu zechen.

1444 ein anderes Bild. Ein Siebenbürgener, namens Hans, kam gen Rothenburg und hing ein bloßes Schwert am Rathaus aus und ein Kränzlein und hielt eine F e c h t s c h u l e um einen Gulden pro Monat und Schüler. Da kam auch ein Württemberger Gesell, hieb dem Siebenbürgener sein Schwert ab und meinte, der hätte es mit dem Fechten noch nicht gewonnen. Er beehrte zugleich vom Bürgermeister Trüb die Erlaubnis, mit dem andern scharf zu fechten, wer Meister wäre, er sei ihm deshalb 80 Meilen weit nachgezogen. Es wurde zugesagt; Kriegswärtel mit Stangen bestellt, nämlich Hans Bermeter der Jung und Peter Wernizer der Jung, und als Unparteiische und des Fechtens Kundige Meister Georg Frölich und Meister Endreß, der Steinmez. Dann wurde der Kreis auf dem Marktplatz beschloffen und in die Schranken alle Söldner und Stadtdiener mit Harnisch und Wehr gestellt. Da gingen sie auf einander los mit bloßen Schwertern, doch abgebrochenen Spitzen und der Siebenbürgener beehrte dem Württemberger sein Haupt zu spalten, traf ihn aber in den Ballen an der Hand. Da liefen die Griefswärtel zu, sprachen: Er hat ihn unredlich geschlagen. Der Siebenbürgener wurde gefangen, lag bei 2 oder 3 Stund im Gefängnis, „dannach kamen sie beede hinweg.“ —

Ein stolzes Stücklein war den tapseren Rothenburgern 1439 (?) gelungen. Zu den adligen Ruhestörern seiner Zeit gehörte ein gewisser Wilhelm von Elm oder Eheheim, der im Schloßlein Ingolstadt hauste. Dieser fiel, ohne vorher abgesagt zu haben, mit gewaffneter Hand in die Landhege ein, raubte, sengte und schleppte mehrere Landleute mit sich fort. Das durfte nicht ungerochen bleiben. Es zogen daher am Sonntag nach dem 11 000 Märtyrertag die Rothenburger 1500 Mann und 115 Wägen stark aus, versehen mit Büchsen, Schirmen, Tartschen, Dächern, Leitern, Beilen, Pickeln und Proviant. 225 Mann und 150 Reiter hatte die Stadt, 800 Bauern das Land Rothenburg gestellt; 150 Pferde hatten andere Städte gesandt. Montags vormittags berannten sie Ingolstadt. Bald war das Thor aus den Angeln gehoben, und die Leitern angelegt. Die Insassen, die tags vorher Kirchweihfest gehalten hatten und nun aus dem besten Schlafe aufgeschreckt waren, konnten sich nicht lange verteidigen und wurden alle gefangen: es waren Wilhelm von Elm, einer von Urspringen, von Hutten, von Greußing, der Büchsenmeister, Trompeter, Thürmer, Thorhüter, Koch, Stockmeister, Kell-

ner und andere reizige Gefellen. Dazu gab's viele Beute an Getreide und Vieh. Dann zog man vor Schloß Siebelstadt, das den Geyern gehörte, und nahm es ebenfalls. Bis Mittwoch früh waren die Rothenburger wieder zu Hause, die reiche Beute wurde geteilt. Die Geyer hatten Urfehde schwören müssen, 5 Adlige und 4 Knechte wurden auf dem Rabenstein vor dem Galgentor enthauptet, darunter der 8,5 Schuh große Wilhelm von Elm, dessen Größe eine Klammer an der Stadtmauer beim Galgentor bis vor wenigen Jahrzehnten anzeigte. Die getöteten Ritter wurden bei den Barfüßern begraben. Die Rothenburger aber freuten sich lang dieses Zuges. Ein poetisch angelegter Bäckerknecht verherrlichte ihn in einem Liede und lange noch ging das Sprüchlein:

Die von Ingolstadt wollen eine Kirchweih haben,  
Die von Rothenburg kamen ungeladen,  
Ein Süpplein mit ihnen zu essen.  
Sie fuhren nadend aus dem Bett,  
Der Schuh hatten sie vergessen.

Neue Kämpfe brachte das Jahr 1440. Die Rothenburger verbrannten mit andern Städten Mundelsheim am Neckar, Wasserberg und Gleißenberg; im nächsten Jahr Schloß Eberstadt und Oberstetten; Schloß Mayensfels, „ein kaiserliches Schloß, wan seinesgleichen in diesen Landen nicht was noch lag“, wird nach neunwöchentlicher harter Belagerung genommen und nebst dem Städtlein völlig ausgebrannt. Darnach zerstörten die Rothenburger Schloß Schrozberg.

In dieser Weise ging es nun Jahr für Jahr zu; und doch war alles nur ein Vorspiel gegen die Fe h d e v o n 1449.

Markgraf Albrecht Achilles hatte den Nürnbergern abge sagt. Auch die Stadt Rothenburg, die mit Nürnberg und den andern Städten im Bund stand, traf Kriegsvorbereitungen: jeder mußte mit Wehr und Harnisch gerüstet sein, bei ausbrechendem Geschrei sich auf seinen Platz begeben, sich mit Getreide, Mehl, Wasser und Salz versehen, Heu und Stroh feuersicher aufbewahren, auch durfte er weder Gäste noch überflüssige Diensthoten behalten. Alle Nichtuntertanen, Geistliche, Mönche, Nonnen u. s. w. mußten schwören, „der Stadt schaden zu warnen und frommen zu werben“. Fünf Kriegsherrn aus dem innern Rat wurden aufgestellt.

Nun begann der Tanz. Die Markgräflichen fielen im Hochsommer in das Rothenburgische Gebiet ein, raubten das



**Spitalbereiterhaus.**

Nach Photographie von K. Gerbert, Rothenburg.

Vieh in Wachsenberg, Schweinsdorf, Nordenberg und führten es mit etlichen gefangenen Bürgern und Bauern fort. Die Stadt verlangte Erfaß, der Markgraf verweigerte ihn. Es kam zum Bruch. 22 Fürsten, viele Grafen und Herrn sagten den Nürnbergern, dann auch den Rothenburgern ab, so der Herzog von Sachsen, der Landgraf in Hessen, der Herzog von Braunschweig u. s. f. in endloser Reihe.

Sechsmal fiel der Landgraf ins Rothenburgische ein, siebenzehnmahl fielen diese aus. Die ganze Landwehr wurde verheert, nicht minder aber das dem Rothenburger benachbarte Brandenburgische Gebiet.

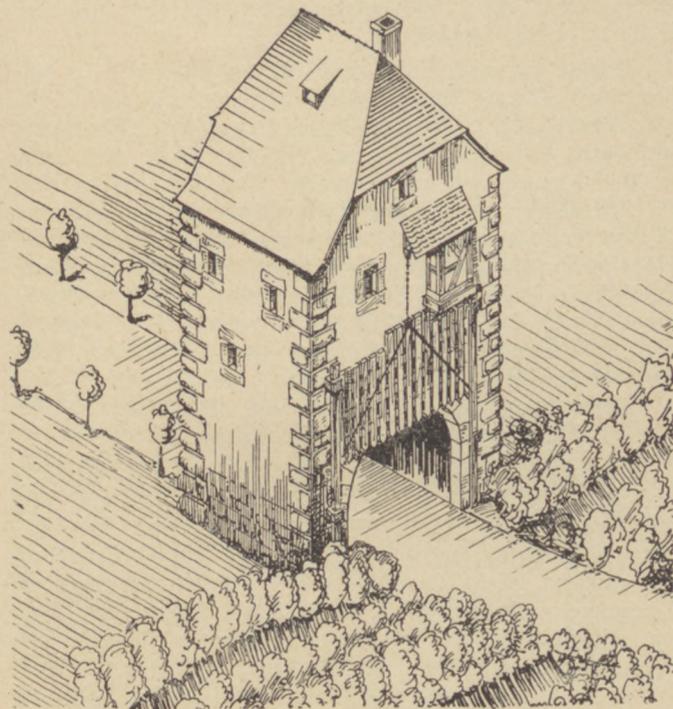
Die Rothenburger brannten zuerst allein Burgbernheim ab und nahmen 800 Stück Vieh; dann brannten sie mit Unterstützung von Augsburg und Ulm in Binzwangen, Stettberg, Dornhausen, Schwabsroth, Hürbel, Frommetzfelden, Buch, Lautenbach, Aidenau, Geslau, Gunzendorf und nahmen Rüche, Pferde, Schweine und Schaf und Plunder und fingen die Bauern. Hernach reichten sie denen von Hall die Hand, verbrannten Blausfelden und viele andere jetzt württembergische Orte. Bei einem weiteren Ausfall zerstörten sie Dachstetten.

Der Markgraf seinerseits war nicht feiner. Er stürmte das Städtlein Ulshofen, erstach 9 Männer, verwundete die größeren Kinder schwer, die kleineren Kinder warf er über die Mauer. Was am Leben blieb, wurde gefangen. „Und kam ihrer keiner davon.“

Darauf brannte Rothenburg Burgbernheim und Umgebung vollends ab und führte 17 Bauern und 600 Stück Vieh weg, erlitt aber bei Dhrenbach eine Niederlage, bei der man 9 Tote, 16 Gefangene und viele Verwundete zählte. 1100 Stück Vieh und 20 Bauern, die die Rothenburger hernach aus der Brunst raubten, entschädigten sie nur wenig hiefür, da das Vieh sehr billig geworden; auch das Lösegeld für einen gefangenen Bauern stand entseztlich niedrig, es betrug 2—3 Gulden.

Anfang November kamen die Markgräflichen das Taubertal herauf bis an die Steig und brannten in Hemmen-dorf und Heiligenbronn. Hundert Rothenburger hatten eben einen Beutezug nach Herrenzimmern gemacht und sich unklugerweise auf dem Heimweg geteilt. Ein Trupp von etwa 20 Mann begegnete den Feinden, wußte sich aber noch glücklich in die Kirche von Heiligenbronn zurückzuziehen und dort zu verteidigen. Da machten die Feinde um die Kirche ein

Feuer an und verbrannten die Rothenburger mitsamt dem Gotteshaus, — welche aber oben zum Chor herausprangen, die wurden von den Feinden mit Schwertern und Spießen aufgefangen und also elend ermordet. — Darnach brachten



### **Landturm bei Lichtl**

mit Fallgatter und Landhege.

(Nach Aufnahme von Stadtbaumeister Häffner-Nürnberg.)

diese auch noch die andern Teile auf, erstachen noch vier, henkten einen und fingen bei 44. Das war wieder eine schwere Niederlage.

In dieser Art ging es noch etliche Monate weiter. Selten trafen sich die Parteien im freien Felde. Ihr Bestreben war, sich gegenseitig möglichst großen Schaden zuzufügen.

Endlich kam es zum entscheidenden Treffen. Die Städte wurden bei Kloster Sulz geschlagen, 200 getötet bezw. gefangen und dann hingerichtet. Eine besondere Schlappe erlitten die Rothenburger infolge der Furchtsamkeit einiger Reiter noch bei Brettheim. Nach langen Verhandlungen wird endlich am 2. Juli 1450 dieser jammervolle sogen. zweite Städtekrieg beendet.

Werfen wir noch einen Blick auf das Gebiet, in welchem diese Kämpfe sich abspielten. Es zerfiel in zwei Teile, den „Zwergmeyer“ oder den südlichen, und den „Gau“ oder nördlichen Teil. Zur Sicherung desselben hatte man 1430 die Landhege zu bauen begonnen. Wall und Graben, dicht mit Zwergeichen und Weißdorn bewachsen, friedigten von nun ab das Rothenburger Territorium ein. Neun Straßendurchgänge waren von Landtürmen beschützt, deren Wächter schwere Doppelhackenbüchsen als Ausrüstung hatten; schmälere Durchgänge waren durch sogen. Kiegel gesperrt. 1468 bestimmte man, daß niemand innerhalb dieser Grenze sich einen Besitz erwerben könnte, er müsse denn zugleich Bürger werden. Kaiser Maximilian bestätigte die Landhege als Grenze des Gebietes und der Gerichtsbarkeit Rothenburgs.

Die Beaufsichtigung der Landhege lag in den Händen der Hegemeister. Die Kontrolle derselben stand dem Hegereiter zu. Dieser letztere hatte außerdem die Ausübung der Polizeigewalt im Landgebiet, mußte Verfehlungen anzeigen, Verhaftungen vornehmen, Geldstrafen einziehen, Vorladungen überbringen u. s. w. Durch seinen steten Verkehr mit dem Rat und den Landleuten war er Respekt- und Vertrauensperson zugleich. Am Kirchweihstage durfte mit Spiel und Tanz nicht eher begonnen werden, als bis der Hegereiter gekommen war. Der Annahme, daß das in der Mitte des Spitalhofs gelegene putzige und trutzige Häuslein seine Dienstwohnung gewesen sei, liegt wohl eine Verwechslung des „Hegereiters“ mit dem „Bereiter“ des Hospitals zu grunde.



## 15. Wie die Handwerker in den Rat wollten.

Während der Bauer in der Landwehr fortwährend räuberischen Einfällen ausgesetzt war, saß der Rothenburger Handwerker hinter seinen festen Mauern und konnte sich ungestört seinem Gewerbe widmen. Dasselbe kam zwar hier nie zu der Bedeutung wie anderwärts, denn es fehlte die straffe Organisation, und der vielgepriesene Reichtum des Landes an Getreide und Wein schien eine sicherere Quelle des Wohlstandes zu sein. Aber während der langen Fehden hatte die Gruppe der Handwerker in der Stadt doch gewaltig an Zahl, Wohlstand und Einfluß zugenommen. Bald suchten sie auch, ergriffen von der damals durch alle Städte gehenden demokratischen Bewegung, Anteil am Stadregiment zu erlangen. Dies Ziel zu erreichen war aber nicht leicht; denn der städtische Adel beharrte hier wie anderwärts fest auf seinen Vorrechten und es war nicht zu erwarten, daß er ein Titelschen derselben gutwillig aufgebe. So nahm denn die Handwerkerbewegung rasch revolutionären Charakter an.

Kaum glaubte man sich nach dem bösen Kriege mit Albrecht Achilles des Friedens freuen zu dürfen, so brach der Aufstand los. Die Handwerker, den Färber und Wollenweber Engelhard Spieß an der Spitze, drangen ins Rathaus ein, ergriffen acht der vornehmsten Rats Herrn, darunter den Alt-Bürgermeister und Feldhauptmann Trüb, und warfen sie in die unterirdischen Gefängnisse. Teßel, Rats Herr aus Nürnberg, der eben hier anwesend war, suchte zu vermitteln, aber vergebens.

Die Aufrührer versammelten sich im Rathsaussaal und begannen über den alten Rat zu Gericht zu sitzen. Da saßen auf den obersten Ratsbänken der hinkende Engelhard Spieß, der Färber Sebald Schwalb, der Steinmeß Peter Sieder,

der Loderer (=Tuchmacher) Geize, der Zimmermann Frits Marolt, der Schlosser Albrecht Marolt, der Schneider Jordan, insgesamt 50 Gemeindeglieder. Der alte Bürgermeister wurde vorgeführt, Peter Sieder trug die Beschuldigungen vor: Der innere Rat habe den Beschluß, daß bei einem Getreidehandel der Verkäufer 4 Pfennig Abgabe pro Malter zu entrichten habe, nicht gehalten; er habe den Bauern Steuern erlassen; er habe ferner, statt eine beschlossene Steuer zu erheben, Pferde aufgeboten. Bei allen diesen Maßnahmen habe sich der Rat von selbstfüchtigen Beweggründen leiten lassen und müsse dafür gestraft werden.

Bürgermeister Trüb konnte sich und den Rat leicht verteidigen: Der Beschluß betreff der Abgabe wurde mit Vollmacht des äußeren Rates abgeändert, um fremde Händler nicht abzuschrecken, ihre Vorräte der bedrängten Stadt zuzuführen. Den Bauern wurden Steuern erlassen, um sie während der Fehdezeit zu schonen, im nächsten Jahr sollte dafür mehr erhoben werden. Das Aufgebot von Pferden habe der Rat der Steuer vorgezogen, weil es nur die Reichen treffe, der Armen aber in den Kriegszeiten ohnehin genug zu Grunde gingen. Nie habe, so schloß der Greis, der innere Rat etwas anderes gewollt, als der Stadt Ehre und Ruhm; darauf wollten sie bis in den Tod verharren.

Peter Sieder konnte ihm nichts erwidern. Er forderte den Alten auf, sich den Beschlüssen der Mehrheit zu unterwerfen, eventuell eine Geldstrafe zu zahlen. Trüb wies diese Zumutung entschieden ab. Er wurde wieder ins Verließ geführt, wo er mit seinen Ratsgesellen noch manchen Tag liegen mußte, bewacht von Marolt dem Schlosser.

Inzwischen war der Nürnberger Ratsherr Tezel eiligst heimgereist und hatte bewirkt, daß der dortige Rat in alle Bundesstädte den Antrag schickte, eine Ratsbotschaft nach Rothenburg zu senden. Bald kamen sie denn auch hier an, die Herren von Augsburg, Nördlingen, Ulm, Hall, Dinkelsbühl und Windsheim. Sie erreichten auch, daß die Gefangenen freigelassen wurden. Die Verfassungsänderung konnten sie nicht verhindern.

Nach dieser neuen Verfassung wurden 12 Zünfte gebildet: Die Ehrbaren, die Schmiede, Gerber, Metzger, Färber, Schuhmacher, Schneider, Bäcker, Zimmerleute, Loderer (=Tuchmacher), Krämer, Sattler und Heder. An ihrer Spitze sollte der Zunftmeister stehen. In den inneren Rat wurden 12

Bürger gewählt, mit welchen die Zunftmeister zusammen abzustimmen hatten. An stelle des äußeren Rates traten 24 Zugeber, 2 aus jeder Zunft. Das Stadtgericht sollte aus 3 Ausschüssen von je 7 erwählten Bürgern bestehen.

Damit war der Umsturz geschehen. Mißliebige Steuern und die Sucht zu regieren, waren, wie die Chroniken sagen, die Ursache. Den neuen Ratsherrn aber mangelte so ziemlich jede Qualifikation zu ihrem Amt.

Man war zwar so klug gewesen, die Häupter der Empörung, die Färber Spieß und Schwalb nicht in den Rat zu wählen. Aber auch die andern genossen so geringe Achtung bei den ehrbaren Geschlechtern, daß es viele derselben vorzogen, auszuwandern, als derartige Leute über sich zu Gericht sitzen zu lassen. Damals zogen Geschlechter wie die Löffelholz, die Holzschuhler, Schultheiß, Plattner u. s. w. nach Nürnberg und andern Reichstädten.

In Rothenburg wandte sich das Blättlein bald.

Nach einiger Zeit wurden Peter Sieder und Sebald Schwalb zusammen mit dem Ehrbaren Peter Kreglinger nach Ulm gesandt. Dorten warf man — auf geheimes Betreiben der bisherigen Rothenburger Ratsherrn — die ersten beiden kurzer Hand ins Gefängnis. Es gelang ihnen zwar, durch einen Ulmer Bauern, der mit ihnen im Gefängnis saß, nach Rothenburg Botschaft und die Weisung zu schicken, den alten Rat wieder gefangen zu nehmen. Aber der neue Rat war einer solchen energischen That nicht fähig. Er schwur sich und der Gemeinde gegenseitig Leib und Leben zu und ließ es ruhig geschehen, daß die Ulmer ihren Gefangenen die Köpfe abschlugen.

Die Ulmer, damit noch nicht zufrieden, drangen weiter in die Rothenburger, den Aufruhr nicht ungestraft zu lassen. Dies Zureden half. Die Patrizier ermannten sich, warfen die Auführer von anno 1450 in's Gefängnis, verbannten sie oder ließen sie einen halbjährigen Hausarrest beschwören.

Aber auch weiterhin zeigte es sich, daß die neue Verfassung untauglich war. Die Zunftmeister erwiesen sich im Regiment als unerfahrene Leute und die Stadt kam in solch' Abnehmen, Verderben und Nachteil, daß sie bei den Aufwendigen ganz schmähtlich und nachtheilig gehalten wurde, ihr auch niemand schier einigen Treuen oder Glauben zuwenden wollt.

Das ganze Unglück war nicht wieder gut zu machen,

als man im Jahre 1455 zusammentrat und sich gegen die Zunft Herrschaft aussprach. Man kehrte bei dieser Restauration allerdings nicht mehr zu den alten Verhältnissen zurück. Es wurde in einer neuerlichen Verfassung den Handwerkern ziemliche Gleichberechtigung mit den Ehrbaren eingeräumt; aber in Wirklichkeit währte es nicht lange, so hatte das Patriziat wieder das Gewerbe aus dem inneren Rat hinausgedrängt. Die gefaßten Beschlüsse kamen in Vergessenheit und erst am Ende des 18. Jahrhunderts erinnerte man sich wieder vorübergehend an sie.

So war denn diese Bewegung ohne Resultat verlaufen. Aber die Lust, ein wenig mitzuregieren, ist seitdem nie ganz in Rothenburg ausgestorben.



## 16. Ein Reichstag in Rothenburg.

In den Rothenburger Chroniken nehmen die Schilderungen von Kaiserbesuchen einen breiten Raum ein. Mit Recht; war es doch einst ebenso ehrenvoll, als gewinnbringend, den höchsten Herrn des hl. römischen Reiches zu beherbergen. Zahlreiche Marmortafeln an den Patrizierhäusern halten heute noch die Erinnerungen an jene glanzvollen Tage wach. Es sei daher ein besonders feierlicher, mit einem Reichstag verbundener Kaiserbesuch in Rothenburg in engem Anschluß an die Chronik erzählt:

Es war Freitag nach Lichtmeß 1474, als Kaiser Friedrich III. der Stadt nahte. Stallungen für 1000 Pferde waren gerichtet und für andere Nothdurft war gesorgt worden. Die Rathsherrn Leonhard Wernizer und Hermann Prell hatten sich mit 50 Pferden nach Reichardsroth begeben, um an der Grenze der Landwehr den Kaiser zu empfangen. Herr Haug, Graf von Werdenburg, nahm die Begrüßung entgegen. Bei nassem Wetter kam man endlich vor der Stadt an. Neunzig Priester und die Schulkinder sollten mit dem Allerheiligsten und „anderer Zierlichkeit“ dem Kaiser entgegenkommen; allein derselbe befahl, sie sollten in der Pfarrkirche seiner warten, wo er sie denn auch richtig umsonst warten ließ. Der innere Rat hatte unter dem damals noch stark besetzten Galgenthor Aufstellung genommen, während im Thor und die Gasse einwärts Söldner „aufs beste gebuzet“ Spalier bildeten. Bürgermeister Konrad Deffner, Hans Trüb der Alt, Hans Gundlach und Adam von Rhein warteten im Vorwerk. Der Bürgermeister trug die Torschlüssel dem Kaiser, als dem Herrn der Stadt, auf einem Kissen entgegen. Der Graf von Werdenburg dankte im Namen der Majestät und sagte — es war das die übliche Wendung —: Daß er niemand der Stadt Schlüssel

besser anvertrauen könne als dem ehrbaren Rat. Von zwei Ratsherren an beiden Seiten geleitet, fuhr nun der kaiserliche Wagen bis an Christof Bermeters Haus bei den Barfüßern gelegen, allda ihrer Majestät Losament war (heut Hs.-Nr. 44). In einer halben Stunde war alles Volk untergebracht und Stille auf den Gassen, als ob niemand Fremdes da wäre.

Als Majestät ausgeruht hatte, verfügten sich die vier Ratsherren wieder zum Kaiser. Hans Gundlach trug einen vergoldeten Schrein von 100 Gulden Wert. Darinnen lagen 300 Rheinische Gulden, die er seiner Majestät offerierte. Konrad Deffner aber übergab ein Fuder Frankenwein, zwei Fuder Tauberwein, 50 Malter Haber, 2 Zentner Hecht, 4 Zentner Karpfen. Sie befahlen die gemeine Stadt der Majestät zu Gnaden, was alles der Kaiser durch den zu Werdenberg gnädig annahm.

Dem Herzog Maximilian, des Kaisers Sohn, der in Thomä Mayrn Haus logiert war (Hs.-Nr. 40), verehrten die genannten Herren ein vergoldetes Trinkgeschirr von 70 Gulden Rheinisch Wert.

Leonhard Werniger und Hermann Prell besuchten Johann Herrn Adolf, Erzbischof zu Mainz und Graf von Nassau, der 130 Pferde mitgebracht hatte und bei Konrad Deffner wohnte (Staudtisches Haus), wobei sie ihm 1 Fuder Mainwein, 1 Fuder Tauberwein, 10 Malter Haber, einen halben Zentner Hecht, einen Zentner Karpfen verehrten.

Ferner Herrn Wilhelm, Bischof von Eichstett, so 140 Pferd hatte und bei Hans Scherling (Hs.-Nr. 17) wohnte; derselbe erhielt 2 Eimer Mainwein, 4 Eimer Tauberwein, 6 Malter Haber, 40 Pfund Hecht, 80 Pfund Karpfen zum Geschenk.

Ferner Herrn Herzog Ludwig zu Bayern, Graf zu Veldenz; derselbe hatte nur 14 Pferde bei sich und wohnte in Heinrich Schultheißens sel. Wittib's Haus auf dem Hockelmarkt (Hs.-Nr. 505); er erhielt 5 Eimer Tauberwein, 4 Malter Haber, 30 Pfund Hecht, 60 Pfund Karpfen.

Des türkischen Kaisers Sohn Bajazeth lag in Hans Wüsten Haus in der Schmiedgasse (Geißelbrecht'sches Haus). Am Mittwoch darnach kam auf der Straße von Ansbach ein glänzender Reiterzug daher. Da konnte man eine ganze Reihe von stattlichen Rittern gewahren, alle auf schwarzen Rossen und Satteldecken, denen ein weißer Pilgerstab eingenäht

war; sie kamen alle von Rom. An ihrer Spitze ritt König Christian von Dänemark mit 130 Pferden, der Kurfürst Markgraf Albrecht von Brandenburg, Markgraf Friedrich, sein Sohn, Herzog Franz von Sachsen Lauenburg, dann die böhmischen und polnischen Botschafter.



Hofraum im v. Staudt'schen Hause.

Nach Photographie von R. Herbert, Rothenburg.

Der Kaiser und seine Begleiter ritten ihren Gästen bis an den Maroltsbrunnen vor dem Röbertor entgegen und erzeigten ihnen alle Ehre. Der Kaiser ließ keinen absteigen. Nachmittags ritten sie ein, je drei in einem Glied. Voran der markgräfliche Marschall Georg von Wagenheim; dann der Kaiser und der Bischof von Mainz zu beiden Seiten des dänischen Königs; sie begleiteten denselben auch in sein Losament in Adam von Rein's Haus (Hs.-Nr. 469, Bankier Haas). Der Herzog von Sachsen-Lauenburg lag in der Apfelbächin Haus (Hs.-Nr. 468, Bankier Haas). Dann ritt der Bischof von Mainz neben dem Kaiser bis zu dessen Herberge, die andern Fürsten folgten.

Leonhard Werniger und Hermann Prell machten dem König von Dänemark ihre Aufwartung und schenkten ihm 1 Fuder Mainwein, 1 Fuder Tauberwein, 10 Malter Haber,

1 Zentner Hecht, 1 Zentner Karpfen. Kurfürst Markgraf Albrecht und sein Sohn bekamen 1 Fuder Mainwein, 1 Fuder Tauberwein, 20 Malter Haber, 1 Zentner Hecht, 2 Zentner Karpfen. Und weil Markgraf Friedrich zum erstenmal hier war, so hat man ihm besonders verehrt ein verdecktes Trinkgeschirr von 40 Gulden Wert, und eine Armbrust mit Binden, beschlagenem Köcher und Bolzen.

Herr Burggraf von Gutenstein lag in der Eberbächin Haus. Herr Colobart und Herr Jost von Einsiedel, Ritter und königliche Sekretarii, lagen bei Endreßen Windsheimern, am Eck an der Kirchgassen, alle drei Botschafter der böhmischen Krone. Der Hofmeister und Marschall des Königreichs Polen und dessen Sekretarius lagen in Seizen Stockanters Haus. Diesem jeden hat Leonhard Spieß und Hans Blunzhart, Stadtschreiber von Ratzwegen, geschenkt 12 Kantn Wein, 1 Schaff mit guten Hechten und 2 Schaff mit Karpfen „welche dann alle miteinander solche Verehrung in Gnaden zu erkennen und ihrem König, Herrn und Obern zu rühmen sich erboten.“

Am Montag hernach ging die Kaiserliche und die königliche Majestät, der Bischof zu Mainz und der polnische Hofmeister nebeneinander und vor und hinter ihnen die andern Kurfürsten, Grafen, Prälaten, Herrn, Ritter und Knecht in großer, merklicher Anzahl in die Pfarrkirchen. Die Stühle im Chor zu beiden Seiten waren mit goldnen Stücken überzogen. Während der Messe standen gegenüber dem Sacrament der Kaiser, Kurmainz, Markgraf Albrecht, Burggraf zu Gutenstein, des Kaisers Sohn, Herzog Ludwig von Welsdenz, der junge Markgraf Friedrich, der Bischof von Eichstätt und des türkischen Kaisers Sohn. Auf der andern Seite stand der König von Dänemark, der polnische Hofmeister und der königliche Sekretarius.

Am nächsten Freitag ließ der Kaiser die vier Rathsherrn vor sich fordern und ließ durch Kurmainz begehren, man sollte Stephan Scheunen Sohn die jezo ledige Stelle widerfahren lassen, was man versprach.

Am Montag darnach war auf dem Markt vor der Trinkstuben ein kaiserlicher Stuhl köstlich aufgerichtet, in dem Kaiser Friedrich samt andern Fürsten in seiner Majestät sitzend, dem König Christian die Reichslehen, das Herzogtum Holstein, Ditmarsen, Stormarn mit Pomp übergab. Das seidene Panier ist in der Pfarrkirche aufgesteckt worden. Außer

den Genannten waren noch anwesend: Haug und Ulrich, Grafen zu Werdenberg, Graf Rudolf von Sulz, Hans und Burkhard, Grafen von Barby, Johann Graf zu Sonnenberg, Graf Schofried von Leiningen, Graf Ludwig zu Dettingen, die Grafen von Castell und Helfenstein u. s. w.

Der Kurfürst zu Mainz war im kurfürstlichen Habit da, der Burggraf von Gutenstein trug die böhmische Krone, Herr Ludwig von Beldenz trug den Apfel, der Markgraf von Brandenburg das Szepter, Marschall von Pappenheim das Schwert, der polnische Botschafter die Scheide zum Schwert. Herzog Maximilian hatte ein Habitus mit Hermelin, gleich einem Kurfürstenhabit, „allein daß sein Häublein auf seinem Haupt geschmizelt und gezirkelt war, zu einem Zeichen als man sagt seines Herzogtums, dazu ihn sein Vater der römische Kaiser gewürdigt und bestätigt.“

Nach dieser Belehnung sind etliche zu Rittern geschlagen worden.

Samstags vor Fastnacht wurde der Rat beschieden, die Huldigung zu tun. Der Akt geschah im Rathaus, „da man pflegt Stadt- und Bauerngericht zu halten“. Markgraf Albrecht stand auf der Bank am Turm und las nach kurzer Ansprache die Huldigungsworte vor, welche von Rat und Gemeinde Wort für Wort nachgesprochen wurden.

„Wir hulden und schwören Euch, dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich, römischen Kaiser, unserm allergnädigsten und reichen Herrn, getreu und gehorsam zu sein, Euer Gnaden Frommen und Bestes zu werben, auch Schaden zu bewahren und alles das zu tun, das gehorsame Untertanen ihrem rechten Herrn als römischen Kaiser schuldig und pflichtig zu tun sind, getreulich und ohn alles Gefährde, als helf uns Gott und alle Heiligen.“

Darauf erklärte der Markgraf noch, daß Kaiserliche Majestät die Hilfe der Stadt in den vergangenen Türkenkriegen und das willige und ungeparte Darlegen ihres Leibes und ihres Gutes in gutem Gedächtnis habe und das unvergeffen sein solle.

Darauf zog die Majestät und die andern Herrn unter Glockenläuten und Hornblasen vom Rathaus weg in die Herberge. Sonntags darauf hörte der Kaiser die Messe. Dann nahmen die vom innern Rat Abschied und befahlen die Stadt seiner Gnade. Dazu erbot er sich. Am nächsten Morgen zog

er mit dem Markgrafen nach Ansbach und von da nach Augsburg.

Die in Vorstehendem erzählte Belehnung des Dänenkönigs Christian mit den Herzogtümern Schleswig-Holstein war eine der vielen Schwachheiten und Unvorsichtigkeiten des Kaisers Friedrich III.

Sie hatte allerlei Verwicklungen im Gefolge und erst der Krieg um Schleswig-Holstein im Jahre 1864 mußte die ungeschickte politische Verbindung lösen, die damals hier in Rothenburg geknüpft wurde.



## 17. Gesetz und Recht.

### Die Gesetzgebung.

Die Rothenburger Bürger haben ihre Gesetze von alters her unter sich selbst festgelegt, wobei sie sich häufig an frühere Beschlüsse der Schöffen, Gewohnheitsrechte und Ueberlieferungen hielten. Die aus solchem freiem Entschlusse hervorgegangenen Ordnungen nannte man Willküren. Sie sind nacheinander aufgezeichnet in dem Willkürenbuch, dessen erste Seiten wohl auf die Tage Kaiser Rotbarts zurückgehen mögen. Dasselbe ist betitelt: Diz sint der Stat gebot und reht als sie von Alter her mit gut gewonheit und mit der Stat reht sin komen.

Bald fühlte man das Bedürfnis nach einem ordentlichen Gesetzbuch und fertigte aus den Willküren und den Nachträgen dazu das Statutenbuch. Dieses erste wichtige Gesetzbuch der Stadt entstand zur Zeit Toppers und beginnt:

In Gottes namen amen. In dem jare da man zalt von gotes geburt 1382 umb sankt walburg tag wurden die her noch geschriben gesezte und stück, beyde vom dem Innern und uzzern Rat gemeinlich überkomen gesezt und gemacht.

Im Jahre 1455 nachdem auch die Handwerker ratsfähig geworden waren, schrieb man ein zweites Statutenbuch.

Außer der unten zu erwähnenden Wachordnung von 1352 stammt aus jener Zeit noch das Pflichtbüchlein, welches für einzelne untergeordnete Aemter, als die der Heiligenpfleger, Marksteinseher, Gefalzen Fisch-Häringbeschauer, Hausknecht (d. i. Ratsdiener), Fronwager, Unterkäufer, Schreiber, Torfschließer, Weinschröter, Kohlenmesser, Schweinbeschauer, Stadtknechte u. s. w. Dienstvorschriften enthält.

## Die Bürger.

Als die Handwerker 1336 das Bürgerrecht erhalten hatten, unterschied man „Bürger vom Rat“ oder „Ehrbare“ und „Bürger von der Gemeinde“. Dieser Unterschied blieb auch nachdem 1455 die Handwerker ratsfähig geworden waren.

Die Bürger wohnten innerhalb der Stadtmauer oder im Zargen d. i. Stadtgebiet, das vom Bauerngraben und St. Leonhard bis nach Steinbach reichte. Im Stadtgebiet lagen einst noch die Orte: Obersteinbach, Hagen und Röblein, deren Einwohner aber 1400 in die Stadt verpflanzt wurden. Die Bürger in den Mühlen, in Detwang und Steinbach nannte man die „Bürger im Tal.“

Neben diesen „eingesessenen“ Bürgern gab es auch „ausgesessene“; das waren Edelleute, welche sich verpflichteten, der Stadt Steuern zu zahlen, ihr mit einer Anzahl Lanzen zu dienen und ihre Burgen zu öffnen.

Bürgerkinder müssen mit 14 bezw. 12 Jahren vor dem Rat geloben „mit Treuen der Stadt Gewohnheit und Recht zu halten“; das Bürgerrecht erlangten sie später durch Leistung des Bürgereides, der sie verpflichtete, der Stadt treu, dem Rat gehorsam zu sein und ihr Recht nur vom Stadtgericht zu nehmen.

Auswärtige mußten zur Aufnahme vor allem eheliche, freie Geburt, später auch etwas Vermögen nachweisen. Der Handwerker mußte seinen Lehrbrief zeigen, eine mehrjährige Wanderschaft nachweisen und ein Meisterstück vorlegen.

Anfangs hatte der neue Bürger auch einen Betrag für Waffen zu zahlen, woraus dann der „Bürgerguld“ entstand; später wurde der Beweis gefordert, daß er eine Rüstung habe und die Waffen führen könne. Noch im 18. Jahrhundert mußte der junge Bürger auf dem Steueramt, wo der Bürgereid abgelegt wurde, einige Gewehrübungen machen. Schließlich hatte er noch die Pflicht, sich den Arbeiten an der Stadtbefestigung und Bewachung zu unterziehen.

Bürger, welche die Stadt besonders nötig hatte, Aerzte, Maler, Apotheker blieben öfter auf gewisse Zeiten steuerfrei.

Austretende Bürger mußten von dem, was sie in Rothenburg erworben hatten, eine „Nachsteuer“ entrichten.

Die sog. Pfahlbürger hatten weder Güter noch Häuser und zahlten nur eine gewisse jährliche Steuer; sie waren zumeist Tagelöhner.

### Das Regiment.

Rothenburg war Republik und die vereidete Bürgerschaft der höchste Herr. Sie konstituierte sich jeden ersten Mai, am Erinnerungstage altdeutscher Freiheit. Drei Stunden vor Tags versammelte sie sich im Rathhause. Noch ehe der Morgen dämmerte, hatte sie den Eid erneuert. Man gelobte Treue gegen die Gemeinde und Gehorsam gegen die Beschlüsse des Rats; nachdem dann Rechenschaft über den Gemeindehaushalt abgelegt worden war, verpflichtete sich die Bürgerschaft, die Steuer für das nächste Jahr zu entrichten. Die Ratsherren traten dabei ihr Amt neu an.

Der innere Rat bestand auch nach dem kritischen Jahr 1455 nur aus Erbaren, weil diese allein genügend Zeit, Kenntnisse und Mittel zur Führung der Regierungsgeschäfte besaßen. Das Ratsherrnamt trug 10 Klafter Holz, später noch 8 Gulden dazu. „Ein Ratsherr muß sich bemühen, aus seinem eigenen Vermögen dem Staate zu dienen. Dieses ziemt einem edelmütigen, gerechten und großherzigen Ratsherrn, und er mag die wahre Belohnung seiner für den Staat übernommenen Arbeiten von Gott erwarten“. So hielt man es hier — bis nach dem dreißigjährigen Krieg.

Der äußere Rat wählte den Innern; der innere ergänzte den äußern.

Alle Tage, später nur am Montag, Mittwoch und Freitag, 1 Uhr gen Tag, fand Versammlung des inneren Rates statt, den Vorsitz führte der Bürgermeister; er stimmte auch zuerst ab, dann die andern dem Alter nach.

Polizeiverfügungen und Stiftungsverwaltungen standen allein dem innern Rat zu, bei Steuerfachen mußte der äußere Rat mit zugezogen werden.

In außergewöhnlichen Fällen rief der Rat die ganze Gemeinde zusammen, gewöhnlich in die Jakobskirche.

Der äußere Rat war, unserm jetzigen Gemeindefolkollegium entsprechend, die eigentliche Repräsentation der Gemeinde. Seine Versammlungen werden je nach Bedürfnis vom äußeren Bürgermeister einberufen. Die Beratungsgegenstände waren ihm meist vom inneren Rat gegeben. —

An Aemtern besaß man:

Zwei Bürgermeister; der des inneren Rates wurde vom äußern, der des äußern Rates vom innern Rat gewählt.

Sie bekleideten ihr Amt auf ein viertel, später ein halbes Jahr;

das Richteramt, von 1 Glied des innern und 1 des äußern Rates geführt;

das Baumeisteramt, desgleichen;

das Steueramt, von 2 Gliedern des innern und 1 des äußern Rates geführt.

Pfleger zu St. Johann, St. Wolfgang und Vormundschaftsbehörde waren je zwei Glieder des äußeren Rats.

Die kleineren Aemter, deren Zahl sich von Jahrhundert zu Jahrhundert vermehrte, können hier unerwähnt bleiben.

### Die innere Verwaltung.

Die Polizeigebung der mittelalterlichen Städte ist geeignet, manch falsche Anschauung über den Charakter jener Zeit zu berichtigen. Wie anderwärts, so ging auch im mittelalterlichen Rothenburg die öffentliche Gewalt tatkräftig an die Lösung kommunaler Aufgaben. Folgende Ordnungen dürften von allgemeinerem Interesse sein:

Strassen-, Feuer-, Baupolizei: Die Schindeldächer innerhalb der Stadt sind mit Ziegeldächern zu vertauschen (schon vor 1204). — Bei Nacht soll niemand ohne Licht gehen. — Wenn Feuer ausbricht, müssen die Ordenshäuser mit 2 Wägen, die Bürger, welche Pferde haben, mit Rufen, die andern wenigstens mit einem Zuber dienen. Zimmerleute, Dachdecker u. s. w. haben mit ihren Geräten zu erscheinen; wer zum Feuer kommt, muß aufs Gebot der Ratsmänner arbeiten. Zwei Bürger waren zur vierteljährigen Feuerschau bestimmt. Fünf vom innern Rat haben dafür zu sorgen, daß alle feuergefährlichen Bretterschuppen vor den Häusern abgebrochen werden. — Die Straßen müssen alle acht Tage gereinigt werden. Abtritte dürfen nur bei Regenzeit gereinigt werden. Unterirdische Abzugsgräben sollen angelegt werden u. s. f.

Sanitäre Maßregeln. Die Stadt richtet ein öffentliches Badhaus ein. Die Badmeister müssen schwören „daß sie ein iglich mensch das sein begert durch gots willen in der Wochen einmal baden lassen und scheren fülln und fülln in hut und warm wasser geben zu irr notdurft“. Um 1324 finden wir hier bereits zwei Aerzte und einen Apotheker.

Gewisse Luxusgesetze wollten allzu großen Auf-

wand einschränken und jeden Stand in den gebührenden Grenzen halten. So wird z. B. die Zahl der Hochzeitsgäste verschiedenemal beschränkt. 2—4 Pfeifer sind gestattet. Hochzeitsgeschenke sind eine Zeit lang verboten. Doch ist es erlaubt am andern Morgen mit dem Bräutigam zum Wein zu gehen und eine Maß Wein zu zechen, doch nicht mehr, bei 1 Gulden Strafe. — Ebenso werden die Feierlichkeiten bei der Primiz eines Priesters, bei Kindstausen u. s. w. beschränkt. 1396 verbietet eine Kleiderordnung das Tragen von Schleiern. — Eingeschränkt war ferner das Spielen und Wetten. Kein Spieler konnte mehr schuldig werden, als er bei sich hatte;\*) alles anderweitige Versprechen ist ungültig, „denn allein daß man ihn nackend mag ausziehen.“ Da besonders die Geistlichen dieser Leidenschaft fröhnten, so wurde das Spiel in den Orden durch spezielle Verordnung verboten. Mit Würfeln und Karten durfte man nur auf dem Markt oder in der Spielhütte „in Gegenwart des Platzmeisters“ spielen. — Die Polizeistunde („Weinglocke“) muß bei Strafe von 5 Schilling gehalten werden. — Wer einen Bürger bei Gott schwören hört, hat das Recht, von ihm einen Regensburger (Heller) zu begehren.

Völlig verboten ist der Hausbettel, der meist unter religiösem Deckmantel geschah. Wer einen solchen Bettler beherbergt oder ihm gibt, büßt einen Gulden. „Welcher aber ein Narre will sein und solchen geben will, der soll es tun uff der Straßen oder vor der Kirchen“.

### Finanzwesen.

Die Reichsstadt Rothenburg hat von alters her die Kunst verstanden, ihre Finanzgebarung mit dem Schleier des Geheimnisses zu verhüllen, um zur rechten Zeit arm und zur rechten Zeit reich zu erscheinen.

Wie ihr Wohlstand im 14. Jahrhundert in die Höhe ging, bezeugt der Betrag, der an den Kaiser abzuliefernden direkten Reichsteuer, der von 200 Pfund Heller im Jahre 1332 auf 800 Pfund im Jahre 1347 steigt. Den stets geldbedürftigen Kaisern waren diese Steuern eine will-

\*) Hiernach das auf Heinrich Dopler angewandte Rechtsspruchwort: Kein Dopler verliert mehr als er zum Spiel bringt.

kommene Einnahme, die sie oft im Voraus forderten oder verpfändeten. — Indirekte Steuern, die der Kaiser ebenfalls anzuspreden hatte, wurden jährlich mit 50 Pfund Heller abgelöst. Das Umgeld, eine Lokalsteuer auf Wein und Lebensmittel, war der Stadt behufs Verstärkung der Befestigung übergeben. — Wie sehr die Kaiser die Stadt durch Einkehr sowie durch wiederholte Verpfändung belasteten, haben wir gehört.

Die Stadt zog ihre Einkünfte zunächst aus ihren Wäldern, Seen und bewirtschafteten Gütern, aus der Jagd, und grundherrlichen Abgaben. Dazu kamen dann die Erträge der Vermögens- und Einkommensteuer. Diese wurde je nach Bedürfnis, also sehr unregelmäßig erhoben. So wurde z. B. von 1374 bis 1406 gar keine Steuer bezahlt; also gerade zu der Zeit, da Topley so viel Güter für die Stadt aufkaufte. Später war sie oft unverhältnismäßig hoch, dazu kamen noch manchmal außerordentliche Steuern, Monatsgelder u. s. w., welche die Einwohner stark belasteten. — Das Grabengeld — zu Topleys Zeit eingeführt — war eine Ablösung der Handdienste bei den Stadtbefestigungsarbeiten. Arme und Juden zahlten eine Kopfsteuer. Andere Einnahmen lieferte die Vermietung von Verkaufslökalen u. s. w. — Indirekte Steuern lagen auf Wein, Bier, Salz, Mehl u. dergl.; auch ein nicht geringer Zoll wurde von eingeführten Waren erhoben.

Die Finanzverwaltung lag in den Händen des Steueramts, das aus einem Bürgermeister und je einem Rathsherrn des innern und äußern Rats bestand.

Die älteren Stadtrechnungen, welche über das Finanzwesen der mittelalterlichen Reichsstadt allein genügenden Aufschluß geben könnten und welche bei Besignahme der Stadt durch Bayern noch vorhanden waren, sind wahrscheinlich als wertlos vernichtet worden.

### **Gerichtswesen.**

Rudolf von Habsburg hatte an Stelle des erblichen Burgvogtes, absehbare, kaiserliche Landvögte gesetzt. Diesen Landvögten in Franken stand ursprünglich das Gericht über die Landschaft und die Handwerkergemeinde in Rothenburg zu. Sie hegten das kaiserliche Landgericht, entweder in der Stadt, sei es im Rathhaus, sei es auf dem Kirchhofe,

oder vor der Pforten auf der Reichshofstatt, wo noch vor hundert Jahren die Bänke für die Schöffen standen. Zu diesem Gerichte kam der Landrichter mit goldenen Sporen von Reifigen begleitet. Die Schöffensitze waren mit erbaren Bürgern, Rittern und Edelfnechten besetzt.

Unter dem Landvogt oder Landrichter in Franken stand das Stadtgericht, mit dem Schultheißen oder Reichsrichter an der Spitze. Die Kompetenz dieses Stadtgerichtes dehnte sich durch allerlei kaiserliche Privilegien, z. B. durch Erwerbung des „Blutbanns“ über „schädliche Leute“ u. dgl., wie auch durch städtische Maßnahmen, wie z. B. Gewährung des Bürgerrechts an die Handwerker u. dgl. rasch aus; bald gelang es auch den Bürgern, das Verwerfungsrecht bei der Wahl des Schultheißen zu erlangen. — Infolge dieser Ausdehnung des Stadtgerichtes sank das Landgericht zum sog. Bauerngericht herab, ohne jedoch seine bedeutenden Vorrechte zu verlieren. Als es darum anno 1387 von Wenzel an den Landgrafen von Leuchtenberg verpfändet worden war, löste die Stadt das Pfand selbst aus und erwarb sich damit das Landgericht. Damit aber war die Stadt in bezug auf ihre Gerichtsbarkeit ganz frei und selbständig geworden; denn vor das Reichshofgericht konnte sie kraft eines von Wenzel erlangten Privilegs nicht geladen werden.

So treffen wir denn im Mittelalter folgende Gerichtsbehörden hier:

- 1) das Stadtgericht, besetzt vom innern Rat unter Vorsitz des Reichsrichters, der auch das Blutgericht ausübte.
- 2) Das Bauerngericht, das vor der Pforte alle Samstag, später 11, dann 4mal im Jahre gehegt wurde.
- 3) Das oben erwähnte Richteramt für kleine, sofort mündlich zu entscheidende Angelegenheiten.
- 4) Den innern Rat, der über Zivil-, Erb-, Schuldsachen, und Vertragsangelegenheiten u. s. w. befand.



## 18. Patrizier und Handwerker.

Die fränkischen Adelsgeschlechter, welche zur Zeit der Hohenstaufen hier ansässig waren, hatten sich nach dem Untergang des Kaisergeschlechtes allmählich wieder auf ihre Stamm-Burgen zurückgezogen. Wir treffen nunmehr hier die sogenannten „erbaren Geschlechter“, freie aristokratische Familien.

Ein Teil derselben wohnten ständig in der Stadt, so die Bermeter, Eberhard, Eisenhut, Eckhard, Erzfeld, Fürbringer, Geyer, Greif, Groß, Hauptlein, Hartrad, Hauold, Holfelder, Holzschuher, Horn, Hornburg, Jagstheimer, Keßelweiß, Kreglinger, Köffelholz, Luz, Mörder, Deffner, Drilieb, Precter, Rhein, Schön, Schwarz, Schultheiß, Seehöfer, Stettner, Strauß, Sturmfeder, Tauberer, Topler, Trüb, Better, Bischer, Volkmar, Vernizer, Wern, Zuckmantel.

Zu den auf dem Lande sitzenden Geschlechtern, deren Glieder häufig Bürger waren, gehörten die: Adelsheim, Bebenburg, Berler, Bielriet, Brunzendörfer, Dürrwang, Ehenheim, Erlbach, Finsterlohr, Geißendörfer, Gattenhofen, Habelsheim, Haußen, Hemmendorf, Inzingen, Leuzenbronn, Lohr, Lösch, Muslohe, Nortenberg, Pfast, Rabenstein, Rosenberg, Schab, Schrozberg, Seldeneck, Sidingen, Sulz, Tanner, Waltenhausen, Walmersbach u. s. f.

All diese Familien dienten im Harnisch auf dem Pferde, gleich wie die Ritter, ja sie nahmen es gerade in den Kämpfen des 14. und 15. Jahrhunderts mit den verwegentesten Raubrittern auf. Ihre Kampftüchtigkeit war das echte Zeichen der Ebenbürtigkeit mit den Rittern; darum führten sie auch ein rittermäßiges Wappen, das ihnen nicht verliehen war, sondern das sie sich erworben hatten. Handel oder Handwerk trieben sie nicht. Ihr Vermögen bestand im Grundbesitz, der

zumeist verpachtet war. Die Zinsen wurden gezahlt in Getreide, Wein, Geflügel, Lämmern, Del, Käse u. s. w. Geräumige Getreideböden und Keller befanden sich in den Patrizierhäusern, stattliche Zehntscheunen stehen noch in den entlegeneren Gassen der Stadt. — Was die Geschlechter außerdem noch bedurften, lieferte der Handwerker der Stadt. Durch standesgemäße Heiraten wurde das Vermögen der Geschlechter zusammengehalten und ihr Reichthum vermehrt.

Eine Haupterwerbsquelle der Patrizier war der Weinbau. Nicht nur die Seiten des Tauber- und Steinbachtals, auch der Wachsenberg, die Höhen um Windelsbach und die Ufer des Lindleinssees trugen wohl gepflegte Weinberge. Die Patrizier verkauften den Wein oft in großen Gebinden, hatten aber auch das Recht, ihn selbst in ihren Tenmen zu verschicken, was bei hohen, von vielen Wallfahrern besuchten Kirchenfesten immerhin recht einträglich sein mochte. Sehr viel Wein wurde auch vom Main und der untern Tauber bezogen.

Bei dieser Bedeutung des Landbaus mußte der Handel natürlich an zweite Stelle treten. Wohl saßen im 14. Jahrhundert Kaufleute hier, deren Handelsbeziehungen bis Italien reichten, die die Messe in Frankfurt und Leipzig besuchten und sich manch' schönes Privileg zu erwerben verstanden. Aber andererseits war man doch auf Seiten der Ehrbaren bestrebt, den Handel niederzuhalten und insonderheit kein fremdes Kapital in der Stadt arbeiten zu lassen. Die Gründe, welche dazu Veranlassung gaben, dürften auf politischem Gebiete zu suchen sein. Jedenfalls wurde die Absicht erreicht, denn im Jahre 1530 muß offiziell konstatiert werden, daß sich in Rothenburg keine Großhändler befinden.

Auch das Zunftwesen gelangte in Rothenburg nicht so zur Ausgestaltung, wie in anderen Städten und erst im 16. Jahrhundert, wo die Zünfte ihre politische Bedeutung verloren hatten, nehmen die Handwerkervereinigungen die äußeren Formen derselben an. Im Mittelalter waren dieselben hier strikt verboten. Dagegen lag die Zunfttheilung der militärischen Organisation der Stadt zu grunde.

Die Mitglieder des Handwerks selbst zerfallen in die „Handwerker“, dann die „Gesellen“, „Knechte“ oder „Knappen“ und in „Lehrlinge“. An der Spitze stehen 2—3 „Meister“, welche, jedoch nur mit Wissen des Rates, die Handwerker zusammenberufen dürfen.

Die Erlangung der Selbständigkeit fiel mit der Bürger-

aufnahme zusammen. Was die Gewerbeausübung anlangte, so bestand volle Freiheit. Etwaigen Mißbräuchen, welche diese Freiheit hätte hervorrufen können, war durch die Gewer-  
p o l i z e i vorgebeugt.

Dieselbe geht wie überall sehr ins Einzelne. Einige Bestimmungen werden dem Leser genügen.

Der Rat setzte für die Waren eine Maximaltaxe fest. Die Meister des Handwerks hatten die Ware zu prüfen, schätzen sie wohl auch bei Minderwertigkeit unter der Taxe ein. Der Preis wurde auf eine öffentlich ausgehängte Tafel geschrieben. Bei den Bäckern blieb die Taxe gleich, aber das Gewicht des Brotes regelte sich nach dem Getreidepreis.

Gewisse Waren durften nur an bestimmten Plätzen verkauft werden: das Korn auf dem Kornmarkt und, wenn derselbe voll Wägen stand, in der Pfäffleinsgasse, das Fleisch im Fleischhaus, das Brot im Brothaus (Hs.-Nr. 2), Fische und Krebse nur auf dem Fischmarkt (Schmiedgasse), Tücher nur im Kaufhaus. — Läden und Gewölbe vor und hinter dem Rathaus wurden von der Stadt um Zins vermietet. — Kein Käufer durfte angerufen werden.

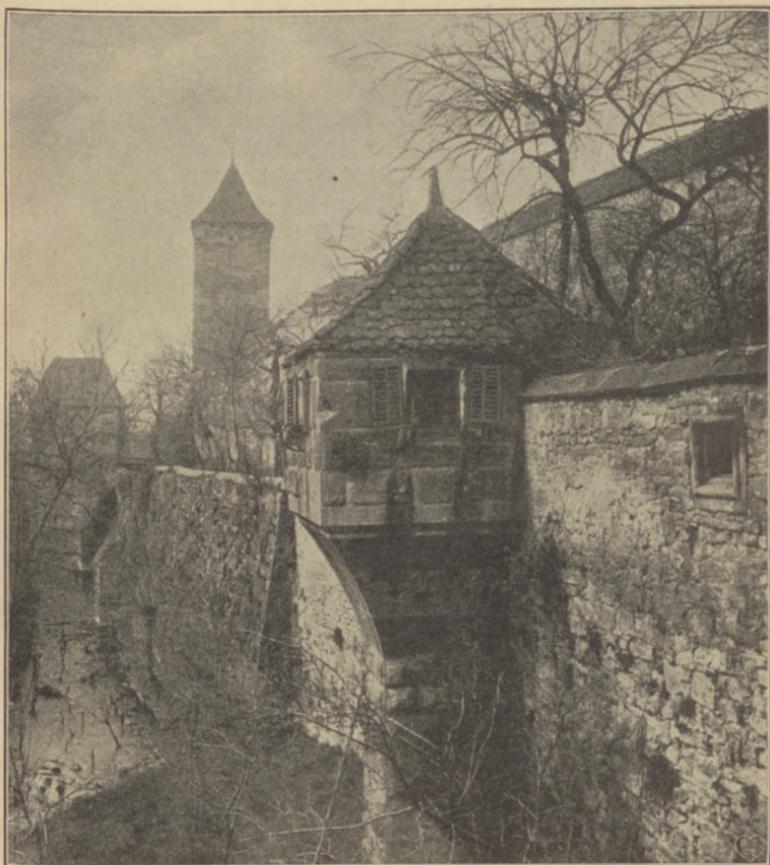
Bald fing man an, den Handwerkern gegen eine feste Gebühr den Verkauf in ihrem eigenen Hause zu gestatten.

Wo der Preis der Ware nicht fixiert werden konnte, setzte man den Arbeitslohn fest, so bei Steinmetzen, Zimmerleuten, Heimbeden. Ueber die Taxe durfte bei strenger Strafe nicht verlangt, noch gefordert werden. Auch der Gesellenlohn war festgesetzt.

Der Mittelsmann war der öffentliche Mackler oder Unterhändler. Er erhielt von jedem Verkauf im Wert von 10—50 Gulden 2 Pfennig, 50—100 Gulden 4 Pfennig u. s. f.

Für die fremden Verkäufer waren die Jahrmärkte und Messen da. Den Jakobimarkt hatte Kaiser Rudolf 1274, den Bartolomäusmarkt Kaiser Rupprecht 1406 genehmigt. Die Sommermesse, vierzehn Tage nach Pfingsten, die sogen. Kirchweih, hatte Kaiser Rudolf 1282 gestattet. Aus den von Ludwig dem Bayern 1331 und 1340 erlaubten Märkten am St. Andreas und St. Nicolaustag entstand durch Zusammenziehung unsere Herbstmesse. Die 1274 noch genehmigten Märkte am Oster- und Pfingstdienstag haben sich verloren.

Sehen wir bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts die Ehrbaren und die Handwerker streng geschieden, so wird es von dieser Zeit an anders. Unter dem Einfluß der demokratischen



**Befestigung mit Wall und Graben am Rödertor.**

Nach Photographie von H. Herbert, Rothenburg.

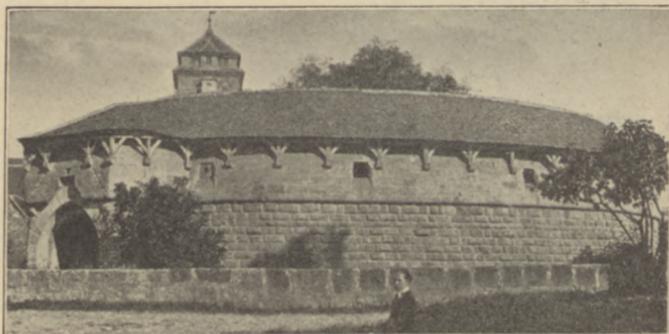
Bewegungen, der eindringenden Gelehrsamkeit, der vielfach veränderten Besitz- und Gesellschaftsverhältnisse gehen die alten Patriziergeschlechter immer mehr zurück und neue kommen auf, die, obgleich bürgerlichen Familien entsprossen, doch infolge ihrer Tüchtigkeit späterhin vom Kaiser mit Wappen und Adel begnadigt werden. Es sind die Albrecht, Staudt, Bezold, Rusch, Bürkhauer, Raab, Stellwag, Waltherr, Winterbach, Kenger u. s. w. Ihnen war die schwere Aufgabe gestellt, in einem dem Untergang unaufhaltsam zueilenden Gemeinwesen durch Wort und Beispiel die Tugenden der Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit hochzuhalten und sie als Erbteil aus großen vergangenen Tagen einer neuen Zeit zu übermitteln.

### Kriegswesen.

Rothenburg war eine sehr feste Stadt. Nach Westen hin machten die steilen Talwände jeden Angriff unmöglich; die alte Burg beherrschte das ganze Tal nebst den gegenüberliegenden Höhen. Die Gräben waren tief und breit, die Wälle davor hoch; an den Hauptpunkten standen hohe starke Türme, mit Falkonetten und Doppelhacken besetzt.

Im vierzehnten Jahrhundert nahm die Entstehung der jetzt noch erhaltenen Stadtbefestigung ihren Anfang. Man baute zuerst die Mauern. Handdienste, Bürgerbeiträge, Umgeld, Bußen mußten die Mittel liefern, das Werk zu fördern. 1404 wollte Topler die Stadt erweitern; aber er konnte sein Werk nicht vollenden; die von ihm gebauten Türme wurden 1573 wieder abgebrochen. 1430 wurde der Stadtgraben tiefer ausgegraben und gefüttert, zwischen der Hauptmauer und dem Graben alsdann eine zweite Mauer gezogen und mit gleich hohen in den Graben vorspringenden Türmen gedeckt. Die starken Tortürme und Bastionen gehören erst der Mitte und dem Ende des 16. Jahrhunderts an. 1516 baute man die Roßmühle, um die Stadt im Belagerungsfalle von den Mühlen unabhängig zu machen. Auch wird mancherlei von unterirdischen Gräben und Wasserleitungen berichtet, durch welche man bei Belagerungen den Wasserbedarf in die Stadt schaffte. Sie mußten ein Geheimnis bleiben und blieben es wirklich bis heute; denn der Plan, zu dessen Bewachung sich der Baumeister des Rates eidlich zu verpflichten hatte, ging verloren.

In den Kriegszeiten des 15. Jahrhunderts mußten die Bürger der oberen und der unteren Stadt abwechselnd je 14 Tage ausziehen. Sie standen unter den 40 Hauptleuten und hatten schon damals ein gemeinsames Rüsthaus (vermutlich Haus-Nr. 635). Außerdem mußte jeder Bürger einen gewissen Bestand von Waffen zu eigen haben.



### Spitalbastei.

Der Umkreis der Stadtmauer zerfiel in sechs Wachen, auf welche die verschiedenen Zünfte verteilt waren.

1) die Klingewache, vom Kloster bis zum Fürbringersturm, 4 Hauptleute am Tor, 2 in der Gasse;

2) die Galgenwache, Fürbringersturm-Kummereck-Galgentor. 4 Hauptleute am Tor, 2 in der inneren Wache;

3) die Röderwache, Galgentor bis Hochheimersturm, am Tor 4, innen 3 Hauptleute;

4) die Gebfättlerwache, vom Hochheimersturm bis an den inneren Gebfättlerturm (Siebersturm) 4 Hauptleute am Tor, 2 am Gebfättlerbogen.

Den Zwinger am Spital und Mühlacker bewachte der Spitalmeister.

5) Am Nobelzellertor standen 4, bis nach St. Johann hinein 2 Hauptleute; dazu kamen noch 2, welche mit den Sattlern die Mauer bis an das Burgtor bewachen.

6) Unter dem Burgtor standen 4 Hauptleute und 2 auf der Mauer, welche mit den Schneidern die Mauer bis ans Frauenkloster bewachten.

Der 40. Hauptmann hat den Umgang oder die „Cranchwache“.



Strafturm.

Innerhalb der bereits beschriebenen Landhege lagen verschiedene der Stadt gehörigen Burgen. Die bedeutendste war Nordenberg. Mit 16 Lanzen (1 Lanze ist gleich 1 Geharnischter, 2 Reifige mit Schild und Schwert und 1 Reijunge) zog dort einst der Küchenmeister aus. Rothenburg hatte das Schloß in Kriegszeiten mit 60 Mann besetzt. Auf kleinen Burgen befanden sich oft bloß ein paar Knechte mit Hunden. Dorthin sollten die Bauern beim Feindesnahen ihren Vorrat und „Plunder“ bringen.

War keine Burg beim Dorf, so war der Kirchof die natürliche Zufluchtsstätte, durch seine Mauern und durch seine Heiligkeit geschützt. Da barg der Bauer seinen Bienenstock, da trieb er sein Vieh hinaus, und im Gewölbe unter der Kirche versteckte er seine Vorräte. — Das Dorf selbst sollte mit Zäunen und Riegeln verwahrt sein und jeder Bauer seinen Spieß, Helmbarte und Armbrust bereit halten, einen Sturm abzuschlagen.

Wie der Krieg verlief, haben wir schon mehrfach erzählt.

Die vielen Fehden zwangen die Stadt bald, junge unternehmungslustige oder beutegierige Adelige in Sold zu nehmen;

So war die Stadtverteidigung organisiert.

Für ständig befanden sich auf der Mauer 16 Wächter, deren Zahl jedoch 1350 verdoppelt wurde, „diemeilen die stat bisher mehr von den wechtern beschlaffen denn bewacht sei worden.“ An jedem Tor war ein Torwart und ein Turmwächter, von denen der erstere dem zweiten zu melden hatte, wenn jemand vor dem Tore erschien. Der Wächter hatte sich zu überzeugen, ob keine Gefahr vorhanden sei; dann erst durfte dem Reisenden geöffnet werden. Der „Weinschreier“ hatte nachts die Wachen zu visitieren.

trotzdem kamen die Fehden der Stadt nicht so teuer, als man annehmen möchte. So berechnete man z. B. 1550 eine Fehde von 4 Jahren Dauer auf 560 Gulden Kosten.

Der Rat hielt auf strenge Kriegszucht. Ein geschlagener Anführer wurde in den Turm geworfen; stand er im Verdacht des Verrates, so wurde er geköpft oder gevierteilt. Mit Recht. Denn auf die Kriegstüchtigkeit der Bürger und auf ihre Treue zur Republik durfte kein Schatten fallen.



Stadtmauerpartie.

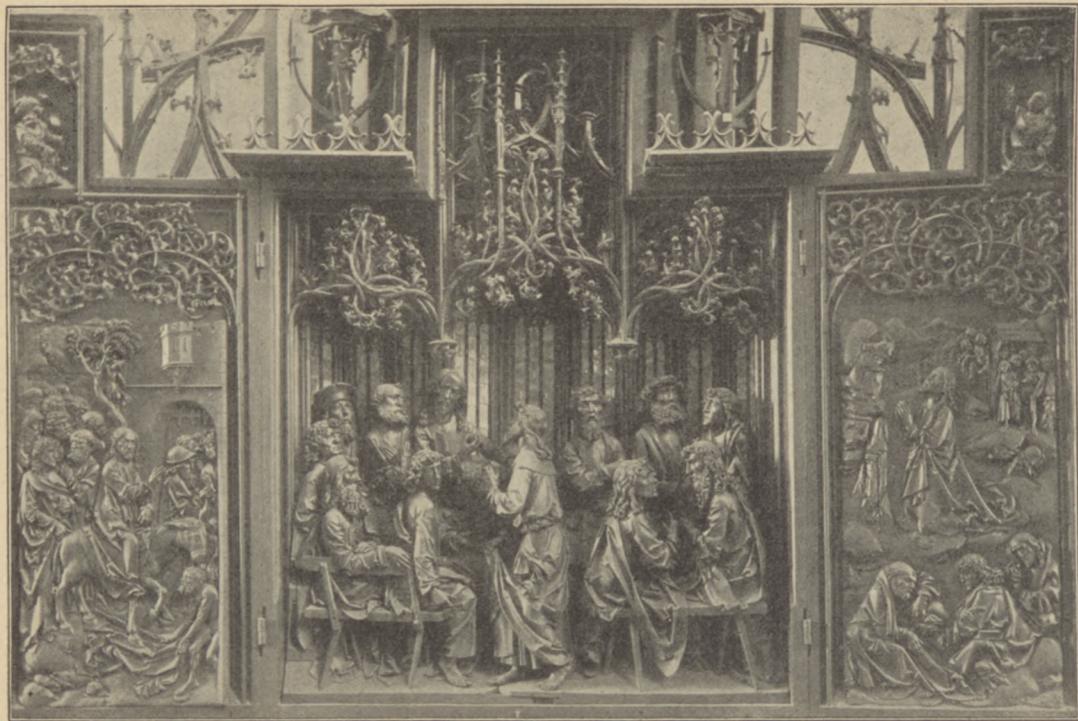
## 19. Kirchen und Kapellen.

Die Kirche des Mittelalters beherrschte nicht nur das gesamte geistige Leben ihrer Zeit. Durch ihren reichen Kultus, ihre bunten Zeremonien, ihre äußere Macht und ihren Besitz, durch prunkvolle Feste und Feierlichkeiten wußte sie die Menschen auch sinnlich und materiell an sich zu fesseln. Indem sie die Verantwortung für das Heil des Einzelnen rückhaltslos übernahm, rief sie bei allen, die nach Gewißheit ihres Heils strebten, eine fast unglaubliche Opferwilligkeit hervor, welche Leib und Leben, Hab und Gut, Wissen und Kunst in den Dienst der Kirche stellte. Wieviel Veräußerlichung der Religion dabei mit unterließ, ist bekannt, kann aber der Großartigkeit dieser kulturhistorischen Erscheinung keinen Abbruch tun.

Der volle Glanz des mittelalterlichen Kirchenwesens entfaltete sich auch in Rothenburg und füllte die Stadt mit herrlichen, aus gemeinen Mitteln gebauten Kirchen, mit intimen, von Privaten gestifteten Kapellen, welche beide hinwiederum reich dotierte Altäre und kostbare Kunstwerke bargen. Wir hoffen, daß ein Rundgang durch die Kirchen, Kapellen und Klöster des mittelalterlichen Rothenburgs dem Leser nicht unlieb sein wird und beginnen mit der

### **Jakobskirche.**

Dort, wo jetzt der imposante gothische Bau emporragt, befand sich vordem die Stadtpfarrkirche nebst der Kapelle zum heiligen Blut, in welcher letzterer ein Partikel vom Blute Jesu Christi aufbewahrt wurde. Die kostbare Reliquie, sowie andere Gnadenschätze lockten viele Wallfahrer und Büßer an. Zur Zeit der Hohenstaufen versahen Chorher-



**Blutaltar in der St. Jakobskirche.**

Nach Photographie von H. Herbert, Rothenburg.

ren aus Neumünster in Würzburg den Gottesdienst, ihre Wohnung war in einem Stiftshause neben der Kirche. Als aber im Jahre 1237 der Orden der deutschen Herren sich im oberen Taubertal festgesetzt und vom Küchenmeister Heinrich von Nordenberg Besitzungen in Detwang, Neufachsen und Rothenburg überkommen hatte, übertrug Bischof Fring den Priestern dieses Ordens den Gottesdienst in der Stadt. Nun wurde aus dem Stiftshaus das Deutschordenshaus und aus dem dazu gehörigen Hof, welcher nicht nur die jetzigen Haus-Nrn. 752 und 753, sondern wahrscheinlich auch noch den ganzen Komplex, den heute die drei Schulgebäude einnehmen, umfaßte, — der Deutschherrnhof.

Die Zahl der bei den Kirchenfesten herbeiströmenden Gläubigen wuchs immer mehr, neue Messen und Priesterstellen wurden gestiftet und das Kirchenvermögen vermehrte sich rasch; andrerseits war aber auch die Neigung der deutschen Herrn, fromme Stiftungen für Waffen, Pferde und Jagdhunde zu verwenden, im Zunehmen begriffen. So sann denn die Stadt auf Einrichtung einer geordneten Kirchenverwaltung und schloß 1336 mit dem deutschen Orden einen Vertrag, wornach ein Ordensbruder und ein Gemeindebürger die Jakobspflege übernehmen und über alle Gülten, Gefälle und Steuern Rechnung führen sollten. Gewiß hat man damals schon an den Bau eines neuen, großen, des aufstrebenden Gemeinwesens würdigen Gotteshauses gedacht. In den folgenden Jahren fielen denn auch beträchtliche Stiftungen an, z. B. von Agnes Hartat, von der Hartershofen seinen Namen hat, Heinrich Stöcklein, Kunigunda Kreglinger, Hans von Wallenhäusen, Magdalena Morstein, Heinrich Topler u. a. Aber auch Pfennige und Heller sammelte man bei frohen Familienfesten, um bald mit dem Neubau beginnen zu können.

Zuvor hielt es jedoch die Stadt für ratfam, sich in bezug auf ihr Kirchenwesen möglichst selbständig zu machen. Es gelang ihr auch von Kaiser Karl IV. ein Privilegium zu erhalten, kraft dessen sie gegen eine Zahlung von 4000 Gulden vom Kirchenpatronate Würzburg freigesprochen wurde. Nun konnte man an den Bau gehen.

Was die Baugeschichte anlangt, so geben Rothensburger Chroniken an, es sei die alte Stiftskirche erweitert und die Blutkapelle in den Bau mit einbezogen worden. Neuere Untersuchungen, insbesondere die von L. Häffner-Nürnberg, bestätigen dies. Derselbe schreibt: „Das Erdge-

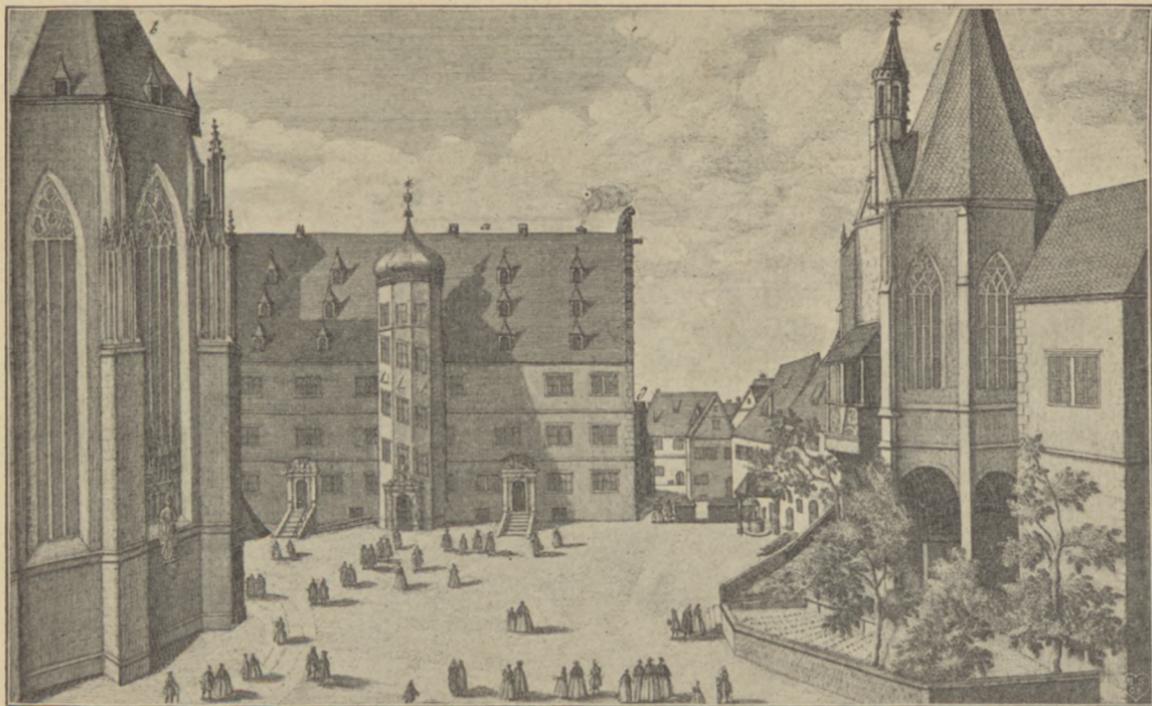


**Westchor der St. Jakobskirche.**  
Nach Photographie von H. Herbert, Rothenburg.

schoß der Sakristei, der untere Teil des Nordturmes und das anschließende Eck des nördlichen Seitenschiffjoches ist noch vom alten Bau geblieben. Die Mitbenützung und Weiterführung der nördlichen Turmanlage ist maßgebend für die charakteristische Ausbildung der Türme ohne achteckiges Uebergangsgeschoß unter den Helmen. Die sehr knappe Grundrißform erlaubte die Anlage eines solchen Geschoßes nicht. Der langgestreckte Grundriß, die bedeutende Längsentwicklung, die edlen Formen im Außern, die Enge des Mittelschiffes, die schlanken Höhenverhältnisse und das Festhalten am Kathedralssystem lassen darauf schließen, daß der Schöpfer des ersten Entwurfes an großen rheinischen und schwäbischen Bauten mitgewirkt hat. Die Türme, von denen der südliche von Grund aus neu aufgeführt wurde, sind gleichzeitig mit dem Ostchor in die Höhe geführt worden. Der nördliche bis zur Kranzhöhe, der südliche bis zur Höhe der Schallfenster; der weitere Ausbau erfolgte in erheblich späterer Zeit, zugleich mit Erbauung des Westchors durch Meister Niklas Elser“.

Die Ungleichheit der beiden Turmhelme erklärt eine Sage, die sich ähnlich auch in anderen Städten gebildet hat. Ein Meister und ein Geselle bauten beide Türme im Wettbewerb, der Meister den südlichen, der Geselle den nördlichen. Nach Vollendung der Arbeit sah der Meister, daß das Werk des Gesellen schöner geworden sei. Aus Neid und Scham stürzte er sich vom Kranze herab und sein Steinbildnis wurde zum bleibenden Gedächtnis daran auf der südlichen Wendeltreppe angebracht. — Die wahre Erklärung gibt Häffner, der die Erbauung des kleineren Helmes mit dem ungleich schöneren Maß- und Laubwerk dem Meister Elser zuschreibt, die Erbauung des anderen Helmes aber seinem Nachfolger, der ihn zur Erzielung einer besseren Wirkung schlanker, aber eifertiger und im Einzelnen wesentlich unausgebildeter hergestellt habe.

1388 war der Ostchor vollendet. Dann scheinen die Mittel etwas knapper geworden zu sein, bis ein 1411 erteilter Ablass neue Spenden brachte. 1436 war der Bau bis an den Westchor vollendet; als in diesem Jahr der Abt von Heilsbronn anfragte, mit welcherlei Gab und Hilfe die Kirche erbaut worden sei, gab man ihm die stolze Antwort: Mit Gab, Rat, Hilf und gemeinem Almosen unserer Bürger und auch anderer frommer Christenleute, als Gewohnheit ist im Land.



**Prospekt des Kirchhofs zu St. Jakob gegen das Gymnasium.**

a: das Gymnasium; b: die St. Jakobskirche (Morgenseite); c: die St. Michaels-Kapelle;  
d: das Stüd-Zeughaus.

Ein abermaliger 1442 erlangter Ablass brachte die Mittel zur Vollendung des Baues. Es wurde die Blutkapelle in den Bau einbezogen, die Klingengasse in der bekannten merkwürdigen Weise überbaut und über derselben der Westchor ausgebildet. Unter dem schon erwähnten Baumeister Niklas Esser wirkten noch Heinrich und Andreas Stüß, die als die nachmaligen Erbauer der Kobelzeller- und Wolfgangskirche angesehen werden.

Wir können den Veränderungen, welche unser Gotteshaus seit seiner Erbauung im Laufe eines halben Jahrtausends erfahren hat, nicht folgen und beschränken uns auf folgende Angaben: 1479 wurde die erste Orgel aufgestellt, und die sogen. Ehetür erbaut. 1494 verbrannte ein von M. Wohlgemuth gemalter Marienaltar. 1525 wurden verschiedene kirchliche Geräte von den Bilderstürmern auf dem Högelmarke verbrannt. 1581 in die Seitenschiffe Emporen eingezogen, Wendeltreppen dazu gebaut, das gothische Chorgestühl herausgerissen und die Kirche neu ausgemalt. 1611 wurde eine neue Kanzel errichtet. 1640 eine neue Orgel auf einem großen Sprengwerk in den Ostchor eingebaut und mit großen Holzfiguren ausgestattet, die eine Art himmlisches Orchester darstellten, mit den Blasbälgen der Orgel mechanisch verbunden waren und sich beim Treten derselben in Bewegung setzten. Auch der alte Taufstein wurde damals durch ein neues, mit kunstvollem Eisengitter verziertes Becken ersetzt.

So verlor die Kirche ihren ursprünglichen Charakter völlig. Aus der erhabenen Messkirche, in der ein Toplex seine Kniee beugte, wenn der Priester das Allerheiligste zur Schau bot, wurde eine gemütlich eingerichtete, ansprechende Predigtkirche, in der ein hart um seine Existenz ringendes Bürgertum Belehrung, Trost und Frieden aus Gottes reinem Worte schöpfte. Zahllose Wappen, Epitaphien, Totenschilder und Motivbilder erhöhten die Traulichkeit des Raumes, — bis im Jahre 1851 ein Vertreter staatlicher Kunst der Kirche auch diesen Charakter nahm, alles Eigenartige, Bodenständige, im Lauf der Zeiten Erwachsene pietätlos hinauswarf und uns ein zwar silbreines, aber etwas ödes Gotteshaus hinterließ.

Im Ostchor der Kirche steht der St. Lienhards- oder zwölf Boten-Altar, wegen seiner Schnitzereien und Gemälde viel gelobt. Letztere stammen von dem Nördlinger Herlein, der eine Zeit lang Bürger in Rothenburg war; von ihm sind auch die Bilder auf der Predella. Die Rück-



Prospekt der Marienkapelle und des Milchmarkts.  
a: die Marienkapelle; b: das Seel-Haus.

seiten der Flügel sind mit Bildwerken profaner Art bedeckt gewesen, aber leider übermalt worden. Eines davon zeigt uns das Bild des Marktplazes um das Jahr 1466.

Wann das an Bildhauerarbeiten reiche Sakramentshäuschen der Nordwand des Ostchors eingefügt wurde, kann nicht gesagt werden, ebensowenig, wann die gemalten Fenster eingesetzt wurden, deren Darstellungen der kirchlichen Symbolik des Mittelalters entnommen sind und im Strahl der Morgen Sonne mit wunderbarer Farbenpracht den Beschauer entzücken. Das mittlere soll 1424 von einem Ritter Lößch gestiftet worden sein.

Der Marienaltar war einst in der Hospitalkirche, er ist offenbar durch spätere Zutaten verunstaltet. Die Gruppe im Schrein, Mariä Krönung, und die in der Predella, Mariä Tod, werden von einigen Riemen Schneider zugeschrieben.

Die Abendmahlsgruppe im Blutaltar ist nachweislich ein Werk des genannten Meisters. Den Schrein dazu fertigte Meister Erhard von hier.

Für Riemen Schneider wird übrigens auch der herrliche Altar in der Kirche zu Detwang in Anspruch genommen.

Gegenüber dem Ostchor der St. Jakobskirche, am Kärntner, wo sich die älteste Schule befand, stand einst die

### **Michaelskapelle,**

1449 auf Kosten der Witwe des Ritters Hans von Rosenberg, Helene, geborenen Langmantel, erbaut. Die zierliche gothische Rotunde erhob sich auf einem kühn gesprengten Kreuzgewölbe. Die Kapelle wurde nach der Reformation als Bibliothek und Examenslokal verwandt. Der Bau, für dessen Originalität und Schönheit man in Rothenburg anno 1804 noch volles Verständnis hatte, wurde in diesem Jahre allen Bitten zum Trotz von Staatswegen abgebrochen.

Eine andere zu St. Jakob gehörige und für die kirchliche Entwicklung Rothenburgs bedeutsame Stätte war die

### **Marienkapelle auf dem Milchmarkt.**

Die Juden, welche wir schon im 12. Jahrhundert in Rothenburg ansässig finden, hatten dort ihre alte Synagoge und ihr Tanzhaus gehabt. Anlässlich einer der Judenverfolgungen des 14. Jahrhunderts (1393?) waren diese Gebäude an die Stadt gekommen, von denen sie 1404 Peter Kreglinger



**St. Johanneskirche.**

Nach Photographie von K. Herbert, Rothenburg.

erkaufte, um eine Kapelle zu Ehren Gottes, Mariä und anderer Heiligen, eine Kaplanswohnung und ein Seelhaus daraus zu machen. Letzteres, auch Elendenherberge genannt, hatte den Zweck, arme Leute umsonst zu beherbergen; die 30 Betten der Herberge hatten die Pfleger bei St. Jakob zu unterhalten. Wenn starke und faule Bettler sich über drei Tage darinnen aufhielten, so wurden sie am 4. Tage in das vor dem Haus angebrachte Halseisen gelegt, dem Spott preisgegeben und dann zum Thor hinausgeschafft. Der Brunnen auf dem Kapellenplatz hieß nach diesem Hause noch lange der Seelbrunnen.

Die Kapelle selbst hatte drei Altäre; sie ward im Laufe der Zeit mit vielen Stiftungen begabt. Mit Hilfe einer solchen Zuwendung „zur Unterweisung des gemeinen Volks“ wurde hernach an ihr ein Weltpriester von Rats wegen angestellt, der vom Deutschherrnorden völlig unabhängig war und im Sinne der Republik seines Amtes zu walten hatte. Wie später 1520 einer dieser Weltpriester, Joh. Teuschlein, diese seine Kapelle nicht christlich genug fand, sondern, weil auf dem Grund der Synagoge erbaut, für „ein christlich Stück gesetzt an ein teuflisch“ hielt und auf dem Judenkirchhof eine neue

#### **Kapelle zur reinen Maria**

errichtete, wird später erzählt werden. Ging letztere Kapelle schon in den Stürmen des Bauernkrieges wieder zu grunde, so blieb die erstere auf dem Milchmarkt bis 1804 in Gebrauch. Es wurden in ihr Morgengottesdienste, die hergebrachten Schützenpredigten und Christenlehren gehalten. Sie scheint der Gemeinde besonders teuer gewesen zu sein. Nachdem am 23. September 1804 noch ein letzter Gottesdienst in ihr stattgefunden hatte, wurde sie vom Staate abgebrochen, der auch die in ihr enthaltenen Kunstwerke an sich nahm.

In demselben Jahre wie die Marienkapelle wurde auch

#### **die Kirche zu St. Johannes**

vom Rat und der Bürgerschaft erbaut und mit Pflegern bestellt; über die Abhaltung der Gottesdienste und den Bezug der Anfälle an Gaben zc. wurde mit den Johannitern ein Abkommen getroffen. Nach Annahme der Reformation wurde für St. Johann ein eigener Frühprediger angestellt. 1803 wurde die Nutznießung der Kirche der katholischen Gemeinde zugesprochen.



**St. Wolfgangskirche.**  
(Schäferkirche.)

Nach Photographie von R. Herbert, Rothenburg.

Zu St. Jakob gehörte ursprünglich auch die

### **Kobeltzellerkirche.**

Nahe der Doppelbrücke, wo die Tauber ihre große Windung nach Norden macht, liegt an einem anmutigen und geschützten Punkte das Kirchlein unsrer lieben Frau. „Ein Einsiedler, namens Kobelt, hatte sich dort vor alters niedergelassen und diente Gott mit einem frommen Leben. Da ihn das Volk hochverehrte, so bildete sich um seine Zelle her rasch ein Dörflein, das den Namen Kobeltzell führte.“ So die Sage. In Wirklichkeit dürfte der Name aus Jacobi cella entstanden sein. Das Kirchlein gehörte zu St. Jakob und wurde wie dieses durch den deutschen Orden versehen. 1472 wurde es neu erbaut und mit Ablaß begabt. Schon um seiner lieblichen Lage willen war es von Betern gerne besucht. 1525 verwüsteten die bilderstürmerischen Taubermüller das Heiligtum vollständig. Das Kirchlein, welches eine interessante doppelte Wendeltreppe birgt, blieb leer stehen, bis es 1804 um 500 fl. verkauft wurde. Fünzig Jahre wurde es nun als Heuschaber benützt, bis es König Max II. wieder kaufte und der katholischen Gemeinde zum Gebrauch übergab.

### **Die St. Wolfgangskirche.**

Am Klingentor befand sich vor Zeiten ein Betplatz mit dem Bilde des hl. Bischofs Wolfgang geschmückt. Dorthin wallfahrten früher die Schäfer, damit der Wolf ihren Herden keinen Schaden zufüge. Im 15. Jahrhundert begann sich die Zahl der Verehrer des hl. Wolfgang plötzlich überraschend zu mehren und der Heilige antwortete wirklich mit mancherlei Wunderzeichen auf die Anrufungen der Gläubigen. Infolgedessen ordnete der Bischof von Würzburg 1475 an, daß die Stätte geweiht und zuvörderst mit einem tragbaren Altar versehen werde, an welchem einige Messen gelesen werden sollten; zugleich wurde ein Ablaß gewährt und ein Pfleger über das Almosen gesetzt. Bald fielen allerlei Spenden und Schenkungen an. Eine besonders reiche Stiftung machte der Dr. Medicinä Hermann Hayme in Wien aus Rothenburg. Nach kurzer Zeit konnte das Kirchlein gebaut werden. Man setzte den Bau an der Nordseite ganz nahe an die Stadtmauer hin, sodaß nur ein schmaler Wehrgang dazwischen blieb und das Gotteshaus sich eng in die feste Mauer hineinschmiegte.



Altar in der Kirche zu Detwang.  
Nach Photographie von K. Herbert, Rothenburg.

Auf der inneren der Stadt zugewandten Seite zeigt es schöne Maßwerke (an den breiten Fenstern), fein profilierte Portale, ein Steinbild des hl. Wolfgang und ein die Kreuzigung darstellendes Relief. Eine Inschrift verheißt den Besuchern reichen Ablass und schließt mit dem Vers:

Hir würt St. Wolfgang geeret,  
Sein Lob mit Zeichen gemeret.  
Uff erfindung S. Steffans angefangen  
1472 jar ergangen.

Die Kirche war etwa 1483 vollendet; der Hauptaltar trägt die Zahl 1493. Die Gemälde an den Flügeln und den Seitenaltären stammen aus dem Jahre 1515.

Die Wolfgangspflege wurde allmählich eine der reichsten in der Stadt; das Vermögen, welches mit der Zeit auf nahezu 100 000 Gulden anwuchs, wurde für Kirchen- und Schulzwecke, insbesondere zum Unterhalt des Gymnasiums verwandt. 1804 wurde es dem bayerischen Staatsschulden-tilgungsfond zuerkannt.

Des alten zum Teil noch romanischen

#### **Kirchlein zu Detwang,**

das den beiden Apostelfürsten geweiht ist, haben wir schon Erwähnung getan. Es war die erste Kirche der deutschen Herren, die dort, wo jetzt die sog. Dorfmühle steht, ihre Niederlassung hatten. Da dieser Orden von 1258 an den Gottesdienst an der Pfarrkirche zu halten hatte, so kann man sagen, daß das Kirchlein von Detwang die Mutter von St. Jakob ist. Am Anfang des 15. Jahrhunderts hat man das Gotteshaus mit seinem vielbewunderten Altar geschmückt.



## 20. Klöster und Hospital.

In den Klöstern herrscht die Klausur, d. h. die Abschließung, welche den gewöhnlichen Sterblichen den Zutritt verbietet, so daß man in das wahre Leben und Treiben der Mönche und Nonnen nicht viel hineinsehen kann. Ein Einblick in die Klosterakten lehrt, daß das eine ganz heilsame Einrichtung war und wir werden darum in Folgendem auch die Klausur ein wenig bewahren und nicht alles sagen, was uns bekannt ist.

### Das Frauenkloster.

In dem Dörflein Neusitz bei Rothenburg bestand schon am Anfang des 13. Jahrhunderts ein kleines Frauenkloster, dem die Nordenberger ihre Gunst zugewandt hatten. Da jedoch die Nonnen dort außen am Wald nicht sicher genug wohnten, so stiftete 1258 Luitpold von Nordenberg einen ihm eigenen Hof zum Kloster. Derselbe war am Nordwestende der alten Stadt hart über dem Taubertal gelegen, wohlbefestigt und von stattlichem Umfang. Der ersten Schenkung fügte er später noch andere hinzu; reiche Adelige folgten seinem Beispiel und schon nach wenigen Jahrzehnten war das Kloster im Besitz eines großen Vermögens, das die Klostervorsteherinnen ihrerseits trefflich zu mehrern verstanden. So belaufen sich z. B. im Jahre 1405 die Einnahmen des Klosters auf 362 Pfd. Heller, was damals ungefähr dem Wert eines größeren Landgutes entsprach, 800 Malter Getreide, 450 Eier, 600 Hühner, 155 Käse, außerdem Del, Wachs, Gänse, Semmel, Wein, Mist u. s. w. Auch von den Kaisern, wie vom Papst erfuhr das Kloster manchsache Bevorzugung.

Der zunehmende Reichtum gereichte jedoch dem kloster-

lichen Leben nicht zum Vorteil. Die Frauen hielten offenen Weinschank in ihrem Hof und der Adel lehrte tagtäglich bei ihnen ein; als die Zwistigkeiten zwischen Adel und Städten ausbrachen, wurde das Nonnenkloster der Mittelpunkt aller Konspirationen gegen die Stadt; war Fehde, so warfen die Klosterfrauen ihren Vettern hochverrätherische Brieflein über die Stadtmauer zu; nicht selten weigerten sie sich, der Stadt Treue zu geloben und Abgaben zu entrichten; dagegen verachteten sie es nicht, hin und wieder mit den reichen Bürgern in ein zartes Verhältniß zu treten.

Besonders gern hielten sich natürlich die Nordenberger und ihre Sippen, die sich als Stifter und Schirmherrn des Klosters fühlten, dortselbst auf. Die Ritter in reisiger Tracht mit Pferden, Hunden und Knechten — und die Bäschen im Nonnenkleid, zechend und schenkend unter den alten Rußbäumen im Klostergarten — wahrlich, kein übles Bild! Es war die energische Priorin Gutta von Sebdeneck, welche aus finanziellen Gründen diesem Treiben Einhalt gebot. Die Folge war, daß die Ritter dem Kloster die Fehde erklärten. Die betrübtten Nonnen suchten nun Hilfe bei der Stadt, diese aber ließ sie in ihrer Verlegenheit sitzen. Sie wurden aus derselben erst erlöst, als der Kaiser das Kloster in den Schutz der Stadt stellte, welche zunächst die Nordenberger nötigte, auf ihre Ansprüche an das Kloster zu verzichten, und dann etwas mehr Ordnung in den heiligen Hallen zu schaffen sich bemühte. Es war jedoch keine leichte Aufgabe über die zuchtlosen und unbotmäßigen Nonnen Herr zu werden. Im Jahre 1395 sah sich der Rat genötigt, an den General des Dominikanerordens mit der Bitte heranzutreten, er möge die Ordensregel verschärfen und die Streitigkeiten zwischen Kloster und Stadt beilegen.

Nur durch Gewalt konnten die Nonnen gezwungen werden, folgenden Punkten zuzustimmen: Die Stadt Rothenburg behält den Schirm und Schutz des Klosters und hört die Rechnungen mit ab; nur 40 Frauen dürfen im Kloster wohnen, die Hälfte vom Adel, die Hälfte von den Töchtern ratsfähiger Bürger; der Zugang bleibt verschlossen; die nächsten Freunde der Nonnen dürfen jährlich nur zweimal kommen und nur mit Vorwissen der Priorin in der großen Stube mit den Nonnen reden; wenn eine Klosterfrau mutwillig das Kloster verläßt, so wird sie ein Jahr und einen Tag in den Kerker gelegt.



Aus dem Innern der Franziskanerkirche.  
(Grabmal des Hans von Beulendorf, der Trüb und  
Creglinger.)

Die Herren Bettern vom Landadel waren ebenfalls nicht sonderlich erfreut, als sie ihre Rechte aufs Kloster plötzlich so beschränkt sahen. War ihnen dasselbe doch nicht nur eine liebe Herberge, sondern auch eine gute Versorgungsanstalt für überschüssige Töchter. Sie sagten deshalb der Stadt Fehde an, jedoch ohne etwas zu erreichen. Topley mußte noch mit diesen Kopfdieben fertig zu werden.

Wie aus dem Gefagten hervorgeht, war die Regel, nach der die Nonnen zu leben hatten, eine sehr leichte; sie konnten sogar unter Einhaltung gewisser Formalitäten aus dem Kloster austreten und heiraten. Entweichungen wurden nur gering gestraft. Die Frauen hatten im Kloster freie Wohnung und gewisse Naturalien; außerdem besaß jede ihr Leibgeding, auf welches sie verzichten mußte, wenn sie aus dem Kloster austrat.

Verschiedene kleinere Kläusen zu Schmerbach, Gemhagen, sowie eine zu Detwang (1399) waren im Lauf der Zeit mit dem Rothener Frauenkloster vereinigt worden. Zur Zeit der Reformation löste sich das Kloster von selbst auf. Die Nonnen verließen es gern und die Nachkommen der Nordenberger und Selbeneder hatten ihnen, in der Hoffnung, das Kloster zu erben, noch dringend zugeredet. Sie klagten auch gegen die Stadt auf Herausgabe des Klostervermögens, aber das Reichskammergericht wies sie zu ihrem Leidwesen ab.

Die letzte Priorin hieß Katharina Euler; sie war nach Einführung der Reformation allein übrig geblieben. 1554 zog der Stadtschreiber Zweifel in das Kloster, um die Verwaltung zu übernehmen; bald darauf starb die Priorin. Die Stadt vereinte darnach das Vermögen des Frauenklosters mit dem des Barfüßerklosters und verwandte die Erträgnisse für Kirchen-, Schul- und Armen-Zwecke, bis der bayerische Staat durch einen Akt offenkundigen Unrechts und ganz wider die Säkularisations-Bestimmungen vom Klostervermögen Besitz nahm.

Die Gebäude des Frauenklosters sind zu verschiedenen Zeiten entstanden. Die Klosterkirche war im Anfang des 14. Jahrhunderts gebaut worden, hatte vier Altäre und enthielt viele schöne Grabsteine der Stifter und anderer Adeligen. Die schönsten dieser Monumente befinden sich im Nationalmuseum in München. Die Kirche wurde von Staatswegen bei der Säkularisation eingelegt, das Kloster zum Rentamt bestimmt.

Vor dreißig Jahren befanden sich in den Kreuzgängen des Rentamtes noch zwei Wahrzeichen des ehemaligen Frauenklosters: eine Mönchskutte und ein Ritterfattel. Von letzterem ging die Sage, daß, wer ihn unbefugterweise berühre, von unsichtbarer Hand eine Ohrfeige bekäme. Scheu mieden darum die Kinder das dunkle Kreuzgewölbe, in dem der gefährliche Sattel hing. Ein umso fröhlicheres Leben aber herrschte in dem hohen, einst bunt bemalten Refektorium, in der alten Küche, in den tausend Ecken und Winkeln, den weiten Höfen und Gärten des einstigen Klosters, das wie kein anderer Ort die Phantasie anregte und die Jugend zu ungestörtem Spiele einlud.

### Das Barfüßerkloster.

Von seinem Ursprung wird uns folgendes erzählt: Der Platz, auf dem später das Kloster stand, war noch im Jahre 1280 eine frische Wiese, in deren Mitte neben einem Brunnquell und einer Linde eine kleine Kapelle des heiligen Jakobus stand. Da kamen zwei bettelnde Franziskanermönche aus Schwäbisch Hall, Otto und Günther, hieher. Denen gefiel der Platz und auf Antrag ihres Provinzials gestattete ihnen der Rat, daselbst ein Kloster zu errichten. Die Freigebigkeit des Reichschultheißen Hermann Hornburg, eines Nachkommen der Nordenberger, ermöglichte die sofortige Verwirklichung des Vorhabens. Man ging sogleich an die Erbauung der Kirche 1281, bei deren Bau man den Chor durch einen hohen Lettner völlig vom Raum für die Gemeinde schied. In den Nischen des Lettners befanden sich vier Altäre mit schönen Schnitzereien. Sonst war die Kirche höchst einfach gehalten.

Das Kloster erfreute sich der Zuneigung der Ritter und Bürger in hohem Grade. Viele von ihnen ließen sich in der Kirche mit einer Mönchskutte begraben. Unter den schönen Grabdenkmälern, die die Kirche birgt, ragt das der Greglinger und Trüb, der Hornburg, des Hans von Beulendorf, des Dietrich von Berlichingen, der Hildegardis von Selbened, sowie des J. G. Perkhöffer hervor.

In Bezug auf Vermögen konnte sich das Männerkloster nie mit dem Frauenkloster messen. 1377 treffen wir zwei Bürger als Pfleger des Klostergutes an.

Die Mönche waren wegen ihrer seelsorgerlichen Tätigkeit sehr beliebt und scheinen gelehrte und redегewandte Männer

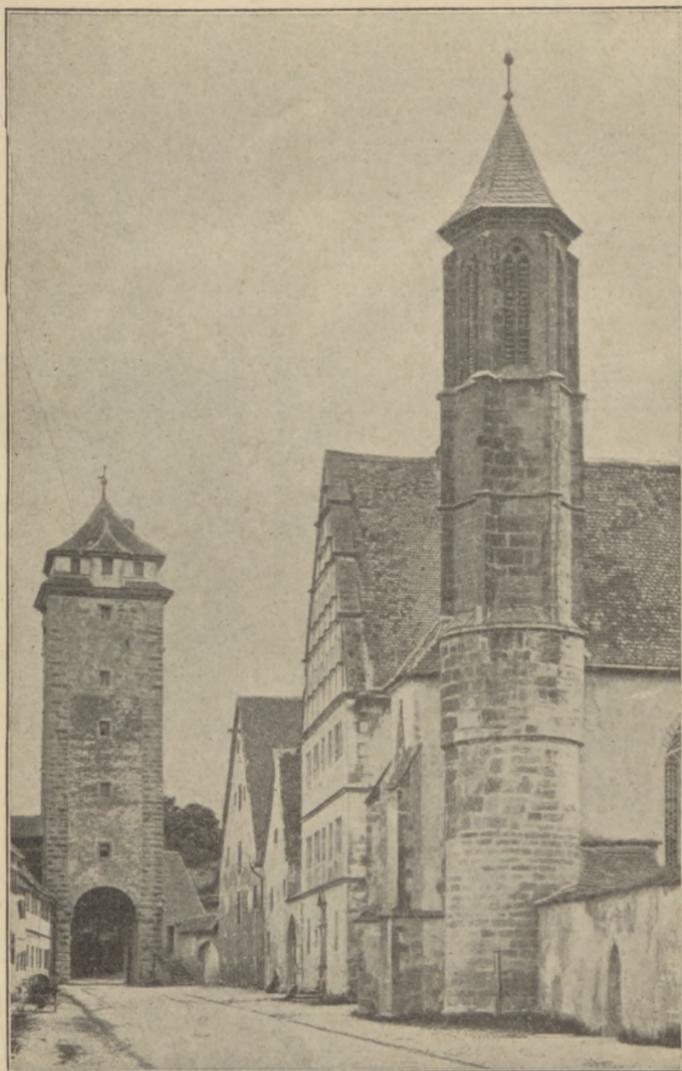
gewesen zu sein. Vom allgemeinen Verderben blieben allerdings auch sie nicht unberührt. Einem der letzten Conventualen, dem Magister Eisenhard (1530) verdanken wir eine Chronik von Rothenburg, welche ein glänzendes Zeugnis von dem Wissen und Scharfsinn ihres Verfassers ablegt.

In den stürmischen Tagen des ersten Reformationsversuches traten die Franziskaner geschlossen auf die Seite Karlstadts. Sie legten ihre Ordenskleider ab und bekehrten ein Handwerk zu lernen. Die schönen Altäre der Klosterkirche wurden damals bis auf einen kleinen Rest vernichtet. Nach Niederwerfung der reformatorischen Partei aber entflohen die meisten Brüder, darunter auch der genannte M. Eisenhard, der sich schwerer Ausschreitungen schuldig gemacht hatte. Der letzte Guardian starb 1548.

Das Klostergebäude, welches sich im Quadrat um den jetzigen Gefängnishof herumzog, beherbergte nach Neueinrichtung des Schul- und Kirchenwesens das reichstädtische Gymnasium bis zum Jahr 1591. Von da an erhielten die Witwen Rothenburger Pfarrer in den einstigen Mönchszellen freie Wohnung. Nach der Säkularisation wurde der größte Teil der Gebäude eingerissen und die Frohnveste an ihrer Stelle errichtet. In den erhaltenen nach Osten gelegenen Räumen, fand später die Gewerbeschule ihr Heim, bis auch hier ein Neubau entstand. Die Klosterkirche wurde vom königlichen Salzamt als Magazin benützt, im Jahre 1869 aber von der St. Jakobsstiftung zurückgekauft, restauriert und dem gottesdienstlichen Gebrauch wieder übergeben.

An kleineren klösterlichen Niederlassungen ist zu erwähnen:

1. Bruder Hartmann. In der Ebene zwischen Hausen und Brettheim wohnte einst nahe am Walde ein Einsiedler, namens Paul Hartmann, der in den Ruf besonderer Heiligkeit gekommen war. Als er starb, verschaffte sich Luitpold von Bebenburg die Zelle des Einsiedlers und stiftete dort hin eine Wohnung für 10 Frauen des Prämonstratenser Ordens 1388. Die Einkünfte des Klosters waren gering. Im Bauernkriege wurde es fast ganz zerstört. Die Vorsteherin hat darum die Stadt, sie und die Schwestern aus dem Spital zu unterhalten und nach ihrem Tod das Klostergut in Besitz zu nehmen, was denn auch mit Bewilligung des Würzburgischen Bischofs geschah. Die Stadt machte aus dem Kloster einen schönen Bauernhof, den sie jedoch ums Jahr 1815 auf allerhöchste Weisung hin verkaufen mußte.



**Hospital und Spitalkirche.**

Nach Photographie von K. Herbert, Rothenburg.

2. Das Bruderhaus im Brüdergäßchen war 1400 gegründet worden und wurde von Franziskanern bewohnt. Als 1541 der letzte Bruder gestorben war, wurde das baufällige Haus abgebrochen und der Platz an die Nachbarn verkauft.

3. Das Schwesternhaus oder Haus der willigen Armen, stand im Spießgäßlein und war schon 1295 bestätigt worden. 1555 starb die letzte Schwester. Das Haus wurde nun Dienstwohnung des Hauptpredigers.

### Das Hospital.

Auf dem Orte, wo später der Johanniterhof lag und jetzt das Bezirksamt liegt, stand ein kleines altes Spital auf der inneren Ringmauer. Die Bürger übergaben dasselbe in der Mitte des 13. Jahrhunderts den Johanniter-Rittern, welche schon seit 1182 sich in Reichardsrot niedergelassen hatten. Die zunehmende Bevölkerung und der wachsende Zuzug von Pilgern und Reisenden aller Art veranlaßte den Rat bald, an den Bau eines größeren Hospitals zu denken. Derselbe sollte außerhalb der Ringmauern errichtet werden, um allen Pilgern unbeschränkte Nachtherberge geben zu können. Ein Graf Otto von Flügellau, dem eine alte zerfallene Burg auf dem Eßigkrug gehörte, scheint den Grund und Boden für das neue Hospital gestiftet zu haben. Als jedoch sein Schwiegersohn Konrad von Hurnheim daraufhin Rechte am Hospital beanspruchte, lösten die Bürger diese Ansprüche mit 400 Pfund Heller ab. — Das Vermögen der Bürger von Rothenburg reichte nicht ganz hin, um den Bau und die Einrichtung des neuen Spitals aus eigener Kraft zu vollenden. Man sah sich darum auf die Unterstützung der Gläubigen angewiesen und verrechnete sich damit nicht. Eine große Anzahl Bischöfe und Erzbischöfe ließen sich herbei, den Spendern für das neue Spital in Rothenburg allerlei Ablässe und Gnaden zuzusprechen. Mit diesen geistlichen Schätzen ging man nun kollektieren, zuerst in der Nähe Rothenburgs, dann weiter im Lande. Der Ertrag der Sammlung war bedeutend; denn die Leute gaben, was sie hatten: Geld, Getreide, Betten, Kleider, Rüche u. s. w. Zur Freude unserer lateinischen Leser seien ein paar Einträge aus dem Kollektienbuch hier aufgeführt: *Ulricus de luzenbrune tunicam et stivales — megardis lectum et kussinum — in icgelnheim piston et Alexidis blau-*

um pallium — Alexander et h. peregrini duos gladios —  
Juta ovem — Cunegundis de hinderholz dedit ainen kitel  
— u. s. w.

Dazu kamen dann noch allerlei Opfer, welche die Wallfahrer bei Kirchensesten darbrachten, Stiftungen von Seelenmessen, Einkaufungen, Verpflegungsverträge u. dergl. Alle anfallenden Kapitalien wurden von der Spitalverwaltung in Grundstücke angelegt, zum Ankauf von Gülten verwandt oder als Hypotheken ausgegeben. Die rationelle Geldwirtschaft, deren man sich befleißigte, trug zur Vermehrung des Hospitalgutes wohl ebensoviele als die erwähnten Schenkungen und Kollekten, deren Ertrag bald nachließ.



Grabstein des Grafen  
Otto v. Flügela  
in der Spitalkirche.

Die Hospitalkirche zum heiligen Geist, wurde 1308 vollendet, sie besaß einige Reliquien, die heute noch im Haupt-Altar eingemauert sein sollen; vier Nebenaltäre waren besonders dotiert. Die Kirche wurde 1591 erneuert. — Der alte Hospitalbau wurde 1574 abgebrochen und durch den gegenwärtigen ersetzt. — Die andern Hospitalgebäude sind nach und nach entstanden und vielfach geändert worden.

In dem Hospital wohnte eine gewisse Zahl von „Brüdern“ und „Schwestern“ nach einer Regel zusammen. Sie bildeten eine geschlossene Gemeinschaft. An ihrer Spitze steht als erster geistlicher Beamter der Kapellan, als erster weltlicher der Spitalmeister.

Der Kapellan war der geistliche Vater der Kranken, hatte aber auch auf ihr leibliches Wohl zu sehen. Alle Schaffer und Schafferinnen haben ihm zu gehorchen. Ihm stehen zur Seite die vier geistlichen Pfändner oder Vikarier des Altars, welche Priester sein oder binnen Jahresfrist werden müssen. Sie führten ein gemeinschaftliches Leben, standen unter strenger Aufsicht des Kapellans und mußten

den letzteren beim Gottesdienst unterstützen. Jedem dieser Herren war ein Nebenaltar in der Kirche mit seinen Einkünften zugewiesen.

Der Spitalmeister war der oberste Verwalter und rechtliche Vertreter des Hospitals. Er entwirft die Hauptrechnung, leitet die Wirtschaft und zeichnet verantwortlich. Ihm untergeordnet waren die verschiedenen Amtleute, zunächst der Keller; dann unter diesem stehend der Spitalschreiber, der Bereiter, d. i. Aufseher über die Feldarbeit, über Waldungen, Seen u. s. w. (der letzte Bereiter kaufte die jetzt Wagner'sche Brauerei in der Rödergasse, woher dieselbe den Namen „zum Breiterle“ erhielt), der Kornmeister, der Bäcker, der Koch. Alle diese haben Rechnung zu stellen und unterstehen der Strafgewalt des Spitalmeisters und des Kapellans, bezw. auch des Kellers.

Von weiblichen Beamten wird eine Meisterin, eine Schwester für Krankenpflege und die „Milchmutter“ erwähnt.

Die Kranken müssen dem Spitalmeister unbedingt gehorchen; Ungehorsamen wird der Wein entzogen; im zweiten Wiederholungsfalle werden sie des Spitals verwiesen. Um Streitigkeiten zu schlichten, müssen Kapellan, Meister und Keller allmonatlich ein Kapitel halten, damit fehlerloses Betragen und klösterliche Zucht bewahrt bleibe.

Das Hospital gehörte bis 1327 zur Pfarrei Gebfattel. In diesem Jahre entsagte der Pfarrer von dort gegen eine Abfindung seinen Ansprüchen an das Spital und der Kapellan bekam nun die Rechte eines Pfarrers.

Einige äußerliche Aenderungen brachte die Reformation.

Der Kappler, so nannte man den Hospitalpfarrer damals, bekam nun neben der Seelsorge am Spital auch die Aufgabe, junge Geistliche in ihr Amt einzuführen. Er erhielt gewisse Gaben an Nahrungsmitteln; sämtliche Spitalbeamte durften heiraten.

Das Hospital aber behielt nach wie vor seinen kirchlich-charitativen Charakter. Der Rat überließ ihm zu seinem Vermögen noch die frei gewordenen Pfründen von 13 Altären, wofür es einige Reichnisse an Geistliche und Lehrer des Gymnasiums übernahm. In den Räumen, welche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts theils neu erbaut, theils bedeutend erweitert wurden, nahm man Arme und Kranke auf, soweit es nur möglich war, ohne viel nach Heimat und Art zu fragen. Dabei hatte man immer noch Mittel, Almosen

an Kollektanten, Exulirte, Geistliche, Literaten, verunglückte Kaufleute, Schul- und Handlungsdiener, Jäger, Soldaten, Herrenbediente, Handwerksburschen und andere Dürftige zu spenden. Alle diese Bewilligungen waren natürlich reine Wohlthätigkeitsakte und begründeten keinen rechtlichen Anspruch.

Zur Oberaufsicht hatte der Rat bereits seit 1324 zwei Rathsherrn als Pfleger bestellt.

Das rentierliche Vermögen des Hospitals beläuft sich zur Zeit auf 1,5 Millionen Mark Kapital und 800 Hektar Liegenschaften.

Zum Schluß noch einiges vom

### **Siechhaus zu St. Leonhard.**

Im 13. Jahrhundert griff der durch die Kreuzzüge eingeschleppte Aussatz furchtbar um sich. Für die armen, von der schrecklichen Krankheit ergriffenen Leute baute man, um sie von der menschlichen Gesellschaft zu trennen, besondere Häuser oder wenigstens Hütten auf dem Feld; woher sie den Namen Sonderstieche, Feldstieche führten. Der Akt der Absonderung glich einem Begräbnis bei lebendigem Leibe. Der Aussäßige wurde auf eine mit Lichtern umstellte Bahre gelegt, oder mit einem schwarzen Tuch verhüllt, und, nachdem eine Totenmesse gelesen war, auf den Kirchhof geführt, wo man an ihm die Begräbniszeremonien vollzog.\*) Darnach führte der Priester den Aussäßigen an einen Tisch und übergab ihm unter Gebeten ein Kleid, Handschuhe, ein Tönnchen für Getränke und einen Brotsack. Sodann wurde der Arme aufs Feld oder ins Siechhaus geleitet, wo ihm der Priester nochmals verbot, sich fürderhin an öffentlichen Orten, Märkten, Kirchen u. s. w. sehen zu lassen. Vor der Thür der Hütte wurde ein Kreuz aufgerichtet; die Verwandten aber blieben noch etliche Stunden in der Nähe des Kranken, damit ihn die Neuheit seiner Lebensweise nicht in Gefahr des Leibes oder der Seele bringe.

Solche Szenen mochten sich wiederholt auch bei Rothenburg abgespielt haben, bis der Rat den Beschluß faßte, ein Siechhaus zu bauen. 1339 war dasselbe bereits in Gebrauch, daneben stand eine Kapelle, die von Gebattel aus

---

\*) Die unglaubliche Rohheit dieses Aktes wurde später etwas gemildert.

versehen wurde. Die Geistlichen von dort kamen aber ihren Pflichten gegen die Siechen so lässig nach, daß die Stadt 1384 eine eigene Kaplanei bei St. Leonhard errichtete und, wie es sich ziemte, auch gut dotierte. Bei dieser Gelegenheit wurde wohl auch die Kapelle umgebaut. Sie hatte von Anfang an kein Vermögen; ihren Unterhalt bestritt seit der Reformation die Hospitalstiftung.

Das Siechhaus blieb bis 1809 ein Zufluchtsort für Arme und Leidende aller Art. 1866 wurde es in eine Erziehungs-Anstalt für verwaisste und verwahrloste Kinder umgewandelt.

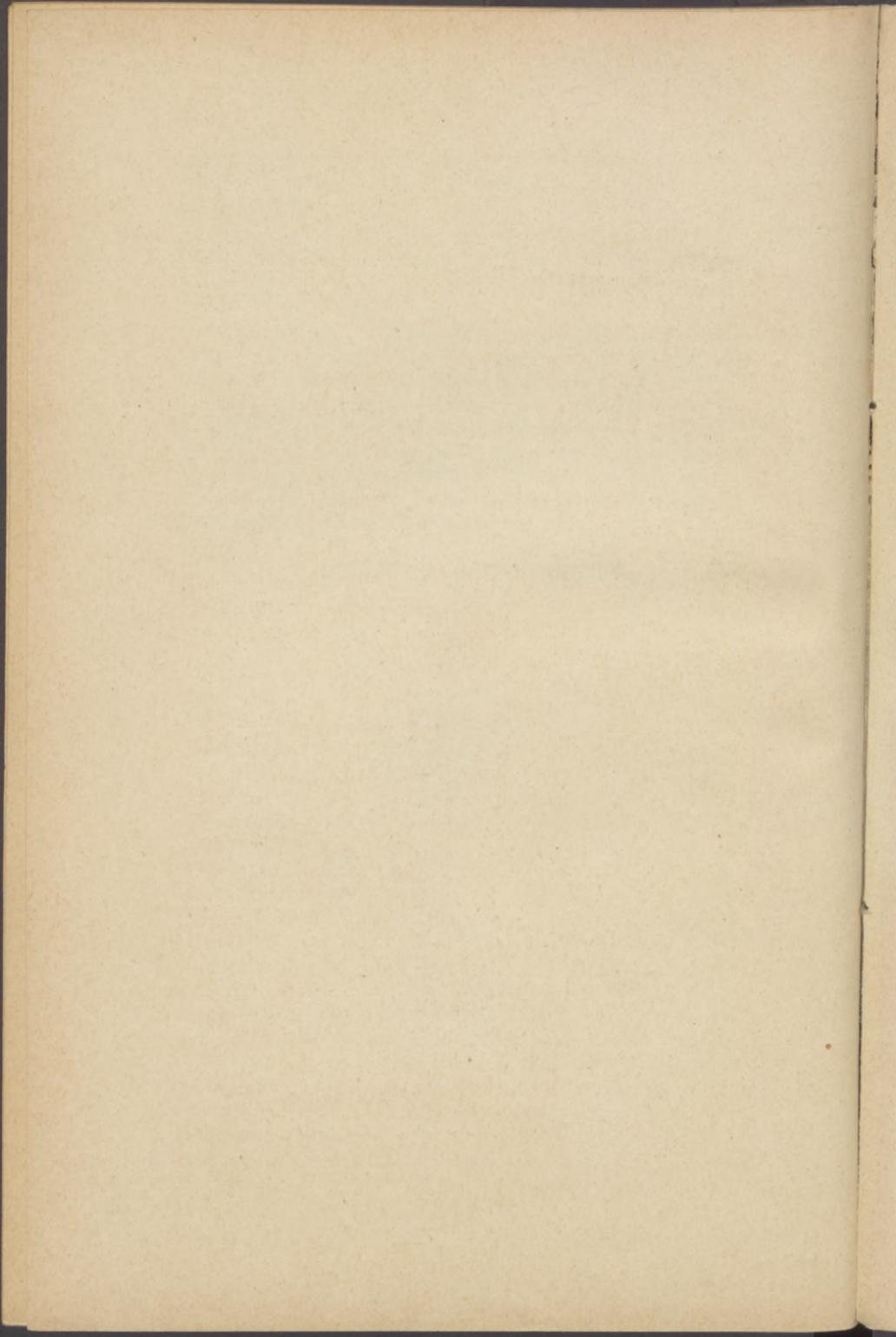
Es sind ansprechende Bilder gewesen, mit denen wir die Betrachtung des mittelalterlichen Kirchenwesens geschlossen haben. Möge der tiefe religiöse Sinn, das stark entwickelte soziale Bewußtsein, die tätige Bruderliebe, die einst hier so Großes schufen, sich auch neuen Bedürfnissen und Aufgaben gegenüber stets lebendig erweisen!



Drittes Buch.

Fortschritt und Erhaltung.

---





## 21. Des Bauernkrieges Anfang.

**D**aß eine Reformation der Kirche notwendig geworden war, konnte man am Ausgang des Mittelalters auch in Rothenburg bemerken. Der Gottesdienst war sehr veräußerlicht. Die deutschen Herren, deren Lebensweise das Sprüchlein schilderte:

Kleider aus, Kleider an,  
Essen, Trinken, Schlafen gahn,  
Ist die Arbeit, so die Deutschherrn than —

kamen ihren kirchlichen Pflichten nur ganz ungenügend nach. Sie hielten wohl Tag für Tag die Messen, mit viel Läuten, Schellen und Klingeln, gepredigt aber wurde fast gar nicht. Die Jakobskirche war mit ihren 326 Reliquien das Ziel unzähliger Prozessionen und der Mittelpunkt großartiger Kirchenfeste. Die Klöster und Ordenshäuser strebten immer mehr, sich den städtischen Ordnungen und Gesetzen zu entziehen und die Klagen über die Lebensweise der Ordensleute wollten nicht verstummen. Den Ablass des Jubeljahres 1500 hatte Kardinal Raymund hier verschleißt, während seines Aufenthalts aber soviel Schulden gemacht, daß die Gläubiger seine Kiste mit Ablassbriefen in Beschlag nahmen. 1510 wurde wieder ein Ablass verkündigt und 373 Gulden als Buße für die Sünden der Rothenburger weggetragen.

Unter diesen Verhältnissen erwachte der Wunsch nach einem tüchtigen und gelehrten Prediger. In andern Reichstädten war man mit der Anstellung städtischer Pfarrer vorgegangen. So wurde denn auch hier 1468 an der Marienkapelle

ein Weltpriester ange stellt, der außer besondern Festtagspredigten, die regelmässigen Predigten an den Sonntagnachmittagen zu halten und die Stadt auch während eines eventuellen Bannes geistlich zu versorgen hatte. Er wurde kurzweg der „Vesperprediger“ genannt.

Diese Predigerstelle erhielt im Jahre 1511 Dr. Teuschlein von Friedenhausen, ein gelehrter und beredter, aber ebenso heftiger und leicht entzündlicher Mann, der vordem schon Professor in Wittenberg und Prediger in Windsheim gewesen war. Bald gab es hier Klage wider ihn, doch scheute man sich, den begabten Prediger, der viele Anhänger hatte, zu entfernen. Mit seinem Namen sind die nun zu schildernden schweren Sturm- und Drangzeiten Rothenburgs enge verknüpft.

Der Haß gegen die Juden war wieder einmal im Steigen begriffen. Man hatte ihnen, wie anderwärts, so auch hier geboten, gewisse Zeichen an ihren Kleidern zu tragen und ein erhöhtes Aufenthaltsgeld zu zahlen; dabei verblieb es aber nicht. Denn plötzlich brach in Regensburg und bald darnach, genau nach dem dort gegebenen Vorbild, in Rothenburg die Verfolgung aus.

Teuschlein war's, der sie ins Werk setzte. Er begann damit, daß er in seinen Predigten das Volk gegen die Juden aufreizte, so daß es dieselben mit Steinen warf, schlug und mißhandelte. Der Rat, auf dessen Schutz die Juden hofften, war nicht im Stande, ihnen beizustehen.

Am 28. Januar 1520 fiel der von Teuschlein angestachelte Pöbel über die Synagoge auf dem Judenkirchhof her, plünderte und zerstörte sie von Grund aus. Auf dieser Stätte wurde der „reinen Maria“ ein „neu rein Haus“ gebauet, dieweil sie die allerreinste ist“. Mit Eifer arbeitete alles an dem Bau und mancherlei Wunder sollen darin geschehen sein. Rasch wurde die Kapelle ein vielbesuchter Gnadenort und der Pfarrkirche nebst den deutschen Herrn geschah dadurch nicht wenig Abbruch. Aber der Zorn der deutschen Herrn socht Teuschlein wenig an. Hatte er doch die ganze Bevölkerung auf seiner Seite, die mit den längst abgezogenen Juden auch so manchen unangenehmen Gläubiger los geworden war und nun fröhlich von Dr. Teuschlein und seiner Kapelle ein neues Vieblein sang:

Ein Reichsstadt an der Tauber leit,  
Ist Rothenburg genannt

Da haben die Juden lange Zeit  
Getrieben große Schand  
Mit Wucherei und scharfer List,  
Damit gar mancher Frummer  
Zu Grund verdorben ist.

Nun hat niemand die Sach erkannt  
Bis igt auf diese Stund.  
Doktor Teuschel ist er genannt,  
Als bald es ihm ward kundt  
Da feiert er weder Tag noch Nacht,  
Bis er mit seiner Lehre  
Die Juden dannen bracht.

Er hat es von ihm selber nicht,  
Die groß Fürsichtigkeit.  
Es ist ein sunderliche Pflicht  
Von Maria, der reinen Maid,  
Und daß die Schalk vertrieben sind,  
Es ist der Gotteswille.  
Maria, die ist ihn' feind.

Da man die Juden treib hin dann,  
Die Mann und auch die Frauen,  
Da siengen die von Rothenburg an  
Ein Kapell da zu bauen  
In der Ehr der rein Maria gut,  
Die mit der Hilf ihr's Kindes  
Da große Zeichen tut.

Ein jung Gesell und der was blind  
Mehr dann funf ganze Jahr,  
In einer Hüll extrank ein Kind.  
Das sag ich euch fürwahr:  
Das Kind ist wieder lebend worn,  
So hat der Knecht das sein Gesicht,  
Als hätt' er's nie verlorn.

Bei vier Jahren ein Junkfräulein,  
Das war gar hart beschwert  
Mit Krankheit Sanfte Valentein  
Und der kein Mensch begehrt,  
Würgets oft zwölfmal einen Tag,  
Das ist nun frisch und gesundt.  
Die Wahrheit ich euch sag.

Kunz Has, der hat das Lied gedicht,  
Ist nun ein alter Mann.

Maria verläßt kein Christen nicht;  
Wer sie ruft fleißig an  
Und ermahnt sie an den Schmerzen,  
Den sie um ihres Kindes Tod  
Erleidt im Herzen.

Am 31. Oktober 1517 hatte Luther seine 95 Sätze ausgehen lassen. Das Exemplar, das auf den Tisch des Doktor Teuschlein geweht wurde, ist noch im Archiv vorhanden. Wenn die gute Saat hier ganz anders aufging, als Luther dachte, so lag die Schuld daran einerseits an der Leidenschaftlichkeit und unbesonnenen Art, mit welcher sich die Reformpartei in kirchliche und soziale Neuerungen hineinstürzte, andererseits an einer unverzeihlichen Schwäche und Verständnislosigkeit des Rates, der, statt energisch die Zügel zu ergreifen und offenkundigen Mißständen und Ausschreitungen zu steuern, untätig zuwartete und alle zerfetzenden Elemente ruhig gewähren ließ. So artete die reformatorische Bewegung hier bald aus und unsere Stadt wurde auf eine Zeit lang ein Tummelplatz der wildesten Geister.

Teuschlein, der Prediger, und die Spitalkapläne Seiler und Renner schafften 1523 die Messe ab und begannen, im lutherischen Sinn zu lehren. Ein blinder Mönch aus dem Franziskanerkloster, Hans Schmidt, predigt mit Begeisterung das Evangelium. Ein Priester aus dem deutschen Hause heiratet die Schwester des blinden Mönches. Selbst der neu hergekommene Deutschordenskomthur Christan erweist sich als evangelisch gesinnt und tritt entschieden gegen Ohrenbeichte, Fladenweihe und andere Gebräuche auf. Teuschlein predigt weiter gegen die Verehrung der Maria, die er jetzt ein „Grasmaidlein“ nennt, desgleichen gegen den Zehnten und die zu große Belastung des Bauernstandes. Der allmählich besorgt gewordene Rat gedenkt, den unruhigen Mann zu urlauben; zu spät. Letzterer bekommt vielmehr noch Hilfe an dem gelehrten Schulmeister Valentin Jekelsamer im Barfüßerkloster und an einem ungenannten Bauern aus dem Ries. Eine starke Bewegung geht durchs Volk; auf dem Brühl, auf der Schießstätte, in Kobelzell, selbst auf dem Markt, den Gassen, den Kirchhöfen wird gepredigt und gesprochen.

Der Bischof in Würzburg will einschreiten, stößt aber auf Widerstand. Er belegt den Ordenskomthur mit dem Bann und hat den Erfolg, daß fast die ganze Gemeinde öffent-

lich auf Seiten des letzteren tritt, darunter auch der alte Bürgermeister Ehrenfried Kumpf. Die neue Partei, ihrer Stärke bewußt, fährt in ihren halb kirchlich reformatorischen, halb sozialpolitischen Umtrieben fort. Ihr rasches Vorgehen erklärt sich vielleicht aus dem Umstand, daß man von einem demnächstigen Reichstag eine Erledigung der religiösen Frage erhoffte und darum vorher noch möglichst viel Boden gewinnen wollte.

Am 12. Oktober 1524 wurde ein Kreistag, die Reformation betreffend, hier abgehalten. Dreiundzwanzig Artikel des Markgrafen Casimir lagen den Verhandlungen zu Grund. Rothenburg gab zwei Gutachten ab, eines von der römischen, das andere von der reformatorischen Partei. Die letztere, welche alle geistig bedeutenden Leute der Republik zu den Ihrigen zählte, weist das Papsttum, den Ablass, die Messe, Bilderverehrungen und Zeremonien in scharfer Sprache ab, und fordert den Laienkelch, die Taufe in deutscher Sprache,

Kurz darauf erschien der zügellose Andreas Bostenstein von Karlstadt (auch bloß Karlstadt, oder auch „das böse A. B. C.“ genannt) auf der Bildfläche. Er wußte für sich Bewunderung und Mitleid zu erwecken und fand Beschützer, die ihn sicher versteckten, ob auch der Rat noch so eifrig nach ihm fahndete. Bald zeigte sich überall sein geheimer Einfluß. Unter dem Deckmantel der Religion schlichen sich kommunistische Ideen ein und fanden vor allem im Barfüßerkloster begeisterte Anhänger. Auch ein gewisser Stephan von Menzingen, ein unlauterer Demagog und alter Feind des Rates, hatte sich der Partei Karlstadts angeschlossen. Rasch kam die Stunde, da diese Männer im Verein mit den vorhin genannten die Revolution entzündeten.

Mit Beginn des Jahres 1525 war in Schwaben der Bauernkrieg ausgebrochen. Im März kam es zum Aufstand in Franken, wo das Rothenburger Gebiet, dessen Bauern sich eine gewisse Unabhängigkeit und Waffentüchtigkeit bewahrt hatten, der Hauptherd des Aufstandes wurde. Den Ehrenbacher und Brettheimer Bauern gebührt die Ehre, begonnen zu haben. Bei ihren Kirchweihen hielten sie Versammlungen wegen des Evangeliums und stellten ihre Forderungen auf. Ahtzehn Gemeinden schlossen sich ihnen sofort an. Nun begann die Lage kritisch zu werden. Der Markgraf Casimir von Ansbach bot zur sofortigen Niederdrückung des Aufstandes seine Hilfe an. Da ermannte sich der Rat.

Er versammelte die Bürger und eröffnete ihnen, daß er einzuschreiten gedenke. Schon hatte er die Hälfte der Bürger für sich gewonnen, da drang Menzingen fest ins Rathhaus ein, sprengte die Sitzung und stimmte die auf dem Marktplatz versammelte Bürgerschaft völlig um. Dieselbe wählte einen Ausschuß von 42 Personen, der nun von Tag zu Tag mehr das Stadtre Regiment an sich riß. Zu demselben gehörten u. a. Menzingen, Jckelsamer, der Rektor Besenmeyer, Dienhard Staudt, Kern, der Buchdrucker, Hans Leopold, der Beck, Martin Hufnagel, der Häfner, Kilian, der Tuchscherer, Georg Keidel, Albrecht, Jost, Schad u. s. w.

Dieser Ausschuß nimmt jetzt in Gemeinschaft mit Ratsdeputierten Verhandlungen mit den Bauern auf, wobei er seine Sympathie mit den Ausländischen nicht im geringsten verleugnet.

Die Bauern, die etliche sehr kluge und gewandte Geistliche in ihrem Lager hatten, legen ihre Forderungen in einem Schriftstück nieder. Sie verwahren sich gegen die Leibeigenschaft, die willkürliche Besteuerung und gegen die Abwesenheit der Pfarrer von ihren Pfründen. Das im biblischen Tone gehaltene Schreiben ist unterschrieben: Die Hauptleut auch aller ganzer heller Hauf, und gesiegelt mit dem Bild einer Pflugchar, über der ein Dreschflegel und eine Mistgabel gekreuzt ist, während sich darunter ein Bundschuh und die Zahl 1525 befindet. Trotz der maßvollen und billigen Forderungen der Bauern schlug der Rat ein dilatorisches Verhalten ein. So mußte es kommen, daß am 27. März der Ausschuß den äußeren Rat einfach auflöste und den inneren heftig drängte, mit den Bauern gemeinsame Sache zu machen. Dabei brachte der Altbürgermeister Kumpf auch den bis dahin verborgenen Karlstadt offen aufs Rathhaus und erklärte, daß dieser trotz aller Ausweisungen die Stadt nie verlassen hatte ein Vorgehen, das ihm die unverjöhliche Feindschaft der Rathsherrn eintrug.

Inzwischen war der Haufe der Bauern immer größer geworden. 2000 Mann hatten sich bei Neusiß gelagert, ein anderer ebenso starker Trupp war das Taubertal hinabgezogen. Indessen konnten sie sich nicht lange hinhalten lassen, da sie zu ihren Verbündeten an der untern Tauber stoßen mußten; so zogen sie denn im Vertrauen auf den Ausschuß in Rothenburg, der sich verpflichtet hatte, ihnen mit Gut und Leben beizustehen, wieder ab, ohne sonderlichen Schaden ange-

richtet zu haben. Nachdem sie sich zum Hauptheer geschlagen hatten, bildeten sie dort den sog. „Tauberhausen“; ihre Hauptleute waren der große Lienhart von Schwarzenbronn und Leonhard Denner, das Pfäfflein von Leuzenbronn. Später vereinigten sie sich mit dem Haufen Florian Geysers und bildeten mit demselben die „schwarze Schaar“. Welch' einen Raub- und Rachezug dieses Bauernheer nunmehr durch das württembergische Franken unternahm, ist bekannt.

Die Wirren in Rothenburg wurden immer größer; der Ausschuß, die zurückgebliebenen Bauern und ihre Gesinnungsgenossen in der Stadt geberdeten sich immer fester, so daß die Sache schließlich vor den Kaiser kam, der eine Kommission zur Stillung der Empörung entsandte. Am Palmsonntag fand eine stürmische Gemeindeversammlung in der Jakobskirche statt. Menzingen legte die Forderungen der Gemeinde von der Empore aus dar. Der Sekretär der kaiserlichen Räte sprach von der Kanzel aus. Es wurde auch eine Einigung erzielt; die politischen und sozialen Forderungen der Reformier wurden vom Rat ausnahmslos angenommen; die Erledigung der religiösen Fragen aber wurde auf Zureden der Kommission bis zum nächsten Reichstag zurückgestellt. Damit hatte man aber gerade die Sache, die in Rothenburg die Gemüther am meisten bewegte, unentschieden gelassen, und nun trat die kirchliche Revolution ein.

Am Charfreitag wurden von der Reformpartei alle Aemter in der Kirche aufgehoben, es wurde weder mehr gesungen noch Messe gelesen, nur Teuschlein und der blinde Mönch eiferten in Predigten wider die geistlichen Fürsten und das Sakrament. Am Ostersonntag wars ganz still. Am Montag aber rotteten sich die Taubermüller zusammen, stürmten das Kirchlein zu Kobelzell, brachen die Türen auf, schändeten den Altar, zerschlugen die gemalten Fenster und übten mit den heiligen Geräten allerlei Mutwillen. Wohlgemuts Gemälde schwammen die Tauber hinab. Tags darauf wurde ein Bildersturm in der Hauptkirche versucht. Karlstadt predigte gegen das Sakrament. Zwei seiner Anhänger, Knapplein und der Tippendap, liefen während der Predigt auf den Altar zu, um die Bilder zu stürzen. Da erhoben sich aber die alten Frommen. Es entstand ein Handgemenge, Messer blitzten, die Bilderstürmer wurden glücklich aus der Kirche verjagt.

Am 20. April empörten sich die Weiber. Mit Hellebarten,

Gabeln und Stangen stürmten sie die Häuser der Priester und raubten Getreide u. dergl. Mit Mühe wurden die Wägen von den Männern gebändiget.

Die Ratswahl war nahe. Der Ausschuß, der sich inzwischen durch etliche radikale Elemente verstärkt hatte, setzte sieben



### Am Plönlein.

Nach Photographie von R. Serbert, Rothenburg.

Ratsherrn ab und wählte dafür neue gemäßigt reformatorisch gefinnte Männer. Weltpriester, Ordensgeistliche und Nonnen erklärten in diesen Tagen, in den Bürgerstand eintreten und sich verehelichen zu wollen. Man nahm das Anerbieten an. Damit war das Kirchenwesen völlig der städtischen Aufsicht unterworfen. Die Reformation schien in Rothenburg gewonnen zu haben. Aber nur allzu rasch kam der Rückschlag.



**Doktor Johannes Feuslein**  
übergibt dem Bischof von Würzburg eines seiner Werke.  
(Nach einem alten Stich.)

## 22. Des Bauernkrieges Fortgang und Ende.

Bald erregten neue Fragen Zwietracht in der Bürgerschaft. Die Bauern hatten eine Menge Städte und Burgen zerstört, ihre einstigen Peiniger wieder gepeinigt, und auch die Besonnenheit ihrer Führer hatte es nicht verhindern können, daß der Haufe hin und wieder alle Menschlichkeit abwarf. Eine zeitlang war Götz von Berlichingen, dessen Großvater in der Franziskanerkirche zu Rothenburg begraben liegt und der selbst länger im Dienste eines Rothenburgers, des sog. Meuturers, stand, der Anführer der Bauern gewesen, hatte sich aber bald wieder von ihnen abgewandt. Nachdem sie sich nun der Gegend am Neckar bemächtigt hatten, wandten sie sich nach Würzburg. Zu gleicher Zeit traten sie in Unterhandlungen mit der Stadt. War es doch für das Bauernheer von höchster Wichtigkeit, sich Rothenburgs zu bemächtigen, das außer seinen starken Wällen und Thürmen, auch die besten Geschütze, einen vorzüglichen Stückmeister, ein reiches Zeughaus, eine leistungsfähige Pulvermühle und große Vorräte hatte; außerdem die Landstraße von Schwaben nach Franken beherrschte und das markgräfliche Gebiet bedrohte.

In Rothenburg schwankte man lange hin und her; denn auch Markgraf Casimir von Ansbach fragte an, ob sich die Stadt mit ihm gegen die Bauern verbünde und versprach im Bejahungsfall Schutz. Der Rat, dessen Meinungen sehr geteilt waren, knüpfte nun nach beiden Seiten hin Verhandlungen an, ohne zu einem Resultate zu kommen. Wer weiß, wenn nicht die Ereignisse rascher vorwärts geschritten wären. Denn schon rötete sich der Himmel um Rothenburg vom Brand der Schlösser im Nischgrund, im Maintal, an der Jagst und Wörniz. Kirchberg, das feste, schier uneinnehmbare

Städtlein an der Jagst war schon in der Bauern Hände. Heilbronn, Wimpfen, Dinkelsbühl hatten Verträge mit ihnen abgeschlossen. Da drängte das geringe Volk den Rat zum Anschluß an die Bauern. So wurden denn die Verhandlungen mit Kasimir abgebrochen und für den 11. Mai eine Gemeindeversammlung in der Jakobskirche angesagt.

Die Abstimmung geschah nach Gewerben. Die meisten derselben stimmten für Anschluß an die Bauern; einige, bei denen der alte Rothenburger Geist noch nicht ganz erstorben war, setzten dazu, daß ihnen bei der Jaghaftigkeit ihrer Oberen nichts anderes übrig bleibe. Kunz, der Schreiner, meinte, er wolle bei den Bauern leben und sterben, denn er müsse sich von den Bauern nähren. Die Schuster hatten nicht begriffen, worum es sich handle. Die Partei der Erbaren wollte einen Vertrag mit den Bauern schließen, wie Dinkelsbühl; eine kleine Partei mit Teuschlein an der Spitze erklärte sich für ein offenes Bündnis mit den Bauern, solange diese dem Evangelium folgen würden. Die letztere Anschauung drang schließlich durch; die Verbrüderung wurde einstweilen durch Gesandte in Heidingsfeld abgeschlossen, sollte später aber feierlich unter Eidesleistung bestätigt werden.

Dieser Anschluß hatte zunächst die Folge, daß ein Haufen von den nicht verbündeten (nicht organisierten) Bauern einen Handstreich gegen die geistlichen Güter in Rothenburg unternahm. Derselbe mißglückte zwar an der Entschlossenheit der Stadt, aber diese selbst hielt es nun für geraten, sich in den Besitz der Ordenshäuser u. s. w. zu setzen. Dies geschah so gründlich, daß weder Klosterbrüder noch Ordensfrau Speise oder Trank hatten, wenn es ihnen nicht die Besagung darreichte. Schlimm erging es dabei dem Vikar Gumpelstein an St. Jakob; der hatte nicht Bürger werden wollen, wohl weniger aus Opposition, als weil er es vorzog, in diesen gefährlichen Zeiten harmloseren Passionen zu huldigen. Zwanzig Eimer guten alten Weines lagen in seinem Keller, ein treffliches Nachtränklein. Da kam der Geist des Rodensteiners über die Menge:

Rein da, rein zu dem Wein da!

Hurrah, schon sind wir drin.

Der Keller ist nicht schlecht besetzt.

Hurrah, wir trinken ihn.

Der Chronist erzählt „daß Alt und Jung an diesem Tage trunken wurde und viele auf der Straße lagen.“

Dem Unfug wurde ein Ende gemacht, als die Gesandten des Bauernheeres nach Rothenburg kamen, um die Verbrüderung zwischen Stadt und Bauernheer feierlich zu vollziehen. Es waren Florian Geyer, Hans Bezold von Ochsenfurt, Leonhard Denner von Leuzenbronn, der große Lienhard von Schwarzenbronn und Sebastian Raab von Gebfattel.

Das Auftreten Florian Geayers war ernst und würdig. In einer eindrucksvollen Rede legte er dem Räte dar, daß man weder Steuern noch Obrigkeit abschaffen wolle, auch sollen Geistliche nicht gekränkt, noch Kirchengüter mutwillig zerstört werden; wohl aber fordere er Predigt des reinen Evangeliums und Befreiung von außerordentlichen Frohnden und Lasten. Nachmittags war Gemeindeversammlung in der Jakobskirche. Florian sprach von der Empor herab. Die Gemeinde beschwor den Vertrag, der u. a. auch die Abgabe von Zinsen und Gülten einstellte, bis eine Reformation dargelegt habe, was man geistlicher und weltlicher Obrigkeit schuldig sei.

Am nächsten Tag zog Florian Geyer zum Bauernheer ab, begleitet von den übrigen Gesandten, Ehrenfried Kumpf und dessen Bruder, unterstützt von 2 Geschützen und 4 Wägen. Karlstadt, der auch mitgeritten war, wurde von den Hauptleuten derart bei Seite gesetzt, daß er stracks nach Rothenburg umkehrte, wo man ihm anfangs die Tore gar nicht öffnen wollte.

Es folgte der verwegene Sturm der Bauern auf die Festung Marienberg und dann die Belagerung derselben, wobei sich die schwarze Schar durch ihre Kriegstüchtigkeit auszeichnete.

Inzwischen hatten sich die Fürsten aufgerafft. Die Bauern waren bei Frankenhäusen in Thüringen geschlagen worden, Georg Truchseß von Waldburg, „der Bauernjörg“, räumte mit ihnen in Schwaben gründlich auf. Auch im Elsaß und in der Pfalz hatten sie Niederlagen erlitten. Markgraf Kasimir zog ebenfalls mit starker Macht gegen sie aus. Anfangs Juni erlitten die fränkischen Bauern eine entscheidende Niederlage bei Königshofen an der Tauber. Der Truchseß von Waldburg war dabei der Führer der Fürsten, denen die Verfolgung der Geschlagenen so „lustig gleich als eine Schweinschak“ dünkte.

Florian Geyer hatte mit dem schwarzen Haußen, zu dem

die Rothenburger Bauern gehörten, seine Stellung bei Würzburg verlassen. Seine durch die Belagerung des Marienberg's stark geschwächte Schar stand im freien Feld bei demselben Dorf Ingolstadt, dessen Schloß einst die Rothenburger anno 1439 erobert hatten. Ihnen gegenüber der Truchseß von Waldburg, der Pfalzgraf Ludwig und die anderen Fürsten, welche der Kerntruppe des Bauernheeres nachgerückt waren. Es kam zu einem erbitterten Gefecht. Als die Bauern sich einer unbefiegbaren Uebermacht gegenüber sahen, ergriffen sie die Flucht. Eine schreckliche Jagd begann, die Reifigen stachen nieder, was niederzustecken war. Selbst die Gefangenen wurden getödet. In einer Stunde waren 3—4000 Bauern ums Leben gebracht.

Aus diesem Gemetzel zog sich eine kleine Schar von 600 Mann in schönster Ordnung in das Schloß Ingolstadt zurück. Es war der Rest der schwarzen Schar Florian Geyers. Der Pfalzgraf verfolgte sie mit 1200 Rittern und Reifigen. 200 Bauern warfen sich in die Kirche und wehrten sich dort grimmig, bis die von den Feinden hineingeschleuderten Brände gezündet hatten und sie mit dem Gotteshause zu grunde gingen. 3—400 hatten das Schloßlein Ingolstadt erreicht und eiligt den Eingang verrammelt. Da ließ der Pfalzgraf die Geschütze donnern und die Ringmauern niederwerfen; dann traten die Ritter zum Sturm an. Ein entsetzliches Feuer empfing sie. Sie wurden zurückgeschlagen, an hundert waren gefallen. Die Fürsten waren bestürzt und die schwarze Schar hätte um Gnade und um Frieden bitten können. Aber sie wollten mit ihrer Sache sterben. Das ganze Heldentum des Bauernkrieges hatte sich in ihnen gesammelt. Wiederum spielen die Geschütze und ein zweiter Sturm erfolgt. Die Bauern, die ihr Pulver verschossen haben, wehren sich mit Steinen und Hellebarden. Die Belagerer müssen neues Volk herbeiziehen. Die Stücke, nunmehr gefahrlos nahe gerückt, spielen aufs neue. Ein dritter Sturm — ein heißer Kampf. Die Bauern brechen Steine aus den Mauern und schleudern sie auf die Angreifer. Die Uebermacht drängt den tapfern Rest immer weiter zurück, bald war das innerste Mauerlein genommen. Die Allerletzten der Bauern ziehen sich in den Burgkeller zurück. Die edlen Fürsten lassen es sich nicht nehmen, auch da noch Stroh, Pulverfässer und Brände hineinzuwerfen. Trotzdem blieben noch 3 — von 600 — am Leben. So fochten die Rothenburger zum zweitenmal

bei Jngolstadt. Auch davon haben wir ein Volksliedlein:  
das mit den Worten endet:

Erst hub man an mit ganzer Gewalt,  
Allda mußten sterben jung und alt.  
Gott gab ihnen allen gnaden!  
Das Unglück hat sie heuer betroffen.  
Wer weiß, wenn es bis Jahr wird offen,  
An wen es wird geraten.

Florian Geyer hatte sich durchgeschlagen. Er wandte sich zum Gailsdorfer Hausen bei Schwäbisch Hall. Bei einem Versuch, den Aufstand zu erneuern, fand auch er mit seinen letzten Anhängern den Kriegertod. —

Nun folgte die Rache der Sieger. Mit Abscheu wendet sich das Auge von dem Gebahren der Fürsten ab. Noch lange hörte man an den Straßen Frankens die Flüche der vielen Hunderten, denen die Augen ausgestochen, oder die Gliedmaßen abgehackt worden waren. Waren die Bauern roh, so waren die Fürsten Scheusale. Kasimir zog zum Blutgericht nach Rothenburg.

Dortselbst frohlockte die aristokratische Partei. Viele bauernfreundliche Bürger sahen ein, daß es einst unklug gewesen war, den alten Rat nicht ganz zu stürzen und daß es jetzt noch unkluger sei, von ihm Milde zu erhoffen. Sie wanderten darum aus; darunter Ehrenfried Kumpf. Einige Bauerngemeinden hängen den Mantel nach dem Winde und schicken Entschuldigungsschreiben. Nur die Gemeinden, deren Männer zur schwarzen Schar gehört hatten, bleiben stumm.

Der Markgraf verlangt Kontribution — und der alte Rat beginnt nun seine Rache, indem er von jedem Haus 7 Gulden erhebt, eine bis dahin in Rothenburg unerhörte Weise, die den Aermsten am schwersten belasten mußte. Nach geleisteter Zahlung läßt der Rat — um sich bei den Bauern Respekt zu schaffen — durch einen Junker seine eigenen Dörfer Spielbach, Biental, Schwarzenbronn u. s. w. brennen und plündern. Menzingen, Teuschlein und der blinde Mönch werden ins Gefängnis geworfen. Andere entfliehen. Von Karlstadt heißt es, ein Fräulein von Badell habe ihn in einem Korb über die Mauer herunter gelassen.

Am 28. Juni 1525 zog Kasimir in Rothenburg ein. Seine Geschütze wurden auf dem Marktplatz so aufgestellt, daß sie alle Hauptstraßen bestrichen. Der Rat brachte ihm

Geschenke, die er auch annahm. Tags darauf ließ er die Dörfer Ohrenbach und Brettheim schonungslos plündern und bis auf den Grund abbrennen. Wer sich wehrte, wurde erstochen. Die Rats Herrn mußten ein Verzeichniß aller Aufwiegler fertigen. Obenan setzten sie die Prediger und Karstadt, dann folgte Menzingen, Christian oder Christheinz, Ehrenfried Kumpf.

Am 30. Juni forderte Kasimir die Gemeinde auf den Markt. Ein Hans von Sedendorf hielt die Strafreden. Die Bürger mußten ihre Pflicht beschwören. Schon atmeten sie auf, da wird das Verzeichniß der Aufrührer verlesen und diese aufgefordert, hervorzutreten. Viele thun das nicht, und entziehen sich so der Strafe. Von den in den Ring Getretenen werfen sich fünf, sobald sie die Situation erkennen, mit solcher Wucht auf die Landsknechte, daß sie durchdringen. Vier schreien so jämmerlich um Gnade, daß man sie vorläufig in den Turm legt. Die besten zehn ergeben sich stolz und stumm in ihr Geschick. Es sind der Gymnasialrektor Magister Wilhelm Besenmeyer, der Priester Hans Kumpf, der sich krank hat hertragen lassen und acht Handwerker. Ihre Köpfe fallen und ihre Leichname bleiben auf dem Marktplatz liegen; erst nachts werden sie in einer Grube auf dem Judenkirchhof verscharrt.

Markgraf Kasimir hätte aus verschiedenen Gründen den Menzingen gerne begnadet. Aber die alte Ratspartei wollte ihren Feind durchaus zertreten. Sie spannte darum den Menzingen, Teuschlein und den blinden Mönch auf die Folter. Aber auch die also abgepreßten Geständnisse ergaben kein todeswürdiges Verbrechen. Kasimir versuchte nochmals seinen Schützling zu retten. Der Rat blieb unbeweglich.

Der Marktplatz sah nun ein zweites Gericht. Menzingen wurde zuerst hingerichtet; dann Dr. Teuschlein, der Mann, dessen Leben bei aller Leidenschaft voll banger, rührender Todesahnungen war, hernach der blinde Mönch, der sich weigerte zu knien und darum stehend gerichtet wurde, wobei der Henker richtig einmal fehl hieb. Dann kamen die vier kürzlich verschonten Bürger, drei Bauern von Ohrenbach und Endsee, und dann noch etliche gelegentliche Opfer an die Reihe. Sie starben all' mit großer Standhaftigkeit; 17 Leichname bedeckten den Markt und blieben bis an den Abend liegen, so daß das Blut die Schmiedgasse hinabließ.

Mit Bewegung wird der Leser das einem seiner Werke

entnommene Bild Teuschleins ansehen. Schlank und edel ist seine Gestalt. Das Antlitz, von lang herabwallenden Locken umrahmt, hat etwas von dem reinen Typus des Johannes und verrät durch seinen Schnitt Energie und innere Glut. Zu seinen Schutzpatron Augustinus betete er schon 1517 also: „Ich bin im Tränental, im Lande des Todeschattens. Ich kenne mein Ziel nicht und weiß nicht, ob ich Liebe oder Haß verdiene; auch weiß ich nicht, wann ich diesen Leib verlasse. Darum bin ich mit Furcht und Zittern täglich des Todes gewärtig, der mir überall droht. Du aber reiche mir Deine Hand, richte mich auf, der ich auf den Füßen liege. Bitte für mich den Herrn, daß ich kraft Deines Verdienstes und Gebetes heil und unverfehrt in den Hafen des ewigen Heils, der Ruhe, des steten Friedens und der unendlichen Geborgenheit gelange.“

Bald nach der geschilderten Exekution zog der Markgraf Kasimir ab, unterwegs in den Dörfern noch strafend und richtend.

In Rothenburg wurde nun ein neuer Rat gebildet, der nur aus Vertretern der herrschenden Partei bestand und im Geiste Kasimirs weiter arbeitete. Fünf Bürger wurden noch enthauptet; Pfarrer Stoocklein von Neusitz an den Pranger gestellt, gebrandmarkt, mit Ruten gestrichen und geköpft. Neun Weiber von Detwangen wurden in's Narrenhaus gelegt, weil sie auf der Deutschherrenwiese gemäht hatten; einer zehnten konnte man nicht habhaft werden, man setzte für sie einstweilen ihren Mann, Hans Kühlwein, ins Loch. Der Pfarrer von Steinsfeld wurde ins Gefängnis geworfen, ein Vikar vom Hospital des Landes verwiesen, das Haus des Tuchschere's Etschlich, in dem sich die Verschworenen versammelt hatten, niedergerissen und die Stätte mit Salz bestreut, so daß sie noch lange die „verfluchte Hoffstatt“ hieß. Der große Dienhard von Schwarzenbronn wurde von Häschern erstochen. Noch bis 1526 ging das Köpfen, Brandmarken, Fingerabhauen und Augenausstechen weiter.

Und schon zog sich ein neues Unwetter über die Stadt zusammen. Adam von Thüngen, der sich durch den Bauernkrieg geschädigt fühlte, wollte sich an Rothenburg schadlos halten, fiel höchst unehrenhaft in der Landwehr ein und verbrannte und beraubte 6 Dörfer. Als sich die Stadt darüber beklagte, verbündete er sich mit dem Bischof von Würzburg und äscherte aufs neue 9 Dörfer ein, zog dann auf

die Engelsburg und beschloß von dort aus die Stadt. Aber der Rothenburger Stüdmeister, Hans Voßler, der vordem den Marienberg so meisterhaft beschossen hatte, vertrieb ihn. Noch einmal gingen 9 Dörfer in Flammen auf; dann zog der Edle ab. Das arme Landvolf war in die Stadt geflohen.

Dem Rat gingen nun allmählich die Augen über seine Freunde auf. Er wurde etwas milder gegen seine Bürger und nahm die früheren Flüchtlinge gegen eine Geldbuße wieder auf; immerhin blieben noch 43 verbannt, darunter auch Ehrenfried Kumpf. Herzbewegend hatte derselbe an den Rat um Wiederaufnahme geschrieben: „Habt Barmherzigkeit mit mir, meinem Weib und Kindern. Gedenket der gefährlichen Zeit, daß ihr noch einmal Leut auf den Mauern bedürft. Ich sag fürwahr, Gott lebt und ist jezund in seinem Regiment. Tut Barmherzigkeit, als wir wieder begehren. Laßt mich wieder zu meinem armen betrübten schwangern Weib und Kindern.“ — Die Ratsherren aber hatten vergessen, daß ihnen allen früher einmal Kumpf das Leben gerettet hatte. Sie ließen ihn nicht heim und er starb vom Wahnsinn umnachtet.

Die Messe wurde jetzt wieder eingeführt und katholische Religionsübung herrschte aufs neue in der Jakobskirche. Es war zuviel des Menschlichen, Schwärmerischen und Falschen in dem kirchlich-sozialen Reformationsversuch gewesen und Gottes Stunde war noch nicht gekommen.



## 23. Reformation des Kirchen- und Schulwesens.

Die Herren in Rothenburg hatten aus den Sturm- und Drangzeiten von 1520—1525 nichts gelernt. Der Rat verharrte fest beim Katholizismus und konnte sich nicht entschließen, das Evangelium anzunehmen. Ein Vorschlag des markgräflichen Kanzlers Georg Vogler von Ansbach, den ehemaligen Franziskaner Eberlein von Günzburg als Prediger anzunehmen, wurde abgelehnt. Auch ein 1532 geschriebener Brief Luthers, in dem er ein Rothenburger Kind, M. Schnell, für ein Stipendium empfiehlt und zugleich die Anstellung eines tüchtigen Pfarrers in Anregung bringt, bleibt ohne Wirkung. Das Volk dagegen war in seiner Mehrzahl reformatorisch gesinnt. Die wiedertäuferische Bewegung fand 1529 in Stadt und Land, besonders in Schmerbach, viele Anhänger und konnte nur durch strengste Bestrafung unterdrückt werden, und als der Spitalpfarrer Kenner es durchgesetzt hatte, daß er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilen dürfe, zog sich der größte Teil der Bürgerschaft in die Kirche zum heiligen Geist.

Erst ums Jahr 1539 trat eine Aenderung in der Haltung der Patrizier ein und zwar dadurch, daß Männer, welche vordem in Wittenberg als Schüler zu Luthers und Melancthons Füßen gesessen waren, in den Rat eintraten. Nun wurde auch dorten die Stimmung für Einführung der Reformation günstiger.

Den eigentlichen Anlaß dazu aber gaben — die deutschen Herrn. Diese vernachlässigten ihre Pflichten nach wie vor aufs größte, hielten unordentlich Gottesdienst, übten keine Seelsorge, und verwandten geistliche Stiftungen für Pferde und Hunde. Der Rat beschwerte sich einmal über das andere mal über dieses Gebahren und betonte stets, daß er um

der Gemeinde willen auf Abstellung desselben dringen müsse. Er bekam jedoch nur Ausflüchte zur Antwort: man habe nicht genügend Priester, der Rat solle sich selbst Prediger berufen und es sodann anzeigen u. s. w. 1538 sah sich der Rat genötigt, mit Einziehung der Stiftungen zu drohen. Ebenfalls vergeblich. 1543, als die Pest hier wütete, schrieb der Rat an den Deutschherrnmeister, er könne bei den harten Sterbensläufen nicht mehr länger zusehen, und es weder vor Gott noch vor dem armen Volk verantworten, daß so viele ohne allen Unterricht, Trost und Zuspruch dahinstürben. Es wurde aber wieder nichts ausgerichtet.

Da tat man endlich den entscheidenden Schritt und schickte im Januar 1544 zwei Bürgermeister, Bonifazius Wernizer und Hans Hornburg nach Nürnberg, welche sich dort um einen christlichen Prediger und Schulvorsteher bewerben sollten. Der Rat von Nürnberg kam aufs freundlichste entgegen und erklärte sich bereit, den Prediger bei St. Jakob dortselbst, Thomas Venatorius, auf einige Zeit nach Rothenburg zu schicken, „welcher zwar eine etwas leise Stimme habe, aber ein geschickter, rechtschaffener und bescheidener Mann sei, der ohne Not und Bedacht nicht gerne viele Neuerungen anfange, auch mit Feder und Gespräch seinen Widersachern ordentlich zu begegnen wisse.“ Eine zur Einrichtung des Schulwesens taugliche Persönlichkeit war nicht sofort zu finden. Das Anerbieten wurde angenommen, Venatorius kam und hielt am 23. März 1544 — am Sonntag Lätare — die erste evangelische Predigt in der St. Jakobskirche. „Es ist nicht zu beschreiben, mit was Freude und Frohlockung solches aufgenommen worden, indem das Volk auf die Kniee in öffentlicher Kirchen niedergefallen sei und mit Tränen Gott für diese väterliche Erlösung aus den Banden des Papsttums und der Gewissenstyranei gedanket habe.“ In vielen Städten Frankreichs freute man sich mit Rothenburg über dieses Ereignis und sandte Glückwünsche nach der Tauberstadt.

Die deutschen Herrn jedoch ließen sich nicht so ohne weiteres bei seite setzen. Während von der Kanzel der Jakobskirche das reine Gotteswort gepredigt wurde, trieben sie am Altar ihre päpstlichen Zeremonien weiter fort. Daraus entstand große Unordnung; zugleich erschien es dem Rat höchst unbillig, daß die gottesdienstlichen Stiftungen den Deutschherrn allein zustehen sollten und der Rat seinen berufenen Prediger besonders zu unterhalten habe. Man erholte sich

darum aufs neue Rat von Nürnberg. Das erlangte Bedenken ging dahin, daß der Rat in Rothenburg aus eigener Machtvollkommenheit die päpstliche Religionsübung abstellen und die Deutschordensgüter zum Zweck ihrer Stiftung, nämlich zur Erhaltung rechtschaffener Prediger, anwenden könne. Daraufhin wurde in einem feierlichen Akt am 24. Oktober 1545 den vom deutschen Orden unterhaltenen vier Priestern die Annahme der Reformation eröffnet, ihnen die Ausübung ihrer Kirchengebräuche in der St. Jakobskirche verboten, zugleich aber auch mitgeteilt, daß der deutsche Orden in den ihm zustehenden Rechten und Bezügen nicht geschmälert werden sollte. Gegen diese Handlung legte der Deutschmeister zwar Protest ein; die Stadt aber berief sich auf den Abschied des Speyrer Reichstags von 1526. Dank der großen Billigkeit der Stadt wurden die Differenzen mit dem deutschen Orden bald durch Vertrag geschlichtet.

Sämtliche andere Geistliche und Religiösen in Rothenburg stimmten der Annahme der Reformation zu; nur der Kaplan von St. Blasius konnte sich nicht damit befreunden. Die Inassen der Klöster verließen ihre Zellen und wurden weltlich. Nur ein Mönch und zwei Nonnen blieben in den Klöstern, wo man sie ruhig bis zu ihrem Tod beließ.

Venatorius kehrte bald nach Nürnberg zurück und die Stadt mußte sich nun einen ständigen Prediger suchen. Sie hatte dabei kein rechtes Glück. Zuerst kam M. Staudacher, der bald starb. Dann sollte Georg Major gewonnen werden, den aber sein Kurfürst nicht entließ. Dann wurde Erasmus Alber Prediger, jedoch nur um bald einem Rufe nach Wittenberg zu folgen. Nun erzeugte der Nürnberger Rat den Rothenburgern neue Freundschaft, indem er zum zweitenmal einen Prediger hersandte, den Oswald Kuland von Deggendorf 1546.

Nicht lange aber durfte sich Rothenburg des neu gewonnenen Evangeliums freuen. Karl V. begann den sog. Schmalkaldischen Krieg und erließ, nachdem er die protestantischen Fürsten geschlagen hatte, das sog. Interim, d. h. den Befehl zur einstweiligen Wiederherstellung des katholischen Kultus. Auch der Stadt Rothenburg wurde unter heftiger Androhung kaiserlicher Strafe geboten, zur vorigen Religionsübung zurückzukehren, was für ihr noch nicht gefestigtes Kirchenwesen ein schwerer Schlag war. Die Entzweiigung in Rat und Gemeinde war nicht gering. Schwache Leute gerieten in Zweifel, ob die evangelische Lehre die von Gott geseg-

nete sei. Am 21. Juni 1548 fand eine gemeinsame Sitzung des äußern wie des innern Rates statt. Die Meinungen waren geteilt. Einige Rats Herrn waren für Gehorsam gegen den Kaiser, andere meinten, man möge das Evangelium handhaben, wenn auch kein Stein auf dem andern bliebe, die meisten rieten, man sollte sich aufs Bitten verlegen. Man beschloß eine Vorstellung beim Kaiser zu machen, aber an demselben Tage noch lief ein zweites Schreiben ein, durch dessen Drohungen sich die Rats Herrn einschüchtern ließen. Vierzehn Tage darnach — es war inzwischen ein drittes Mahnschreiben des Kaisers eingelaufen — wurde in St. Jakob wieder von den Ordenspriestern Messe gelesen. Das Volk ermahnte man, in minder wichtigen Dingen und Zeremonien nachzugeben, zugleich aber behielt man die evangelische Religionsübung in der alten Kapelle und im Spital bei, woselbst Kuland nach protestantischem Brauch taufte, traute und predigte.

Durch den Passauer Vertrag 1552 wurde den Protestanten die Religionsfreiheit zugesichert. Nun konnte sich auch Rothenburg der Ordensgeistlichkeit, die bereits in den alten Schlandrian zurückgefallen war, wieder entledigen. Man ging dabei sehr schrittweise vor, indem man ihr zuerst die Abhaltung der Begräbnisfeierlichkeiten untersagte, dann die Chorschüler entzog und schließlich die Mess- und Evangelienbücher wegnahm. An Ostern 1554 nahm die Gemeinde aufs neue von der Hauptkirche Besitz. Mit dem deutschen Orden setzte man sich gütlich auseinander.

So hatte Rothenburg in einem Jahrzehnt die evangelische Lehre angenommen, verloren und wiedergewonnen. Nun aber fühlte man das Bedürfnis, dauernde Ordnung in Kirche und Schulwesen zu schaffen.

Zu diesem Zwecke erbat sich der Rat von dem Herzog Christoph zu Württemberg den nachmaligen Generalsuperintendent und Kanzler zu Tübingen Dr. Jakob Andreae. Derselbe stellte nach dem Muster anderer Kirchenordnungen eine solche für Rothenburg zusammen, nachdem er vorher eine von dem Rothenburger Pfarrer Scheld verfaßte Agende verworfen hatte. Die von Andreae'sche Kirchenordnung erschien 1559 und blieb bis ins 19. Jahrhundert im Gebrauch. Die Leitung des Kirchen- wie auch des Schulwesens legte Andreae in die Hände eines Konsistoriums, das aus drei Rats Herrn, dem Superintendenten und einem Diakon als

Protokollführer bestand. Später wurde auch der Mittagsprediger ins Konsistorium aufgenommen. Die ersten Konsistoriales waren: Dr. Johannes Hornburg, Johann Winterbach, Johann Zweifel; dazu Superintendent Gerengel. 1560 wurden die Kirchenvisitationen eingeführt, mit welchen zugleich ein Verfahren gegen ärgerliche Personen in Stadt und Land eingeleitet wurde. 1580 weilte Andreae nochmals zur Einrichtung des Kirchwesens hier, bei dieser Gelegenheit wurde die Konkordienformel von ihm und dem Konsistorium unterschrieben. Von 1589 an mußten sämtliche reichsstädtische Pfarrer „von wegen des Calvinismi“ sich durch Unterschrift auf dies streng lutherische Bekenntnis verpflichten.

Auch das Schulwesen ordnete Dr. Andreae. Noch zu Anfang des 15. Jahrhunderts stand es mit demselben sehr schlecht. Zum großen Leidwesen des einen 1403 vorhandenen Schulmeisters gestattete Topler dem Stadtschreiber Heinrich Unterricht erteilen zu dürfen. In der Mitte des 15. Jahrhunderts erscheinen neben den deutschen Schulmeistern die ersten Magister, welche Latein lehrten. 1544 waren drei deutsche Schulmeister hier. Dr. Andreae richtete dazu 1559 eine fünfklassige lateinische Schule ein. Zum Schulgebäude wurde das Mönchskloster bestimmt. Der damalige Rektor Abdias Widner arbeitete eine treffliche Schulordnung aus. Die Anstalt entwickelte sich so vortrefflich, daß man im Jahre 1590 sich genötigt sah, ein besonderes Gymnasialgebäude zu errichten.

Auch in den Kreisen der Bürgerschaft begann man sich aufs neue an idealen Gütern zu erfreuen. Nachdem schon früher hier der Meistersang gepflegt worden war, wurde 1556 auf Veranlassung des Rates eine neue Singschule eingerichtet. Die vornehmsten Sänger waren: Hans Deyser, Hans Ebling, Kilian Henkelmann, Hans (Vink?) von Speyer. Der Rothenburger Superintendent Gerengel, ein Mann von sehr bedeutenden Sprachkenntnissen, hatte 1556 zur Förderung dieser Schule dreiundzwanzig Meisterlieder, die er vordem im Gefängnis gedichtet hatte, in Druck gegeben.

Die größten Verdienste um die Einführung der Reformation und die Neueinrichtung des Kirchen- und Schulwesens in Rothenburg hatte sich der damalige Bürgermeister Johannes Hornburg erworben. 1519 war er Student in Leipzig und wohl ein Zeuge der berühmten Disputation Luthers mit Dr. Eck. Damals schon ver-

faßte er ein Gedicht auf Luther. 1520 treffen wir ihn in Wittenberg, wo er Verkehr mit Melanchthon pflegt. Als sein höchstes Glück sah er es an, Luthers Predigten hören zu können. 1539, als die geistliche Noth in Rothenburg unerträglich geworden war, wurde er Bürgermeister. Bei seinem reformatorischem Wirken stand ihm als treuer Freund und Gesinnungsgenosse Johann Winterbach zur Seite.

Hornburg war wissenschaftlich hochgebildet und schriftstellerisch tätig. In der Franziskanerkirche, die sein Ahne einst mitgestiftet hatte, liegt er begraben. Sein Epitaphium enthält ein herrliches lateinisches Gebet für Kirche und Staat, das ihn vielleicht selbst zum Verfasser hat. Ein Votivgemälde mit seinem Bildnis befindet sich in der Blutkapelle. Sein Stamm starb mit seinen Söhnen aus. Sein Gedächtniß darf nicht aussterben, denn er war wirklich, wie seine Grabchrift sagt: *Vir nobilis et praeclarus, pietate, virtute, eruditione et sapientia praestans, de hac republica optime meritus*, ein edler und vortrefflicher Mann, ein Muster an Frömmigkeit, an Tugend, an Bildung und Wissen, hochverdient um unser Gemeinwesen.



## 24. Schwere Konflikte.

Der schmalkaldische Krieg war ausgebrochen. Kaiser Karl V. hatte sich gegen die evangelischen Stände in Süddeutschland gewandt, sie zu züchtigen. Wem sollte nun Rothenburg Treue halten? Dem Kaiser, der die höchste, von Gott gesetzte irdische Autorität darstellte und von dessen Gnade oder Ungnade das Gedeihen des Gemeinwesens abhing, oder dem evangelischen Glauben, den es um der Not und des Gewissens willen angenommen hatte? Rothenburg suchte in aller Einfalt beides zu vereinigen. Daher bekommt seine Politik von da an einen überaus schwankenden Charakter, den zwar niemand der Stadt zur Unehre anrechnen wird, der sie aber naturgemäß in ganz empfindlichen Schaden bringen mußte.

Im Dezember 1546 kam der Kaiser, der sich bereits als Sieger über die Protestanten ansah, mit seiner ganzen Armee nach Rothenburg. Er gedachte durch die Stadt, welche ja dem schmalkaldischen Bunde nicht angehört hatte, hindurchzuziehen, ohne sie weiter zu belästigen, aber es überfiel ihn hier plötzlich die Handgicht und fesselte ihn 11 Tage lang ans Bett.

Von seinem Einzug wird erzählt: Im Hereinreiten haben Johannes Hornburg und Georg Berler, beide Bürgermeister, an den Stegreif gegriffen, die andern Ratspersonen sind darauf gefolgt, denen vorher Ihre Kaiserliche Majestät allen die Hand geboten. Die vier Jüngsten des Rates trugen den Himmel von gelbem Damast, darinnen ein großer schwarzer Atlasadler samt dem kaiserlichen Brustwappen und oberhalb des Adlers eine von Gold gestickte Krone und unten an des Adlers Schwanz der Stadt Wappen, alles gestickt gewesen. Ermelten Himmel hat der Reichs-

erbmarschall von Pappenheim zu sich genommen. Während des Aufenthalts verübte die Soldateska Mord und Todschlag, Raub und Verwüstung. Die Bürgerschaft mußte den Huldigungsseid schwören. Vom Abzug des Kaisers wird berichtet: Wie nun ihre Majestät für das Spitaltor zum Marterbild gekommen, hat der ganze Zug stillgestanden und haben der Kaiser dem Bürgermeister ihre schwache Hand geboten, welche er in einem pelzernen Handschuh gehabt. Karl V. war später noch öfter genötigt, solche Pausen auf seinen Zügen eintreten zu lassen, aber wohl nie zur Freude der davon schwer betroffenen Reichsstädte.

In der Schlacht bei Mühlberg war die Macht der Protestanten gebrochen worden. Im Jahre darnach folgte das Interim. Unter welchen Kämpfen dasselbe auch hier durchgesetzt wurde, haben wir bereits erzählt. Es schien als ob der Kaiser ganz Deutschland für eine Art Reformkatholizismus gewinnen würde; da wurde es plötzlich anders. Moriz von Sachsen, der einstige Verbündete des Kaisers im schmalkaldischen Krieg, erinnerte sich seines protestantischen Glaubens und wandte sich im Bunde mit König Heinrich II. von Frankreich, Landgraf Wilhelm von Hessen, Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach und anderen gegen den Kaiser.

Bei Rothenburg sollten sich die hessischen, sächsischen und brandenburgischen Truppen miteinander vereinigen. Am 24. März 1552 forderte der Markgraf die Stadt auf, in ihr Bündnis zu treten und sie mit Geschütz, Geld, Lebensmitteln und Munition zu unterstützen, auch etliche Einquartierung aufzunehmen. Die kaisertreue Stadt wollte nicht darauf eingehen, vor allem weil sie erst kürzlich dem Kaiser den Huldigungsseid geleistet habe. Auf wiederholtes drohendes Verlangen des Markgrafen erklärte sie sich bereit, Fourage ins Lager der Verbündeten zu liefern. Das wurde jedoch nicht angenommen, Albrecht Alcibiades rückte vielmehr mit seinem Volk und Geschütz vor die Stadt und drohte die Stadt mit Feuer und Schwert zu verwüsten, sie zu einem Steinhaufen zu machen und die ganze Landwehr in Asche zu legen. Die Stadt konnte nicht widerstehen. Die Bürgerschaft, die hereingeflohenen Bauern und zweihundert rasch zusammengebrachte Handwerksgesellen reichten zur Verteidigung nicht hin; zudem war die Nachricht gekommen, daß auch die andern Verbündeten im Abmarsch begriffen seien.

Hilfe war nicht zu erwarten. So schloß man denn einen Vertrag, in welchem der Stadt zugesagt wurde, daß ihr „keine Ueberlast“ geschehen solle.

Eine große Anzahl Reiter und Fußvolk wurden nun hereingelegt; an die Stadttore, an das Frauenkloster, den Deutschherrnhof wurde trotz Einspruch des Rates das französische Wappen geschlagen, die Stadt mußte über 7000 Gulden zahlen und zwei grobe Geschütze liefern. Der Markgraf, der es ganz besonders auf die geistlichen Stifte abgesehen hatte, forderte den Rat auf, den Deutschordenshof in Besitz zu nehmen. Als dies der Rat nicht wollte, ließ der Markgraf diesen Hof plündern und hätte ihn völlig abgebrannt, wenn sich nicht die Bürgerschaft ernstlich widersetzt hätte. Die Verwaltung des deutschen Ordenshauses wurde dann zwei Bürgern übergeben, die dieselbe führten, bis im Herbst der Orden wieder Besitz von seinem Eigentum nahm.

Der Markgraf zog darnach mit den Verbündeten gegen Augsburg und Innsbruck. Moriz von Sachsen nötigte dann, wie bekannt, den Kaiser Karl V. zum Passauer Vertrag, der den Protestanten Religionsfreiheit einräumte. Bald darnach, an Peter und Paul 1552, kam Moriz mit 4000 Reitern und 36 Fähnlein Fußvolk in die Landwehr, schlug bei Gehstättel und Bockensfeld Lager und tat den Untertanen mit Abmähen des Getreides großen Schaden. Markgraf Albrecht aber raubte und brannte inzwischen die geistlichen Stifte im Frankenland gründlich aus. Auch der Städte schonte er nicht.

Allmählich wurde sein Treiben zu arg. Die fränkischen Herren und Städte schlossen ein Bündnis gegen ihn. Auch Rothenburg wurde aufgefordert, diesem Bunde beizutreten, erklärte aber, lieber neutral bleiben zu wollen. Das schien das Klügste zu sein und war Rothenburgs Verhängnis.

1553 wurde Albrecht Alcibiades in die Acht und Aberacht erklärt. „Acht und aber acht macht sechzehn, laßt sie uns vertrinken“, war seine Antwort. Aber sein Spott dauerte nicht lange. Heinrich von Braunschweig, der die Acht zu vollziehen hatte, griff ihn mit den verbündeten Franken an und schlug ihn bei Schwarzach in der Nähe von Kitzingen.

Nun zogen die Verbündeten nach Rothenburg. Man beschuldigte die gänzlich unschuldige Stadt, sie hätte dem Markgrafen Vorschub geleistet. Am Johannisstag mußte sie sich ergeben. Die Sieger legten ihr die ungeheure Ranzion von 80,000 Gulden auf. Bürger und



**Hof der Marienapotheke.**  
(Zagstheimer'sches Haus.)

Nach Photographie von H. Herbst, Rothenburg.

Bauern mußten dazu beisteuern, alles silberne und goldene Gefäß aus Kirchen und Klöstern wurde hergegeben, ein neues Umgeld auf den Wein gelegt und jeder Bürger mußte zwei Prozent seines Vermögens als besondere Schatzung leisten. Damals hatte sich auch die Stadt viel Geld geliehen und Obligationen ausgestellt.

Albrecht Alcibiades, der wilde Jüngling, der durch seine fortgesetzten Raubzüge schließlich ganz Deutschland gegen sich aufgebracht hatte, mußte nach der verlorenen Schlacht bei Schwarzach über den Rhein fliehen. Aber das französische Gnadenbrot behagte ihm nicht lange. Er kehrte nach Baden zurück und starb „als verjagter Fürst und frommer Christ“, im Alter von 35 Jahren. Von seinen glänzenden Gaben zeugt ein herrliches Lied, das er kurz vor seinem Tode verfaßte, ein Lied, an dem das arme, bei aller Ehrlichkeit so schwer gestrafte Rothenburg sich damals trösten konnte:

Was mein Gott will, das g'scheh' allzeit.  
Sein Will, der ist der beste.  
Zu helfen den'n er ist bereit,  
Die an ihn glauben feste.  
Er hilft aus Not,  
Der treue Gott,  
Und züchtiget mit Mäßen.  
Wer ihm vertraut,  
Fest auf ihn baut,  
Den will er nicht verlassen.



## 25. Bauten der Renaissance.

Auf die schweren Erschütterungen, welche Rothenburg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu bestehen hatte, folgte eine Zeit neuer Kräftigung und Festigung der Republik. Andere Patriziergeschlechter waren aufgekomen, welche zwar die Ahnenprobe nicht bestehen, aber an Tüchtigkeit in der Verwaltung, an Patriotismus, an Kunstsinigkeit sich wohl mit ihren Vorgängern messen konnten. Es waren die Berler, Rinckenberg, Krebs, Winterbach, Schneps, Schwarz, Schwarzmann, Reichshöfer, Böcker, Staudt, Walther u. s. w.

Unter ihrem Regiment beginnt etwa zwei Jahrzehnte nach der schrecklichen Brandschätzung durch die Verbündeten eine überaus lebhaftere Bautätigkeit, welche die Stadt mit hervorragenden Kunstdenkmälern zierte. Dem Beispiel der Stadt folgten begüterte Bürger nach. Die prunkvolle Ausstattung, welche man den öffentlichen, wie privaten Gebäuden gab, verhalf dem Kunstgewerbe dahier zu einer hohen, etwa ein halbes Jahrhundert dauernden Blüte. Wir müssen uns mit einer Aufzählung des Wichtigsten begnügen.

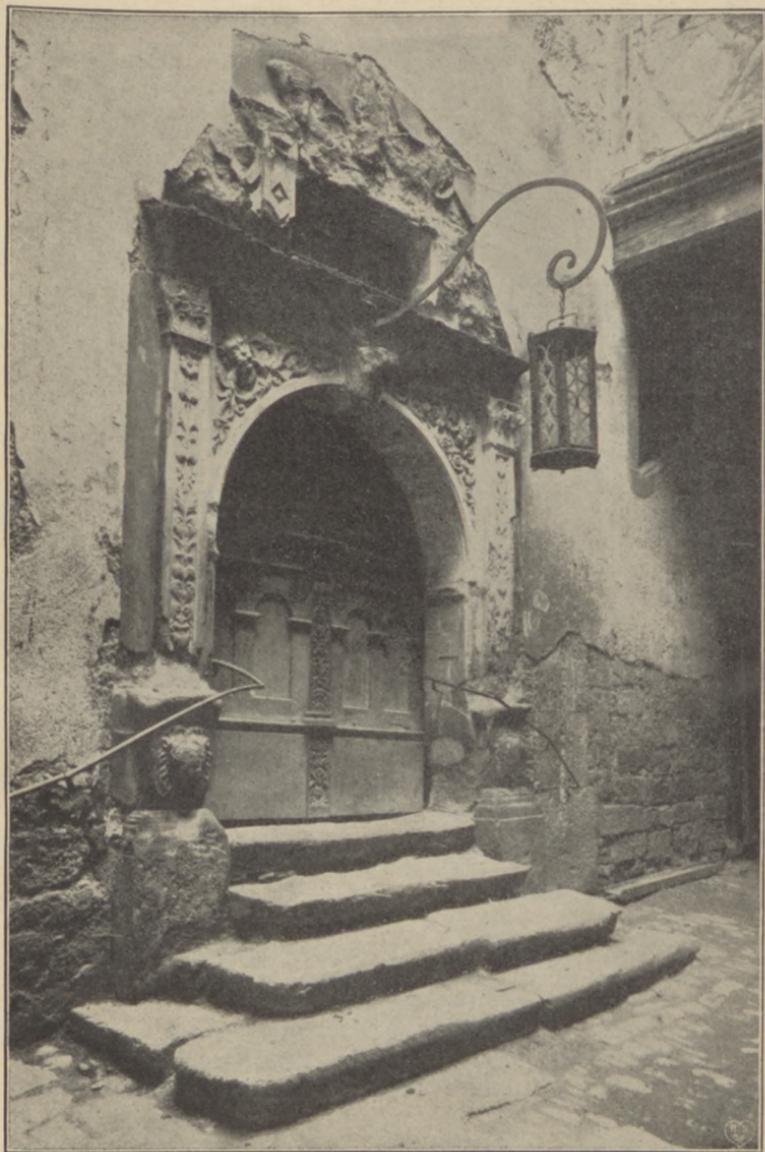
Schon 1516 war die Roßmühle gebaut worden, deren feste Mauern von starken Strebepfeilern gestützt werden. Im Innern befand sich ein kunstvoll konstruiertes Mühlwerk mit 5 Gängen, welches von 16 Pferden in Bewegung gesetzt werden konnte. Das Werk, dessen Plan 1645 der Herzog d'Enghien, Ludwig von Bourbon, mit nach Frankreich nahm, wurde 1865 herausgerissen. 1518 entstand die Niche hinter dem Johannerhof. 1539 erweiterte man das Gasthaus im Wildbad. 1542 bekam das Fleischhaus, die Gewerbehalle, ihre gegenwärtige Gestalt. 1550 wurde in dem schon hundert Jahre vorher gebauten Haus auf der Nordseite des Marktes

die Mauthalle und die Rathsherrntrinkstube eingerichtet. In letzterer kamen bald so schwere Ausschreitungen leidenschaftlicher Patrizier vor, daß sie wieder aufgehoben wurde. 1556 erbaute die Stadt das Brodhaus (Hs.-Nr. 2), in dessen unterm Geschoß die Bäcker ihre Verkaufsläden hatten, während das obere Geschoß städtischen Zwecken diente und mit dem Rathhaus durch einen Gang verbunden war. 1560 erhob sich das Schießhaus auf dem Brühl, das später zur Wohnung für den Totengräber umgestaltet wurde; in demselben Jahr das Armenhaus und das Kirchlein auf dem Friedhof, dessen Inneres die Truppen Turennes 1645 völlig zerstörten.

Größere Aufgaben aber standen noch bevor, der Bau des Rathhauses, Hospitals, Gymnasiums, der Basteien. Zur Gewinnung des Bauholzes kaufte die Stadt fortwährend Waldparzellen an. Wir haben aus den Jahren 1530—1606 mindestens 25 Kaufbriefe über Waldungen von 7—101 Morgen Ausdehnung. Das Steinmaterial lieferten die nahe bei der Stadt gelegenen Brüche, deren Sandsteine leider äußerst weich sind und rasch verwittern.

Mit dem Bau des neuen Rathhauses wurde 1572 begonnen. Der östliche Teil des alten gothischen Rathhauses war nach der Zerstörung durch den Brand von 1501 notdürftig wieder hergestellt worden. Fünfundsechzig unruhige Jahre verstrichen, bis man an einen Neubau dachte. Den Plan entwarf, wie Herr Stadtbaumeister Häffner eruiert hat, der Rothenburger Baumeister Leonhard Weidmann. Am 2. März 1572 fand die Grundsteinlegung statt. Eine Zeit lang leitete der Nürnberger Stadtbaumeister Wolf Löscher aus Plauen das Werk, ihm folgte Hans Hellwig von Annaberg. Der Bau, welcher 1574 fertig gestellt war, kostete 19 000 Gulden.

Der südliche Giebel ist kraftvoll gegliedert und von einer Ritterfigur gekrönt. Zur ebenen Erde führt ein großes ionisches Portal in eine weite Durchfahrt. An der Südostecke ragt ein hoher Erker empor, dessen Tragstein die hervorragende Halbfigur des Baumeisters bildet. Ein elegantes, leider stark verdecktes Portal bildet den Haupteingang an der Ostseite. Die Anlage der Wendeltreppe wird viel bewundert, ebenso das Gewölbe, welches den Abschluß des Treppenhauses bildet. In den Vorplätzen und Zimmern gewahren wir reiche gutgeschmückte Holzarchitektur. Das sog. neue Rathhaus ist durch



**Portal im Rathaushofe.**

Nach Photographie von K. Serbert, Rothenburg.

einen Gang mit dem Kaisersaal des alten gothijchen Theiles verbunden, der die darunter liegende Durchfahrt in zwei Theile scheidet. Vom südlichen Teil aus führt eine prächtige Treppe in den Kaisersaal hinauf, deren Portal, trotzdem es stark verwittert und zerfressen ist, wunderbare Verzierungen aufweist und ein Lieblingsmotiv aller Maler und Malerinnen Rothenburgs ist. Auf der Ostseite befand sich eine Altane, welche 1681 durch einen neuen, kräftigen und reich gezierten Arkadenbau ersetzt wurde. — Mit einer überraschend feinen Empfindung sind die drei Theile des Rathhauses (das gothijche Rathhaus, der Renaissancebau und die Barok-Arkade) zu einem Ganzen zusammengefügt, das an Stattlichkeit, Manichfaltigkeit und doch zugleich an harmonischem Reiz seines Gleichen in Deutschland sucht.

Die Inschrift über dem Portal des neuen Rathhauses nennt uns die Namen der Rathsherrn, welche anno 1572 diesen Bau leiteten: Wernizer, Walthher, Kanzler, Schwarzmann, Schwarz und Schaiblein, und sagt in einem lateinischen Vers:

Hier wohnet die Gerechtigkeit,  
Fern bleib', wer sich am Bösen freut!  
Gott ist gerecht in Himmelshöh'n,  
Vor ihm kann nur, was recht, besteh'n.

Die Inschrift an der Altane nennt als Bauherrn aus dem Rat für 1681: Winterbach, Bezold, Welsch, Walthher, Eclard; als Baumeister Kaspar Fuchslein, und sagt mit Bezugnahme auf die über der Balustrade angebrachten Figuren des Reichsadlers, der Gerechtigkeit und Weisheit:

Wenn Recht und Weisheit, dieses Paar,  
Zur Seite steh'n dem deutschen Nar,  
Dann bleibt das Land in sich'rer Hut  
Und füllt sich mit so manchem Gut.

Sodann:

Im Frieden ward dies Werk vollbracht,  
Wie er jezund dem Staate lacht.  
Daß er uns lange Zeit erfreu,  
Das walte Gott nach seiner Treu!

Wer möchte sich diesen schönen Wünschen für Obrigkeit, Vaterland und Gemeinde nicht auch heute noch von Herzen anschließen?

Nach der Vollendung des Rathhauses ging man 1576 an die Erneuerung der Hospitalgebäude. Leider sind auch sie nicht mehr so erhalten, als sie damals hergestellt

wurden. Der Giebel des Hauptbaues verlor seine schönen Schneckeln und auch das an den Tür- und Fenstereinfassungen fein verzierte und reich vertäfelte Prunkzimmer ist zur Zeit des dreißigjährigen Krieges stark verdorben worden, jedoch immer noch bewundernswert. Auch hier finden wir das Steinmehzzeichen des Baumeisters vom Rathaus.

1588 errichtete der Rat das Schrannegebäude auf dem Judenkirchhof, in dessen Umfassungsmauern eine Anzahl alter jüdischer Grabsteine mit noch gut leserlichen Inschriften eingelassen sind.

1589 ging man an die Erbauung des Gymnasiums. Das Schulhäuschen, welches an der Nordostseite der Jakobskirche stand, wurde abgebrochen und der jetzige Bau aufgeführt, dessen Kosten die damals sehr leistungswillige Jakobspflege bezahlte. Der Bau ist einfach, die Fassade der des Rathauses ähnlich. Die beiden Seitenportale stammen aus der Zeit der Erbauung des Gymnasiums; das Mittelportal muß wohl rasch verwittert sein, denn das gegenwärtige Tor ist in flottem Popsstil gebaut und gehört, wie die Inschrift auf dem ovalen Schilde ergibt, dem Jahre 1703 an. Im untern Geschoß sind gewölbte Schulräume, im mittlern waren die Wohnungen des Rectors und der Alumnen. Im obern Stock, wo zwei höchst zierliche Kamine noch an frühere Zeiten erinnern, befand sich das Konsistorialzimmer und das Auditorium. Die zwölf Alumnen, welche in dem Gymnasialgebäude Wohnung hatten, wurden aus Kultusmitteln unterstützt und mußten dafür bei Hochzeiten, Beerdigungen und musikalischen Produktionen mitwirken, auch Mittwochs und Samstags vor den Türen singen.

„Willst Du Frieden, so rüste Dich zum Kriege.“ Dieselben Rathsherren, welche den Werken des Friedens in so hohem Maße nachkamen, unterließen nichts, was die Stadt wehrhaft und stark machen konnte. Da galt es insonderheit die Basteien so zu besetzen, daß sie auch den immer stärker werdenden Feuerschützen widerstehen konnten.

Nachdem schon 1536 (laut Inschrift) die Klingentastei als eine in den Graben vorgeschobene starke Rotunde gebaut worden war, errichtete man 1556 den starken Spitaltorturm, um bald darnach 1572 die Spitalbastei auszubauen. Die massiven halbrunden Mauern, auf denen nur lose das Dach aufliegt, die breiten, wohlgefütterten Gräben, die Zugbrücke, die starken Verteidigungswerke im In-

uern geben dieser Bastei ein besonders malerisches und imponantes Ansehen. 1596 wurden die Torhäuslein am Burgtor hergestellt, 1615 wurde die Röderbastei ausgebaut. In denselben Jahren ist jedenfalls auch die sog. „Kazé“ entstanden, jene starke Befestigung des um 1450 erbauten Galgenturmes, welche leider 1840 ohne Notwendigkeit abgebrochen wurde.

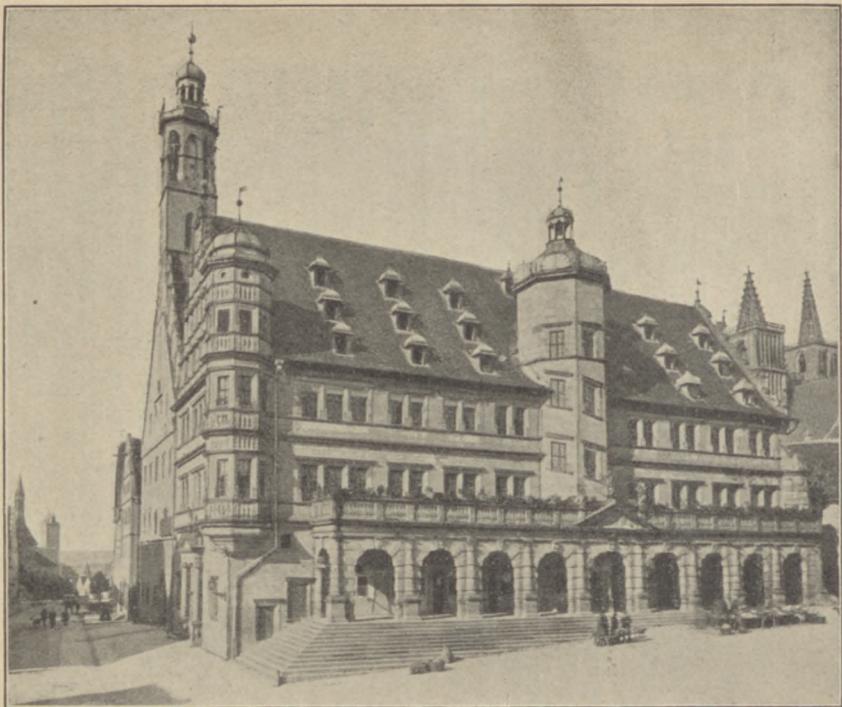
Damit nicht genug. Man trug sich am Beginn des 30jährigen Krieges mit noch größeren fortifikatorischen Plänen, deren Verwirklichung die Stadt in eine sehr starke Festung verwandelt hätte. Die schweren Notzeiten ließen die Ausführung nicht mehr zu; aber die erhaltenen Pläne sind noch ein bereedtes Zeugnis von dem Kraftgefühl und dem Mut der Bürger, die gesonnen waren, das von den Vätern Ererbte zu erhalten und zu wahren, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben.

Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts baute die Stadt die meisten der schön gezierten, im Stil der Spätrenaissance gehaltenen Brunnenströge, welche dem Straßensbilde da und dort einen so intimen Reiz verleihen. 1595 wurde der Brunnen in der Herrngasse errichtet, dessen Säule ein szepterführendes Wasserweiblein trägt. Der Kasten wurde 1722 erneuert. 1607 entstand der Brunnen beim schwarzen Adler. 1608 erbauten Michel Scheinsberger und Christoph Körner den Herterichbrunnen, ein Meisterwerk damaliger Ornamentik. 1617 wurde der Brunnen am Plönglein (Plänlein), 1626 der Seelbrunnen auf dem Kapellenplatz gebaut. Letzterer trägt das Standbild der Wahrheit, eine neuere Figur, jedoch der alten genau nachgebildet.

Zur Erleichterung des Verkehrs führte man 1598 bei der Bronnenmühle, 1603 bei Detwang eine Brücke über die Tauber. Erstere wurde am Michaelstag 1732 durch Hochwasser zur Hälfte fortgerissen, dann wieder hergestellt.

Die Bronnenmühle selbst — vorher Besitztum der Deutschherren — wurde 1599 vom Rat erkauft, als das bereits erwähnte Sommer'sche Wasserwerk angelegt worden war.

Den Schluß dieser Bauten macht das Schießhaus auf der alten Burg, woselbst im Hofe der Hinterburg die Rothenburger Armbrust- und Stahlschützen, später auch die Musketiery ihre Schießübungen hielten. Es wurde auf den Mauern des Eingangsturmes auf der Südseite der Burg aufgebaut, bald verwüstet, 1665 aber wieder erneuert.



**Das neue Rathaus.**

Nach Photographie von K. Herbert, Rothenburg.

Die Privathäuser, welche während dieser Zeit entstanden, stehen in äußerer Architektur hinter denen anderer Städte zurück, nur das 1596 erbaute Baumeisters- oder Geißelbrechtische Haus macht durch seine prachtvolle Steinfassade, und das Pfarrhaus durch seinen prächtigen Giebel und Erker eine Ausnahme. Im allgemeinen huldigte man dem Holzbau. Man zierte die Häuser mit schön geschnitztem und bemaltem Fachwerk, sowohl nach außen hin, als nach innen in den von Galerien malerisch umzogenen Höfen; man brachte Holzkerer an den Eckseiten an; vor allem aber schmückte man die Gemächer mit reicher Vertäfelung, eingelegter Arbeit und prachtvollen, oft bemalten Stuckdekorationen an Decken, Fenster- und Türumfassungen. Damals entstand das Baumeistershaus (Hs.-Nr. 343) mit Hof 1596, das Stein'sche Haus (Hs.-Nr. 636) mit Erker und Holzfassade 1613, das Hopff'sche Haus (Hs.-Nr. 6) mit Treppe, Flur, Holzdecke 1571 (?), das Göllich'sche Haus (Hs.-Nr. 48) mit Holzgalerien, Wendeltreppe und Prachtsaal, dessen Vertäfelung leider verkauft wurde, 1592, das Pfarrhaus (Hs.-Nr. 765) mit pompöser Stuckdekoration in zwei Geschossen, 1613. Das Schmidt'sche Haus (Hs.-Nr. 484) mit geschnitztem Fachwerk, 1550; das Feuerlein'sche Haus (Hs.-Nr. 776) mit geschnitztem Erker, 1616, das Klauzecker'sche Haus (Hs.-Nr. 373) mit reichem Fachwerk 1598 und viele andere. — Auch zahlreiche tüchtige Eisenarbeiten aus dieser Zeit sind in und an den Häusern zu treffen.

So darf Rothenburg in den Jahren 1560—1620 eine zweite Blütezeit erleben, in der sich die Segnungen des Friedens und der Geistesfreiheit reichlich über die Stadt ergießen und sie groß machen, nicht wie zu Topleys Zeiten, an Erfolgen äußerer Politik, sondern an Werken der Kunst und des Fleißes. Mit demselben Stolz, wie damals, schaute jetzt wieder der Bürger auf seine Vaterstadt, die in neugewonnener Kraft und Schönheit da stand, eine Heimstätte deutschen Wesens, Wissens und Könnens, allerorten für reich und vornehm gehalten. Aus diesem Wohlstand und Glanz der Heimat zog der Patriotismus der Rothenburger die Kraft und Stärke, die nötig war, um das Gemeinwesen durch die kommenden schweren Zeiten hindurchzuretten.

## 26. Der Krieg geht an.

Wir sind ins siebenzehnte Jahrhundert eingetreten. Mancherlei wird erzählt von den harten Wintern und der großen Teuerung anno 1613, da die Stadt gezwungen war, ein Kornhaus zu errichten und dort Getreide feil zu halten; von dem guten Weinjahr 1617, da die Fässer nicht hinreichten, das köstliche Raß aufzunehmen, von Rittertagen, Unglücksfällen und Hinrichtungen. Während so die Jahre verstrichen, zogen drohende Wetterwolken am Himmel auf. Die konfessionelle Spannung war aufs höchste gestiegen. Rücksichtslos hatte der Katholizismus mit Hilfe der Jesuiten den evangelischen Glauben zurückgedrängt. Die schändliche Behandlung der protestantischen Reichsstadt Donauwörth durch Maximilian von Bayern weckte endlich den Gemeinsinn der Protestanten auf. Es bildete sich die Union der evangelischen Fürsten, ihr gegenüber die katholische Liga. Deutschland war in zwei Lager geteilt und Rothenburg kam böß in's Gedränge.

Um seines evangelischen Glaubens willen schloß sich Rothenburg der Union an, deren Fürsten gar häufig in seinen Mauern einzogen, um über Angelegenheiten der Politik und Religion zu beraten. So weilten sie schon 1608 einmal acht Tage hier wegen der Inachterklärung Donauwörth's, dann 1611 und zuletzt nochmals 1619, bevor Friedrich von der Pfalz, der Winterkönig, die böhmische Königskrone annahm. Aber auch mit dem Kaiser durfte es die Stadt nicht verderben, und sowohl dem Kaiser Mathias, der 1612 mit seiner Gemahlin und vielen Fürsten unter großem Pomp hier wohnte, als auch dem Kaiser Ferdinand II., der es vorzog, sich in Gebfattel einzuquartieren, brachte sie reichlich Huldigungen und Geschenke dar, wельч' letztere von den

Geschichtsschreibern peinlich bis auf das Trinkgeld der Trabanten, Trompeter und Stallknechte aufgezählt werden. Die Kaiser versicherten wie üblich, der Stadt allergnädigste Herren sein zu wollen. Rothenburg aber mußte bald erfahren, daß man nicht zwei Herren zugleich dienen kann.

Der Krieg war 1618 entbrannt. Sieben größere Einquartierungen hatte bereits das Jahr 1619 gebracht, neue brachte 1620. Es muß eine böse Horde gewesen sein. Denn die Soldaten führten sich so auf, daß man sofort einen Schnellgalgen mit einer Wippen (Vorrichtung zum Auf- und Abschnellen) und einem hölzernen Esel (auf dem die Bösewichter zur Schande reiten mußten) errichtete. An ersterem hängte man auch bald einen Wallonen. Die Exekution ging nicht ohne Schwierigkeit vor sich, denn der Reitermann sträubte sich so, daß man ihn nochmals herablassen und erst an Händen, Füßen und Knien binden mußte.

Im nächsten Jahre kam Graf Ernst von Mansfeld, der unansehnliche Mann mit der ehernen Seele, und seine ganze Armee in die Landwehr und plünderte alles aus; auch der Tilly'schen Armee mußte Proviand geliefert werden. Dann lösten sich Kaiserliche, Markgräfliche, Weimarische Truppen ab. Pappenheim bezieht mit seinen Reitern hier 1622 das Winterquartier, was allein der Stadt 144 000 Taler kostete. Es gefiel ihm so, daß er 1623 und 1625 wiederkam. Seine Leute schlugen die Bauern tot, nahmen ihnen das Geld ab und besleißigten sich aller „Unzucht und Bäuberei“. Das Traß'sche und Ultringische Regiment trieb's nicht besser. 1629 liegt 7 Monate lang Piccolomini, 1630 Wallenstein in der Landhege. Es vergeht kaum ein Jahr, in dem die Stadt nicht 40, 50, 60 000 Taler und mehr für Einquartierungen aufbringen muß, abgesehen von dem Getreide, den Wägen, Pferden u. s. w., die fortgeführt wurden. Wohl suchte sich die Stadt zu schützen und erwirkte sich vom Kaiser, von Wallenstein und anderen Fürsten allerlei Freibriefe und Salvaguardien. Aber wer kümmerte sich darum? Und was half eine Beschwerde beim Kaiser, der selbst immer noch von der Stadt Kontributionen für seine Kriegskasse forderte?

Zu den Einquartierungen gesellte sich noch anderes Unheil. Falschmünzer, die Ripper und Wipper, brachten viel schlechtes Geld in Umlauf; man bekam für gutes Geld so schlimmes, daß, wenn es einer über Nacht im Beutel hatte, es lauter Kupfer wurde. Als man 1623 hier dies Geld kas-



**Baumeistershaus.**

Nach Photographie von R. Herbert, Rothenburg.

sierte, konnte man nur den zehnten Teil des Nennwertes entschädigen. Unter diesen Verhältnissen mußte das wirtschaftliche Leben ungeheuer leiden. Die Bäcker wollten nicht mehr backen und die Bierbrauer nicht mehr sieden, denn die Taxe lohnte nicht mehr die Arbeit. Der arme Mann mußte, wie die Chronik sich ausdrückt, mit Weib und Kind mit hungerigem Bauch die Wand ansehen, und den Handwerkern konnte nicht genug gereicht werden. 1626 erfrohr dazu Wein und Korn, so daß die Leute Haber und Wicken mahlten und Kleienbrot aßen.

Hand in Hand damit ging der Verfall der Zucht und die Zunahme der Verbrechen. Schon in den ersten Jahren des Krieges häuften sich die Morde zusehends. Das Verhalten der Soldateska untergrub vollständig Zucht und Ordnung. Leute aus allen Ständen mußten wegen sittlicher Delikte mit dem Tode bestraft werden, und Bürger und Bauern duldeten Leppigkeit und Schande in ihrem Hause. Raub und Diebstahl allerwärts; den Ackerleuten wurden die Pferde ausgespannt, den zur Messe reisenden Handwerkern die Waren, den heimkehrenden das Geld weggenommen. Die Rothensburger Posamentiere z. B., die eine blühende Zunft bildeten, verloren einmal bei einem Ueberfall einen großen Posten Sammt, Seide, gülden und silbern Posament, englisch Tuch und Leder. Die Unsicherheit war derart, daß 1626 ein Ratsherr von einem Landsknecht unter der Haustür erschossen wurde, während draußen auf dem Land die Soldaten Bauern und Knechte und jene wieder Soldaten kurzer Hand erschlugen oder zu Tode mißhandelten.

In diesen schweren Zeiten saßen im Rat treffliche Geschlechter, in denen die sittliche Kraft und der praktische Sinn des Bürgertums sich mit hohem Idealismus paarte. Es waren die Staudt, die Bezold, Raab, Waltherr, Rusch, Winterbach, Böcker, Hoffmann u. a. Die Fülle von Maßregeln, welche sie ergriffen, um Ordnung und Recht zu haben, die Stadt zu schützen und die Rechnung im Gleichgewicht zu halten, zeigt deutlich, daß der Rothensburger Staat in seiner inneren Verwaltung sich geradezu musterhaft entwickelt hatte. Hundert, später 150 Soldaten sind tagsüber an den Toren, nachts auf der Mauer, die Bürger werden bewehrt. Die indirekten Steuern, Zölle und Standgelder erhöht; die Schätzung revidiert; 1628 wird ein Prozent des Vermögens als Umlage erhoben. Der Getreideverkauf wird

geregelt und überwacht; Aufkauf und Export streng verboten. Für Tagelöhner, Handarbeiter und Bauern sind Maximaltagen festgesetzt. Den Bürgern wird verboten, den Soldaten gestohlene Waren abzukaufen und Ausschreitungen finden ernste Ahndung ohne Ansehen der Person. Ein dritter Galgen wird auf dem Mühlacker errichtet. Als 1629 zum erstenmal der Würgengel der Pest hier erschien, verbot der Rat, verdächtige Orte zu besuchen, und zusammen zu laufen; „man solle daheim bleiben, bei Zeiten den Arzt holen, sich mit Schrepfen, Aderlaß und Kurmitteln versehen, zuvörderst aber Gott in die Ruten fallen und um Abwendung anrufen. Es sind damals viel junge und gerade Leute d'rauf gegangen“.

Und all' dieser Jammer — um des G l a u b e n s willen. Immer wieder taucht das Gespenst, den katholischen Kultus wieder einziehen zu sehen, bei den Rothenburgern auf. 1627 setzte die Gegenreformation in Gebfattel ein. Der Comburgische Dechant forderte die Evangelischen Gebfattels auf, in die katholische Kirche zu gehen; als sie protestierten, wandte er „Stoß und Bloß“ an, drohte auch mit Zwangsverkauf, Dragonaden und Vertreibung. Etliche verkauften auch und zogen weg. Die Gebliebenen mußten katholisch werden. Lichtmeß 1628 kamen dann drei Jesuiten nach Gebfattel, um den neuen Papiisten Paternoster, Rosenkranz und Katechismus zu lehren, auch sie beichteten zu lassen. Später ist diese ganze Gegenreformation wieder eingestellt worden.

1629 hatte der Kaiser das sogen. Restitutionsedikt erlassen, nach welchem alle seit 1552 eingezogenen Kirchengüter wieder der katholischen Kirche zurückerstattet werden sollten. Auf Grund desselben erschienen in Rothenburg drei Franziskanermönche und forderten, daß ihnen das Barfüßerkloster wieder eingeräumt werde. Der Rat verlangte eine Vollmacht zu sehen. Sie hatten keine und geberdeten sich höchst übermütig. Der Rat berief sich ihnen gegenüber auf die rechtliche und bisher unbestrittene Besitznahme des Klosters und sprach die Hoffnung aus, daß Kaiserliche Majestät den Religionsfrieden halten werden. Darauf zogen die drei Barfüßer ab. — Wenige Wochen darnach kamen Patres des Dominikanerordens, legten kaiserliche und bischöflich-würzburgische Schreiben vor und forderten das Klostergut zurück. Der Rat bezog sich jedoch auf den Religionsvertrag von Passau und wies die Zudringlichen ab.

Die Treue und Standhaftigkeit, mit der die Rothenbur-

ger zu ihrem Glauben hielten, zeigte sich auch am 25. Juni 1630, an welchem Tage man das Jubiläum der Augsburgischen Konfession feierte. In der Hauptkirche wurde gepredigt über den Spruch: Wir haben ein festes prophetisches Wort 2c., dazu herrlich musiziert und geistreiche Gesänge gesungen. Früh und Nachmittag wurde je eine Hälfte der Augsburgischen Konfession verlesen. Mit tiefer Andacht lauschte man dem Bekenntnis, um deswillen man schon soviel erduldet hatte und noch mehr erdulden sollte. Viele gingen zum Abendmahl. Obwohl Werktag war, ruhte man mit der Handarbeit, die Läden und die Wirtshäuser blieben geschlossen.

Das war nun freilich mehr ein Buß- und Betttag, als ein Jubelfest. Aber der Protestantismus schien damals so gut wie verloren zu sein und die katholischen Mächte hielten ihre Hand besonders hart auf Rothenburg. Schon 3 Jahre lagen churbayerische Reiter in der Landwehr und verursachten 100 000 Taler Kosten, Reklamationen beachtete man nicht. „Churbayern hat uns allezeit mit Worten abgesspeist“. Der Kaiser aber zog zu Anfang 1631 wieder einmal 32 000 Taler aus Rothenburg für seine Kriegskasse ein.





Wappen Nothenburger Patrizier.

## 27. Tilly in Rothenburg.

Die einzige ungeschwächte Macht, von der die Protestanten noch Hilfe erwarten konnten, war Schweden. Und nicht vergebens wandten sich ihre Blicke dorthin. Der König Gustav Adolf kam, seinen Glaubensgenossen zu helfen; im Leipziger Bund trat mit andern Städten auch Rothenburg auf seine Seite. Wohl wurde es bald von des Kaisers Truppen gezwungen, dem Bund zu entsagen, wobei es völlig entwaffnet wurde; aber rasch darauf schloß es sich wieder an Schweden an, um dann jenen glorreichen, wenn auch unglücklichen Waffengang mit der gesamten Macht der Ligiſten zu bestehen, den unser Meister Adam Hörber im historischen Festspiel mit soviel Liebe und Idealismus verherrlicht hat.

Gustav Adolf war nach seinem Sieg bei Breitenfeld gegen Sünden vorgerückt und hatte Erfurt, Schweinfurt, Würzburg in Besitz genommen.

Als er nach Würzburg gekommen war, hatte die Stadt Abgesandte an ihn geschickt, die ihm ihre höchste Not und Bedürftigkeit klagten und vor allem darstellten, wie alle Lebensmittel in Rothenburg aufgezehrt, verderbt und zertreten seien, so daß die Einwohner kaum ein Stückchen Brot zum Lebensunterhalt übrig hätten. Der König hörte sie teilnahmsvoll an und legte ihnen ans Herz, das Vergangene zu vergessen und darauf zu denken, wie sie ihre Stadt gut befestigten, damit sie nicht in Asche gelegt, und sie ihrer Religionsfreiheit beraubt würden. Er wolle, versprach er, ihnen beistehen, wenn die Not es fordere. Er bot ihnen auch schwedische Garnison an, für die er nur freies Quartier forderte. Dringend warnte er vor einer Verzögerung. Die Rothenburger versprachen, mit Gustav Adolf leben und sterben zu wollen, da „alle Handlungen des Schwe-

denkönigs auf Erhaltung ihrer Religion und der deutschen Freiheit gerichtet seien und alle evangelischen Stände mit Seufzen und Tränen nach ihm begehrt hätten“, und erklärten sich bereit eine schwedische Garnison aufzunehmen. Dieselbe machte sich auch sogleich auf den Weg und nahm unter eigentümlichen Verhältnissen von Rothenburg Besitz.

Der geschlagene Tilly hatte durch Vereinigung mit Altringer und anderen Generälen wieder 30 000 Mann Truppen zusammengezogen und die Städte südlich des untern Mains besetzt, um den Schwedenkönig aus Franken zu vertreiben. Auch in Rothenburg befand sich ein kaiserlicher Kommandant, namens Zilla, mit Altringischen Reitern; desgleichen lagen in der Landwehr viele Kaiserliche. Die äußerst gereizte und unzufriedene Stimmung, welche unter diesen Truppen wegen Vorenthaltung des Soldes herrschte, machte sich anfänglich in Drohungen gegen die Stadt Luft und schon fürchteten die Bürger eine Plünderung. Da kam es plötzlich anders. Am 8. Oktober erschien der schwedische Oberst Uslar im Rothenburger Gebiet und brachte den Kaiserlichen eine kleine Schlappe bei. Nun wandte sich der Unwille der kaiserlichen Besatzung in Rothenburg gegen ihren Befehlshaber; man sprach von Ueberlauf zu den Schweden. Diese standen auch bereits vor den Thoren der Stadt. Zilla konnte sich nicht mehr halten. Er verlangte einen ehrenvollen Abzug in voller Kampfbereitschaft. Dem Uslar wurden nun die Thore geöffnet und er ritt ein. Auf dem Marktplatz stellte er seine Kompagnie auf; stolz flatterte im Winde, die weiße Fahne, die auf der einen Seite das Wappen Schwedens und den Spruch: Dulce periculum pro patria mori, auf der andern das Bild des fürs Vaterland in den Abgrund springenden Ritters Rufus trug. Er forderte die Kaiserlichen auf, in Ehren abzuziehen. Als jedoch diesen ihr Kommandant befahl, sich in Kampfbereitschaft zu stellen, brach plötzlich die Meuterei unter ihnen los, sie entwandten dem Fähnrich die Fahne, rissen sie von der Stange und erklärten, sich zu den Schweden schlagen zu wollen. Mit ihnen trat auch die Stadt in der Schweden Schutz. Uslar zog zwar bald wieder ab, hinterließ aber den Kommandanten Konrad von Rinkenbergl mit 60—70 Reitern, welcher nun alle Anordnungen traf, um die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen. Es wurden Rüstungen beschafft, Bauern und Bürger bewaffnet, die Wachen verschärft.

Tilly konnte natürlich diesen Vorgängen nicht tatenlos zusehen. Ohnehin gewillt, die mittelfränkischen Reichsstädte für ihren Abfall zu züchtigen, machte er sich gegen Rothenburg auf. So lief denn am 27. Oktober gegen Mitternacht ein Schreiben von General Dissa ein, man solle einige Senatoren mit Vollmacht nach Aub senden, widrigenfalls die Stadt wegen Ungehorsams bestraft werden würde. Die rasch zusammenberufene Bürgerschaft antwortet: Weil man in einer unbewußten Sache niemand bevollmächtigen könne, sich auch keiner dazu werde gebrauchen lassen, die Straßen auch sehr unsicher seien, so wolle man sich entschuldigen, um freies Geleite und um Mittheilung des Verhandlungsgegenstandes bitten. Zugleich rüstete man sich hauptsächlich auf Zureden Rinkenbergs, zur Verteidigung, in Erwartung von Suffurs durch den Schwedenkönig.

Am 29. Oktober nachmittags 2 Uhr kamen die ersten Kaiserlichen vor die Stadt und begannen sich in den Gärten zwischen Röder- und Klingenbastei zu lagern. Drinnen wurde die Bürgerschaft ins Gewehr gebracht und auf Türme, Bastionen und Mauern aufgestellt. Stockfinster brach die Nacht herein. Wenn sich unter den Kaiserlichen etwas rührte, antworteten die Rothenburger mit Schüssen. Der kommende Tag war ein Sonntag. Morgens erscheint ein weiterer Teil der kaiserlichen Armee. Von beiden Seiten wird ein lebhaftes Gewehr- und Falkonettensfeuer unterhalten, später mit großem Geschütz gespielt. In der Stadt steht alles, was mannbear ist auf der Mauer. Die Kaiserlichen beginnen Wälle und Gräben zu stürmen und die Leitern anzulegen. Der Henkersturm, aus dem ihnen viel Schaden geschah, wird mit sechs Stücken beschossen, daneben in die Mauer eine Bresche gelegt. Unererschrocken verteidigt sich die Bürgerschaft; manch waderer Soldat Tillys fällt, darunter sein Oberst Schrenk aus Tirol. Um die Mittagszeit bemerkt man viel Volk mit weißen Fahnen in der Ferne. Man glaubt in der Stadt, es sei schwedische Hilfe und wehrt sich noch eifriger als vorher. Gustav Adolfs hatte ja versprochen, Beistand zu leisten. Er hatte auch, sobald er von der Gefahr für Rothenburg hörte, sich beim Nürnberger Rat für Rothenburg verwendet, er habe der Stadt bei seiner königlichen Treue Entsatz versprochen, doch sei es ihm jetzt unmöglich, seine Armee zu teilen, er habe nur 10 000 Mann zur Verfügung. Nürnberg, dessen zweifelhafte Haltung im dreißigjährigen



**Rödertor und Bastei.**

Nach Photographie von K. Herbert, Rothenburg.

Krieg bekannt ist, entschuldigte sich beim Schwedenkönig mit eigenem Nothstand. So war die Hoffnung der bedrängten Rothenburger eine trügerische. Bald müssen sie zu ihrem Schrecken erkennen, daß die vermeintlichen Entsatztruppen lauter Kaiserliche sind.

Und nun Unglück auf Unglück! In der Bastei vor dem Klingentor ist das Pulver explodiert, das Dach fliegt in die Luft und verlegt viele. Eine ähnliche Katastrophe findet vor dem Galgentor statt. Viele befällt eine Panik. Einzelne verlassen wichtige Posten und laufen den Wundärzten nach. Es verbreitet sich das Gerücht, daß die Feinde bereits die Mauer erstiegen hätten. Tatsächlich waren auch etliche beim Johanniterhof durch die Mauer gebrochen, aber wieder hinausgetrieben worden. Einzelne laufen heim zu Weib und Kind, andere flüchten auf die alte Burg und springen über die Mauer; aber statt ins Tal zu entkommen, werden sie vom Feinde niedergemacht.

Für die Treuen, die auf der Mauer aushalten, wirds von Stunde zu Stunde ernster. Was half's, daß der Rat immer wieder zur Standhaftigkeit ermahnen ließ, daß die Weiber und Buben Kraut und Lot zutrugten? Ihr unaufhörliches Schießen vermindert die Zahl der Angreifer nicht, aber ihre eigenen Reihen lichten sich. Schon sind sie dreißig Stunden auf der Wehr ohne Ablösung. Sie können auch keine erhoffen, denn nur 700 Waffenfähige sind da. Da entbieten sie dem Rat, daß sie sich nicht mehr halten können.

Dieser entschließt sich zur Kapitulation; zwei weiße Tücher werden zum Galgenturm ausgesteckt, die Tore geöffnet und das Feuer eingestellt. Der Sieger gewährt dem Kommandanten und seiner Mannschaft freien Abzug mit Sack und Pack. Die Bürgerschaft muß sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

General Graf Tilly, der Herzog von Lothringen, Altringer, Graf Pappenheim, Ossa, Lohs, Prinz von Pfalzburg, reiten ein, mit ihnen Altringische Scharen, welche die ganze Stadt, auch das Spital und die Klöster zu plündern beginnen. Die auf dem Rathhaus versammelten Generale halten den ganzen innern Rat in Arrest, lassen sich von ihm die Schlüssel zu Rathhaus, Thoren, Zeughaus, Rüstkammer, Kanzlei, Registratur u. s. w. abliefern und fahren ihn dann „mit heftigen, ehrenrührigen Worten, auch mit erschrecklichen Hen-

kenz-, Köpfens- und andern Bedrohungen auf's härteste" an. Fußfall und Bitten rufen nur den Hohn der Sieger wach. Der Bürgermeister Bezold wurde selbst von den Generälen fortgeschickt, den Scharfrichter zu holen. Unterwegs begegnete er dem Drechsler Marzloff, der den barköpfigen Bürgermeister fragte, wohin er gehe. Als es ihm Bezold feufzend mittheilte, lief Marzloff zum Scharfrichter, der Christof Meder hieß. Dieser aber erklärte sofort, er wolle lieber selber seinen Kopf verlieren, als an seinem Herrn sich vergreifen.

Schaffert erzählt um 1772, „eine Generalsperson habe einen großen Pokal voll Wein gefüllt und gesagt: Es sei Gift darin, wenn es jemand wolle austrinken, so solle die Stadt Pardon haben. Da dann ein Bürgermeister Rusch es gewagt und den Pokal ausgetrunken habe, hat ihm aber nichts geschadet.“

Bensen erzählt 1837: „Der große Kaiserpokal, mit dem besten alten Weine gefüllt, wurde herbeigebracht und den Generälen kredenzt. Das mundete nach dem heißen Tag. Die Gemüter wurden milder. Tilly selbst verhielt Gnade, wenn sich einer unter den versammelten Ratscherrn finden würde, welcher den ungeheuren Becher auf einmal zu leeren vermöchte; das unternahm der alte Bürgermeister Rusch und tat den besten Trunk. Es schadete ihm aber nichts, setzt die Chronik hinzu. Mit der freudigen Botschaft lief der Ratsdiener dem Bürgermeister entgegen und die Strafe, wo er ihn antraf, heißt das Freudengäßlein bis auf diesen Tag.“

Nach langen Verhandlungen wird die Ranzion festgesetzt. Sie fällt verhältnismäßig glimpflich aus. Rothenburg muß 20 000 Taler zahlen. Die noch geforderten 6000 Ellen Tuch und 3000 Paar Schuhe konnten nicht geliefert werden, weil sie nicht auf Kredit zu erhalten waren. Man kann also wohl von einer Begnadigung Rothenburgs reden und das auf der Kanzel abgelegte Zeugnis des damaligen Superintendenten Zierlein, daß die „wunderbare und merkwürdige Errettung Rothenburgs“ nur der „Intervention Pappenheims und Tillys“ zuzuschreiben sei, bestätigt die alte Annahme, daß irgend ein interner Vorgang die Herzen der kaiserlichen Feldherrn zur Milde gestimmt habe. Vielleicht hat Tilly doch einmal Wein getrunken? Oder sollten den Mann, der kein Weib ansehen mochte, die Tränen der Frauen und Mädchen ge-

rührt haben? Für letztere Annahme spricht ein 1632 gedrucktes Flugblatt, das wir hier wiedergeben:

Eine wahrhaftige und klägliche Neue Zeitung von der Statt Rotenburg an der Tauber, wie sie den 30. Oktober im 1631. Jar von dem Kayserlichen Volk überfallen und eingenommen und Aufgeplündert, was sie biß in die 11. Wochen von dem Volk erlitten und ausgestanden, werdet ihr in diesem Gesang alles ordentlich vernehmen! Gedrukt im 1632. Jar.

Neue Zeitung.

Im Ton: Woher kompt mir doch diese Zeit.

1.

Ach GOTT wie manches Herzenleid,  
begegnet jetzt der Christenheit,  
davon ich euch jetzt singen will,  
merkt fleißig auff und seyt fein still.

2.

Wir haben leyder erlebt die Zeit,  
wie Daniel hat prophezeit,  
vnd Christus selber zeigt an,  
Sybilla, Joel vnd Salomon.

3.

Es werd gerathen in Sicherheit,  
die Welt wol in der letzten Zeit,  
werd nur trachten nach Geld und Gut,  
leben in Geiz und Uebermuth.

4.

Es werd helfen weder Straf noch Plag,  
wie man denn siehet alle Tag,  
schickt Gott schon Zeichen und Wunder her,  
so hält mans für ein Fabel und Mär.

5.

Die Zeichen niemand beschreiben kündt,  
Die Warnung so uns Gott hat gesendt,  
vnd ließ über das Teutschland schreyen Weh,  
wie über Jerusalem und Ninive.

6.

Weil aber das Volk in Sünde fortfährt,  
so sieht man wie GOTT so schrecklich außkehrt,  
wies leyder schon erfahren hat,  
Rotenburg, die schöne, werthe Reichsstatt.

7.

Der 29. Oktober abend,  
kam der Lotringer mit etlich Regiment,

beschloß die Statt mit Heereskrafst,  
doch wehrt sich Ritterlich die Burger schafft.

8.

Vnd fasten gar ein Heldenmuth,  
setzten daran ihr Leib und Blut,  
Erlegten ja auff dritthalbhundert Mann,  
in der Statt aber blißen nur drey Person.

9.

Das wehrt den Sambstag vnd die Nacht,  
Morgens setzten drauff die Kayserlichen mit Macht,  
weil sich die Burger schafft Ritterlich hielt,  
der Feind mit Stucken mächtig einher spilt.

10.

Vnd setzte der Statt zu so mächtig hart,  
biß sie zur Aufgebung zwungen ward,  
zogen hinein tausend Mann zu Ross vnd Fuß,  
Ach GOTT es war der Statt gar ein schwere Buß.

11.

Des Morgens etwan zwo Stund vor Tag,  
da gieng das Plündern an mit Macht,  
da war ein Gereiß, ein Gepoch vnd Geschrey,  
nit anderst als ob das Volk vn Sinnig sey.

12.

Ihn war erlaubet auff 4 Stund,  
eim jeden zu Plündern, was er fund,  
damit ein jeder bekommen gute Beut,  
man besucht auch die Kinder vnd franke Leut.

13.

Vnd suchten alles so gar gnaw auß,  
daß in der Statt war schier kein Lad noch Hauß,  
der nit Geplündert noch Ausgepeut,  
daß man nicht mehr kan Laben die Kranken Leut.

14.

Da nun das Plündern hatt ein end,  
da gieng erst an das größt Elend,  
da must man erst mit noth und zwang,  
halten das Volk in die 11 Wochen lang.

15.

Wer seine nit Traktiren kundt,  
trug feil sein Leben alle Stund,  
vnd ward glesert, zerköhert und zerschmecht,  
daß es ein Stein erbarmen möcht.

16.

Darnach begerten die Obersten groß Ranzion,  
oder wolten alles nieder hauen lahn,  
vnd forderten tausend Elen Tuch,  
20tausend Taler vnd tausend baar Schuß.

17.

Das sollt man liffern gar geschwind,  
oder sollt sterben mit Weib vnd Kind,  
Ach Gott, da war eine große Noth,  
ja das Volk war schier halber todt.

18.

Da kamen zusammen die Weiber in der Statt,  
mit ihren Kindern vnnnd baten vmb gnad,  
vnd fiel auf die Knie der ganze Hauff,  
da war kein Kindlein so klein es hub die Händlein  
auff.

19.

Das war so erbärmlich und elend,  
daß da kniet so manches kleine Kind,  
ja daß Herr Tylly selber bat,  
man sollt ihn doch beweisen Gnad.

20.

Ach, wenn ich alles singen wolt,  
von dieser Statt wie es seyn sollt,  
so braucht ich wohl ein ganzen Tag,  
Ach GOTT wend doch den Jammer vnd die klag.

21.

Darumb jr Christen insgemein,  
laßt euch das eine Warnung sein,  
steht ab von ewrer Sünd vnd Schand,  
GOTT hat die Ruten noch in der Hand.

Die Folgen der Eroberung waren schlimmer als diese selbst. Am 1. November zogen die Altringischen Truppen ab, Windsheim zu, und es kamen 2 Regimente zu Fuß und drei Kompagnien Reiter in die Stadt. Neue Plünderung und Entwaffnung der Bürger bis aufs Brotmesser. Das Verhalten der kaiserlichen Truppen während der nächsten Wochen ist geeignet, den Ruhm der Tilly'schen Feldherrnlehre stark zu reduzieren. Zum Herzog von Pfalzburg, der in Georg Rutschens Haus wohnte, drängen sich Alte, Weiber und Kinder und bitten ihn fußfällig, er möge doch des Plünderens, Schändens und Vergewaltigens einmal ein Ende machen, worauf er die Plünderung einstellen ließ und selbst zu diesem Behufe durch die Straßen ritt. Aber was war schon alles gestohlen und geraubt worden an Silber und Kleindien! Wie schändlich war man selbst mit Alten, Kranken, Witwen, Kindbetherinnen, Geistlichen und Sterbenden umgegangen! Da und dort hatte man Feuer gelegt und dabei auch den Spitasturm ausgebrannt. Die Gärten waren ver-

wülfet, das Hausgeräte zu schanden gemacht, das Getreide und die Lebensmittel vergeudet.

Inmitten dieses Raubens und Sengens hatte auch die Meuterei vom Oktober ihre Sühne gefunden. Dem Soldaten, welcher die Fahne abgerissen hatte, war die Hand abgehackt und ans Hochgericht genagelt, er selbst dann gehenkt worden. Sonst aber wurde die Disziplin sehr loder gehandhabt und es kam bald die Sitte auf, daß Soldaten, welche wegen Mordes u. dgl. vom Kriegsgericht verurtheilt worden waren, vom Regiment wieder frei gebeten wurden.

Nicht besser, eher noch schlechter wurde es, als die bisherige Besatzung abzog und dafür andere hereingelegt wurde. 8 Wochen lang lagerten Kroaten in der Stadt. Die Schweden trieben sich auch in der Nähe herum. Es kam zu Scharmücheln mitten in der Stadt. In einer Nacht, da ein Offizier Hochzeit und Tanz auf dem Rathhaus hielt, wurden fünf Leute erstochen. Geld wurde mit den schändlichsten Mitteln erpreßt. Dazu hatten die Kroaten eine Seuche, die ungarische hitzige Kopfkrankheit, eingeschleppt. Sie forderte oft 16—20 Opfer an einem Tag; an Neujahr betete man für 72 Kranke. Die Chroniken meinen: Wohl ein Drittel der Einwohner starb.

Unter den Toten befand sich auch ein Brautpaar. In gleichem Alter und gleich angesehenen Familien entstammend, schien es so recht für einander bestimmt zu sein. Da kam der Tod und führte sie zum Hochzeitsreihen. Im Chor der Franziskanerkirche ist in einer Nische, von vielen unbeachtet, ihr Grabstein eingelassen. Er trägt die rührenden Verse:

Johann Jakob Bezoltus  
schöner Tulipanenart.  
Anna Maria Hartmännin  
gleich einer Rosen zart.  
Durch Scherpfe des Nordwinds  
Ihr Blätter geworfen ab,  
Als litt das Vaterland,  
Versammelt in ein Grab.  
An Tugend gleich, an Alter,  
an krankheit gleich an todt,  
bis sie erwecket wieder,  
hie ruhen beyd in Gott.

beede	}	geboren ao 1607	}	7. Augusti
		gestorben ao 1631		28. Novembris
				16. Dezembris

Das Brautgemach, das sie vereint hat, bewacht ein trutziger Nordenberger mit halbzersprungenem Schwert.

Das Elend trieb die einen zu Gott; am 2. Adventstage drängen sich 456 Gäste zum Tisch des Herrn. Andere fielen in Verzweiflung, z. B. Hans Stern, der Bäcker beim Sieberturm. Der wurde so hart von den Soldaten gepreßt, daß ihn der Wahnsinn befiel, in welchem er sein Weib und seine zwei Kinder erstach und sich vom Boden herabstürzte.

Endlich am 13. Januar zogen die Kaiserlichen ab. Acht Geschütze, 16 Zentner Kugeln, 54 Tonnen Pulver, 31 Puffer, 100 Musketen, 220 Zielrohre, 140 Pistolen, 50 Hellebarden, 53 Reiterharnische, Trommeln, Pauken u. s. w. führen sie mit; nachdem das schwerere Geschütz und 750 Musketen schon vorher weggeführt, anderes vernagelt worden war. Die Stadt mußte den Kevers ausstellen, kaiserlich sein und bleiben zu wollen. Zwei Rats Herrn, darunter Rusch, wurden als Geiseln mitgenommen, aber in Dinkelsbühl wieder freigelassen.

Mitte Januar kehrte allmählich Ordnung in der schwergeprüften Stadt ein. Es wird wieder Vesper gehalten und die Nachtstunden ausgerufen; die Mehllwage wird wieder geöffnet und eine große Häuserreinigung vom Rat befohlen. Die Schulen beginnen, wenn auch die Reihen der Lehrer und Schüler gelichtet sind. Fleisch-, Brot-, Krämerläden öffnen sich und es wird Markt gehalten. Desgleichen fängt man wieder an, die Toten auf dem Friedhof zu begraben. Denn während der bisherigen Not hatte man die Gestorbenen in der Johannis- und Franziskanerkirche, auf dem St. Jakobs- und Judentirchhof, im Franziskanerhof, im Spitalgarten und auf dem Mühlacker begraben, ja etliche hatten ihre Toten sogar in den Gärten hinter den Häusern verscharrt.

Mit der Bürgerschaft stand die Stadt vor dem Ruin. Mehr als 12 Tonnen Goldes hatte sie der Krieg bisher gekostet. Einst hatte sie Kaisern geborgt, nun konnte sie ihre Bediensteten nicht mehr bezahlen. Was sie mit aller Kraft zu vermeiden gestrebt hatte, war eingetreten. Sie war „zu einem ermatteten, kraftlosen und unnützen membrum im heiligen römischen Reich gemacht worden.“

Wir wollen über der Schilderung dieses Elends aber nicht vergessen, was für große und heldenhafte Männer damals unsere Stadt ihr eigen nannte, Männer, die ihr Leben

nicht achteten und alles ihrem Glauben, ihrer Vaterstadt und ihrer Freiheit zu opfern bereit waren. Zu ihnen gehörte der schon erwähnte Bürgermeister Bezold, sowie die meisten seiner Ratsgesellen, ferner Offiziere, wie etwa der Niederbayer Perkhöfer. Derselbe stand hier in schwedischen Diensten und fiel während der Belagerung. Sein Grabmal in der Franziskanerkirche trägt jenen schönen Spruch aus der Offenbarung Johannis Kap. 12, 11: Sie haben ihn überwunden durch das Blut des Lammes und durch das Wort ihres Zeugnisses und haben ihr Leben nicht geliebet bis an den Tod. Dann folgt der Vers:

Als Schweden von Papst's Tyranei,  
Das deutsche Land wollt' machen frei  
Und ich mit Freuden half dazu,  
Fordert mich Gott eilend zur Ruh.  
Da der Vigisten gesamte Macht  
Vor hiesige Stadt ward gebracht,  
Eine Kugel mein Haupt tödlich verlegt,  
Mein Seel in ewig Freud ward gesetzt.

Sagt dieser Stein nicht allen modernen Geschichtsentstellungen zum Troß klar und deutlich, warum man damals so heiß und heftig stritt und litt?



## 28. Tief gedemüthigt.

1632 und 33. Kaiserliche Truppen treiben sich sengend und mordend in der Landwehr umher. Wir besitzen eine Liste der Schandtaten, die sie hier vollbrachten. Darnach requirierten sie Nahrungsmittel nicht nur zur Genüge, sondern im Ueberfluß, begehrten kostbare Speisen, Kalbfleisch, Hühner und Hasen; was sie nicht verzehrten, wurde von ihnen weggeworfen oder verunreinigt. Die Möbel zerhieben sie, die Betten trennten sie auf und schütteten die Federn ins Wasser; die Brunnen wurden verunreinigt, Mühlen und Backöfen verdorben. Den pflügenden Bauern nahmen sie die Ochsen, den Weibern die Kinder weg, daß sie dieselben wieder auslösen mußten. Die Frucht schnitten sie unzeitig ab. Die Leute wurden von den Soldaten geschlagen, gestoßen, gestochen, geschossen, geprügelt, gerattelt, gefoltert, aufgezogen, aufgeknüpft, gemartert, so grausam, als es nur erdenklich ist. Man hat den Aermsten Daumenschrauben angelegt, sie gestriegelt, ihnen Schießpulver in die Ohren geschüttelt und es angezündet; einem Kind spalteten sie das Köpfflein und einem Bauernburschen sengten sie mit brennendem Stroh den Rücken, andern gaben sie den Schwedentrunk u. s. w., von den unerzählbaren Greueln ganz zu geschweigen.

Auch Schweden lagerten häufig hier. Der Schwedenkönig Gustav Adolf selbst und seine Gemahlin Maria Eleonora weilten in Rothenburg am 19. September; am 17. Oktober 1632 kam er wieder hieher, um von da nach Sachsen zu ziehen. Viele Gefechte zwischen Kaiserlichen und Schweden hatten in der Landwehr stattgefunden. Oft lag der ganze verfügbare Raum in der Stadt voll Verwundeter. Das Spital, der gülbene Stern (Hopf), das Armenhaus, das Frauenhaus, auch die Bürgerhäuser waren belegt. Die Ratsherrn

bemühten sich redlich, Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber auch in ihre Reihen hatten die unruhigen Zeiten *Zwiespalt* hineingetragen. Zwei Senatoren, Völker und Mezler, standen an der Spitze einer schwedenfeindlichen Partei, vermochten aber nicht durchzudringen. Rothenburg, sattfam gequält von den Kaiserlichen, suchte schließlich wiederum schwedische Hilfe „zur Erhaltung der Religion und der durch die Vorfahren so teuer erworbenen Libertät.“ Noch einmal taten die Kaiserlichen an Rothenburg sich gütlich und erpreßten sich 29 000 Maß Wein, dann erschien der schwedische Major Adam Pollius, besetzt Rothenburg und bewehrt es aufs neue.

Am 10. August 1634 kommen die Kaiserlichen vor die Stadt, geführt von dem bayerischen General Johann von Werth, und fordern die Stadt zur Uebergabe auf. Der Parlamentär wird mit verbundenen Augen durch die Stadt in den Greifen geführt, wo Pollius wohnte. Dieser bewirkt ihn stattdich und schickt ihn dann mit abschlägiger Antwort zurück. Johann von Werth berannte darauf die Stadt, aber die schwedische Besatzung wies ihn zurück. Daraufhin zog er das Taubertal hinab, bemächtigte sich Creglingens und fing den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg. Bei diesem Streifzug fiel den Kaiserlichen auch der Altbürgermeister Johann Bezold und der Ratsherr Johann Mezler, die von Bad Schwalbach kamen, in die Hände. Beide wurden ermordet; ihre Leichname führte man nach Rothenburg und bestattete sie „solenniter, aber mittheiden- und erbärmlich“ in der Franziskanerkirche.

Vierzehn Tage folgen, in denen die Landwehr alle bisherigen Greuel noch einmal durchkosten muß. Dann rückt das Kriegsvolk ab; bei Nördlingen findet am 26.—27. August jene Schlacht statt, welche den Schweden eine so bedeutende Niederlage brachte. Mit ihnen hat auch Rothenburg verspielt. Der kaiserliche Feldherr Gallas sendet einen Parlamentär, die Stadt solle sich in Folge des Sieges von Nördlingen ergeben, widrigenfalls mit ihr übel verfahren würde. Der schwedische Kommandant will sich erst Ordre von Würzburg holen und hält den Gesandten hin; es erscheint ein zweiter und bald darauf die ganze kaiserliche Armee, 10 000 Mann unter *Octavio Piccolomini*. Es war Freitag 5. Oktober; in Rothenburg hatte man sich zur üblichen Predigt in der Kirche versammelt, als die Schreckenskunde kam. Schon

hatte der Feind vor dem Galgen- und Rädertor, desgleichen auf der Engelsburg seine Stücke aufgeschlänzt und beschloß die Stadt; etliche Häuser wurden beschädigt, und mehrere Menschen tödtlich verletzt. Auch ein Eckturm an der alten Burg und die Mauer des Frauenklosters litt Schaden. Doch war dies zunächst nichts anderes als eine nachdrückliche Drohung. Den Feinden mochte wohl die Verteidigung von anno 1631 noch im Gedächtnis haften; so sandten sie denn einen dritten Trompeter und ließen der Stadt einen Afford anbieten: Der Besatzung werde freier Abzug bewilligt; die Stadt aber müsse depreciieren und sich in Kaiserlichen Schutz begeben; in Bezug auf Religionsfachen solle es beim Passauer Vertrag bleiben; die Gefangenen seien gegenseitig auszutauschen.

Drei Stunden Bedenkzeit waren gewährt; inzwischen schickten sich die Kaiserlichen zum Sturm an zwischen Klingentor und der alten Burg, wo die Bresche war, während vom Gottesacker aus das Bombardement heftig weiter geführt wurde. Wer kann es der Stadt verdenken, daß sie sich ergab? Piccolomini ritt ein, brandschatzte sie um 20 000 Taler und blieb mit seinem Stab bis Ende des Jahres hier liegen, indes die Schweden abzogen. Nun ward Rothenburg die tiefste Demütigung zu teil, die es je erlebt hatte.

Ein kaiserlicher Oberkommissär, Namens von Wolfstein, ein zum Katholizismus übergetretener Protestant, berief am 25. November den innern und äußern Rat, die Geistlichkeit und die ganze Bürgerschaft in den Rathausaal „wegen Sachen, die sie vernehmen würden“. Dort verlas er zuerst eine Proklamation, daß der Kaiser an seine Stelle den König Ferdinand von Ungarn substituieren. Dann mußte die ganze Gemeinde *knieend Abbitte leisten*, gestehen, daß sie aus dem Wege der Pflicht, des Gehorsams, der Treue und Untertänigkeit gewichen sei, und untertänigst gehorsamst flehentlich bitten, daß ihr aus sonderbarer königlicher Gnade und Mitleid verziehen werde; desgleichen mußte sie versprechen, alle vorbegangenen Mißhandlungen inskünftig mit aller schuldigsten Steuer zu ersetzen und keine Bündnisse mit Feinden mehr einzugehen. Der Rathsherr Georg Christoph Walther mußte die Abbitte verlesen, dann wurde sie gesiegelt und ein Bezold, Rusch, Winterbach, Staudt, Hoffmann, Walther u. s. w. setzten ihre Namen darunter; das war ein bitterer Kelch.

Der von Wolfstein verlas nun den kaiserlichen Pardon,

versprach, daß der Stadt ihre Religionsübung verbleiben solle, nahm dem Rat einen Treuschwur ab und gab dann der Geistlichkeit noch eine besondere Verwarnung: Sie sollten sich des Schändens und Schmähens auf der Kanzel enthalten, den Kaiser Kaiser und den Papst Papst sein lassen und das schändliche Lied: „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort“ einstellen.

Dem kaiserlichen Feldzeugmeister mußten noch besonders 6000 Taler sogen. Glockengelder zum Guß von Geschützen ausgehändigt werden. Am 16. und 18. Dezember fand dann in der Johannis- und Franziskanerkirche wieder katholischer Gottesdienst statt. So hielt man Wort gegenüber einer schwer heimgesuchten armen Bürgerschaft. 751 Personen waren im Jahre 1634 an der Pest gestorben. „Ist genug zu einem so geringen Städtlein.“

Sollen wir noch weiter erzählen, wie man den ausgezogenen Leuten „Fress- und Preßreiter“ in die Häuser legte, wie man friedliche Bürger erschoss und Galgenvögel herumlaufen ließ, wie die Rothenburger beim Kaiser einen Fußfall taten und — schöne Worte bekamen, wie die Einquartierten hausten und Rebhühner, Krammetzvögel und Konfekt begehrten, wie die Phantasie der Gequälten sich erhitzte, daß man feurige Drachen, blutige Sonnen, Feuerkugeln u. s. w. am Himmelsgewölbe zu sehen glaubte, wie die helle Verzweiflung der Leute in eine den Augenblick nützende zügellose Genußsucht umschlug, die dachte: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot? Es ist nicht nötig.

Zehn Jahre ging es in der geschilderten Weise weiter. Am 7. Juli 1645 kamen der französische General Turenne und andere Heerführer mit der französischen, weimarischen und hessischen Armee vor die Stadt, beschossen sie und richteten großen Schaden an. Die Stadt vereinbarte sich mit ihnen, daß 80 Mann das Galgentor besetzen sollten. Die Armee lagerte sich in Gebfattel, Siechhaus und in den Mühlen; als sie am 20. Juli aufbrach, war keine einzige Garbe mehr vom Feld zu holen, einige Bauernhöfe waren abgebrannt. In Rothenburg lagen 500 kranke Soldaten; 300 davon starben und sind auf dem Mühlacker verscharrt.

Endlich war der Friede zu Osnabrück und Münster geschlossen worden. Noch zwei Jahre dauerte es, bis Stadt und Landwehr von allen Soldaten befreit war. Am 11. August, dem 9. Sonntag nach Trinitatis, im Jahre 1650 feierte

man das Frieden-, Freuden- und Dankfest, nachdem Samstags vorher ein Bußtag gehalten worden war. Vormittags war Gottesdienst für Rat, Kanzlei und Bürgerschaft, gehalten von dem Superintendenten Georg Zierlein; nachmittags für die Jugend, die sich in Prozession von der Franziskanerkirche in die Pfarrkirche begab; ihnen predigte der Vesperprediger Michael Kenger. Eine schöne Vokal- und Instrumentalmusik mit Heerpauken und Trompeten verschönte den Gottesdienst; auch auf dem Rathaus- und Kirchturm wird musiziert; am Montag darauf wird mit dem groben Geschütz auf den Bastionen und mit den Doppelhacken auf den Türmen mehrmals Salve geschossen. Die Bürger aber hatten auf der alten Burg ein Schießen und „war jedermann erlaubt, sich fröhlich und lustig zu erzeigen.“

So konnte unsere Stadt nach unsäglichem Leiden wieder aufatmen und mit ihr ganz Deutschland, aus dessen innerstem Empfinden heraus Paul Gerhardt damals sang:

Gottlob! Nun ist erschollen  
Das edle Fried- und Freudenwort,  
Daß nunmehr ruhen sollen  
Die Spieß und Schwert und ihr Mord.  
Wohlauf und nimm nun wieder  
Dein Saitenspiel hervor,  
O Deutschland und sing Lieder  
In hohem, vollem Chor!  
Erhebe Dein Gemüte  
Und danke Gott und sprich:  
Herr, Deine Gnad und Güte  
Bleibt dennoch ewiglich.



## 29. Nach dem großen Kriege.

Obgleich durch die langen Kriegsläufe Rothenburg wirtschaftlich und moralisch fast ganz zu grunde gerichtet war, so machten doch die herrschenden Geschlechter von der Mitte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts fortgesetzte Anstrengungen, einem noch weiteren Zerfall des Gemeinwesens zu steuern, die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen und die Stadt wieder zu heben. Eine große Reihe von Polizeiordnungen regeln nicht nur das soziale Leben, sondern gehen darauf aus, Religiosität und Sittlichkeit zu fördern, den übermäßigen Luxus, die Hochzeitsgelage u. s. w. einzuschränken und feste Formen für den Bestand des bürgerlichen Lebens zu schaffen. Die Ratsherren gingen in der Verwaltung der Stadt mit dem besten Beispiel voran und bewiesen viel Eifer, Uneigennützigkeit, Sparsamkeit und andere Bürgertugenden. Aber ihr Streben hatte keinen merklichen Erfolg. Alle Autoritäten waren durch den Krieg gelockert worden. Zucht und Sitte, deren Verletzungen man sonst so streng geahndet hatte, wurden immer häufiger übertreten und man sah sich gezwungen, von Jahr zu Jahr mildere Strafen zu verhängen. Dabei konnte sich die kleine Stadt nur mit Mühe gegen die Schikanen und Rechtsverletzungen wahren, welche sie von größeren Herrschaften, besonders von den benachbarten Markgrafen von Ansbach zu erleiden hatte. Die Truppenstellungen für die Reichskriege hörten auch nicht auf und große Durchzüge verschlangen immer wieder die angeammelten Staatsgelder. Die Einwohnerschaft wurde allmählig mißtrauisch gegen den Rat, der sie schützen sollte und doch nicht zu schützen wußte und es trat zwischen beiden eine Entfremdung ein, welche hier wie dort den Gemeinfinn erstickte. So kam es, daß nach dem

letzten Unglück, welches Rothenburg im 17. Jahrhundert traf, nach dem Franzoseneinfall von 1688, die Republik Rothenburg unaufhaltfam dem Zerfall entgegen eilte.

Bereits ein Jahr nach Beendigung des Krieges erhob sich eine Anzahl Bürger, voran die von der Galgenwache, und beschwerte sich, daß die Rechnungsämter in den Händen von lauter Bluts- und Anverwandten seien und daß bei Verteilung der Kriegslasten ungleich verfahren werde. Sie forderten Einsichtnahme in die Jahresrechnungen und die Zuziehung einer Deputation der Bürgerschaft zur Finanzverwaltung der Stadt. Es kam darüber zu einem Prozeß, der bis ans Reichsgericht ging. Inzwischen war ein Hauptführer der Bewegung, der Kürschner Jakob Arnold vom Glasergäßlein (Feuerkessel), gestorben und ein anderer, der Wagner Wirth von der Galgengasse, aus Furcht vor Bestrafung wegen Hexerei heimlich aus der Stadt entwichen. Die Folge des Streites war, daß von 1653 an Protokolle über die Ratsitzungen verfaßt wurden.

1664 bat Kaiser Leopold den Rat, ihm gegen die Türken zu helfen. Auch das erschöpfte Rothenburg mußte 140 Mann zu Fuß und 20 Kürassiere stellen, welche den glänzenden Sieg bei St. Gotthardt an der Raab mit ersochten. Daneben mußte noch Kriegsteuer bezahlt werden. 1672 mußten neue Truppen aufgebracht werden. Vom 22. Januar bis 24. Mai 1675 war das Derfflinger'sche Regiment in Stadt und Landwehr einquartiert, kostete 30 000 Gulden. Im Herbst 1675 zog die ganze kaiserliche Armee durch die Landwehr und blieb teilweise bis zu sechs Monaten in derselben liegen. 1681 hatte Rothenburg 50 Kürassiere, 41 Dragoner, eine Kompagnie Infanterie und 44 Mann zur Stabskompagnie zu stellen; diese Abtheilung focht bei Mohacz und Stuhlweißenburg gegen die Türken und brachte aus dem Kriege merkwürdige Trophäen heim.

Mitten unter diesen Heimsuchungen tauchen immer wieder Schauspieler-Gesellschaften hier auf, welche auf dem Marktplatz oder im Rathaus ihre Vorstellungen geben. Die bekannteste derselben war die Spencer'sche. Bald bringen sie „wahrhaftige und ehrbare Geschichten, Komödien mit herrlichen, zur Tugend und guten Sitten beweglichen Moralien“, bald „Hanswurstkömödien und Balletten mit Bickelhärings und Lustigkeiten im Nachspiel“ zur Auf-  
führung.



Dr. Johann Ludwig Hartmann.

1688 waren die Franzosen wieder in Deutschland eingefallen, die Pfalz und die Gegend am Rhein und Neckar versengend und verbrennend. Bereits waren sie bis Heilbronn vorgezogen. Der französische Intendant Goubilliere sandte von Worms aus ein Schreiben nach Rothenburg, worin er verlangte, die Stadt solle einen Bevollmächtigten behufs Kontributions-Verhandlungen zu ihm entsenden. Den Rothenburgern sank der Mut nicht sogleich, sie ließen das Schreiben unbeantwortet, rüsteten sich zur Abwehr, bewaffneten die Bauern, und trafen Fürsorge, daß ein Kürassier-Regiment des fränkischen Kreises in der Umgebung der Stadt aufgestellt werde. Als nun General Feuquiere mit 1500 Franzosen bei Wettringen aufmarschierte und seine Forderungen stellte, lehnte man die Verhandlungen im Vertrauen auf die Kreistruppen ab. Aber man hatte sich verrechnet. Die Kreismiliz blieb in sicherer Entfernung und wagte keinen Kampf. Der Nordbrenner legte 18 Ortschaften und 517 Gebäude in Asche und richtete einen Schaden von 150 000 Gulden an. Wer weiß, wie es der Stadt selbst ergangen wäre, wenn nicht im letzten Augenblick die kursächsischen Truppen zum Entsatz anmarschiert wären. Die abgebrannten Ortschaften waren: Gailnau, Wettringen, Inzingen, Lohr, Siechhaus, Schweinsdorf, Neusiß, Gumpelshofen, Adelshofen, Elbingshofen, Hartershofen, Habelsee, Endsee, Steinach, Oberscheffebach, Gattenhofen, Reichelshofen, Steinsfeld. Durch eine in Deutschland erhobene Kollekte wurden die armen Landleute für ihre Verluste etwas entschädigt.

An der Spitze des Kirchenwesens stand damals der Superintendent Dr. Johann Ludwig Hartmann, ein Mann von glänzenden Gaben, großer Gelehrsamkeit und tiefem sittlichen Ernste. Er hatte in Tübingen, Straßburg und Wittenberg studiert und die Magisterwürde erworben. 1660 wurde er im Alter von 20 Jahren Pfarrer in Spielbach, zwei Jahre später Rektor des Gymnasiums dahier und weitere vier Jahre darnach Superintendent. Bei allem Festhalten am lutherischen Bekenntnis war er doch vom Pietismus nicht unberührt geblieben, und stand selbst mit Spener in Verkehr. In den Formen seiner Zeit sich bewegend suchte er unausgesetzt warmes religiöses Leben zu erwecken. Kein Gebiet der Theologie und Philosophie war ihm fremd. Lateinisch, deutsch und griechisch handhabte er mit gleicher Gewandtheit. Seine Predigten sind heute noch trotz aller Lang-

atmigkeiſt feſſelnd. Fürs Volk ſchrieb er ſeinen: Mamode=Teuſel, Sauſteuſel, Fluchteuſel u. ſ. w., ſeinen: Tugendſpiegel und Laſterriegel, die große Weltmaſkerade, ſieben Predigten über den Text: Alles iſt eitel, eine Herzpoſtulle, ein Kommunionbüchlein. In dieſen Büchern führt er oft eine Sprache, welche in ihrer Derbheit und komiſchen Wirkung an Abraham von St. Klara erinnert. Speziell auf Rothenburg bezieht ſich ſein: Evangeliſches Lätare, in dem er eine Reformationsgeſchichte Frankens gibt, und ſeine: Denk- und Danſäule, eine Orgelpredigt, gehalten bei der Einweihung der neuen Orgel in der Jakobskirche 1673.

Auch der Schule wandte er ſein Augenmerk zu, er fügte zu den von Rektor Libau gegründeten ſechs Klaffen eine ſiebente, verbesserte die Unterrichtsmethode und bildete ſelbſt Redner in der griechiſchen Sprache aus. Neben dem Rektor und Konrektor hatte damals das Gymnaſium noch vier Präzeptoren, welche wiederum Adjunkten neben ſich hatten. Auch Schulkomödien kamen wiederholt zur Ausführung.

Außer Hartmann machten ſich um den Staat zu jener Zeit noch beſonders verdient: Georg Ruſch, Nicolaus Göttlingk, ein Magdeburger, der nach der Zerſtörung der Heimatsſtadt hierher zog und eine ausführliche Chronik Rothenburgs ſchrieb, Johann Georg Stürzel, Johann Georg und Balthaſar Staudt, Johann Georg Walther u. a.

Aus den Polizeiordnungen (z. B. Mehl-, Frohnwags-, Holz-, Förſter-, Wald-, Wildbanns-, Waidwerks-, Markſteiniſetzer-, Stadtbauern-, Werkleut- u. Zimmermanns-, Zehnt-, Kirchen-, Ehe-, Gerichts-, Apotheker-, Feuer-, Handwerker-, Zoll-Ordnungen) heben wir nur einiges heraus.

Die Polizeiordnung von 1654 theilt die Einwohnerſchaft in drei Stufen oder Grade. Zum erſten Grade gehören alle inneren Ratsperſonen, Doktores, Pfarrer in der Stadt und erbaren Geſchlechter, deren Eltern bei hieſigem Stadtreſiment herkommen ſind oder ſich meritirt und hohe Offizien bedient haben. Zum zweiten Grad gehören die äußeren Aemter, die Diakone in der Stadt, die äußeren Rats- und Kanzleiverwandten, die Beamten des Kloſters und Hoſpitals, alle Pfarrer auf dem Land, der lateiniſche Schuldiener und wer den Studiis und der Schreiberei ferner zugetan iſt. In den dritten Grad gehören alle Gewerbs- und Handelsleute, Handwerker und Ratsbediente. Für jeden Grad werden dann in

Bezug auf Kirchenbesuch, Kleidung, Familienfeste u. s. w. besondere Vorschriften erlassen.

Die Sicherheit auf der Straße war damals nicht besonders groß. Viel rohes Gefindel trieb sich nächtlicherweile in der Stadt herum, prügelte die Passanten, warf sie zu Boden, und ließ sonst seinen Mutwillen an ihnen aus.

Auch die Bauernknechte verübten bei ihren Tänzen allerlei Unfug, schossen, begannen Händel und die Alten hatten daran noch ihr Gefallen.

In den höheren Ständen trieb man es nicht viel besser. Insonderheit war das Trinken bei den Männern und die Eitelkeit bei den Frauen zum Laster geworden. Letztere gingen mit entlöthtem Halse und großen Schleppen einher und „richteten ihre Gedanken nur darauf, wie der sündige Madensack genugsam möge verzieret werden“. Die jungen Bürschlein aber trugen sich flott nach Reiterart und führten einen Degen an der Seite.

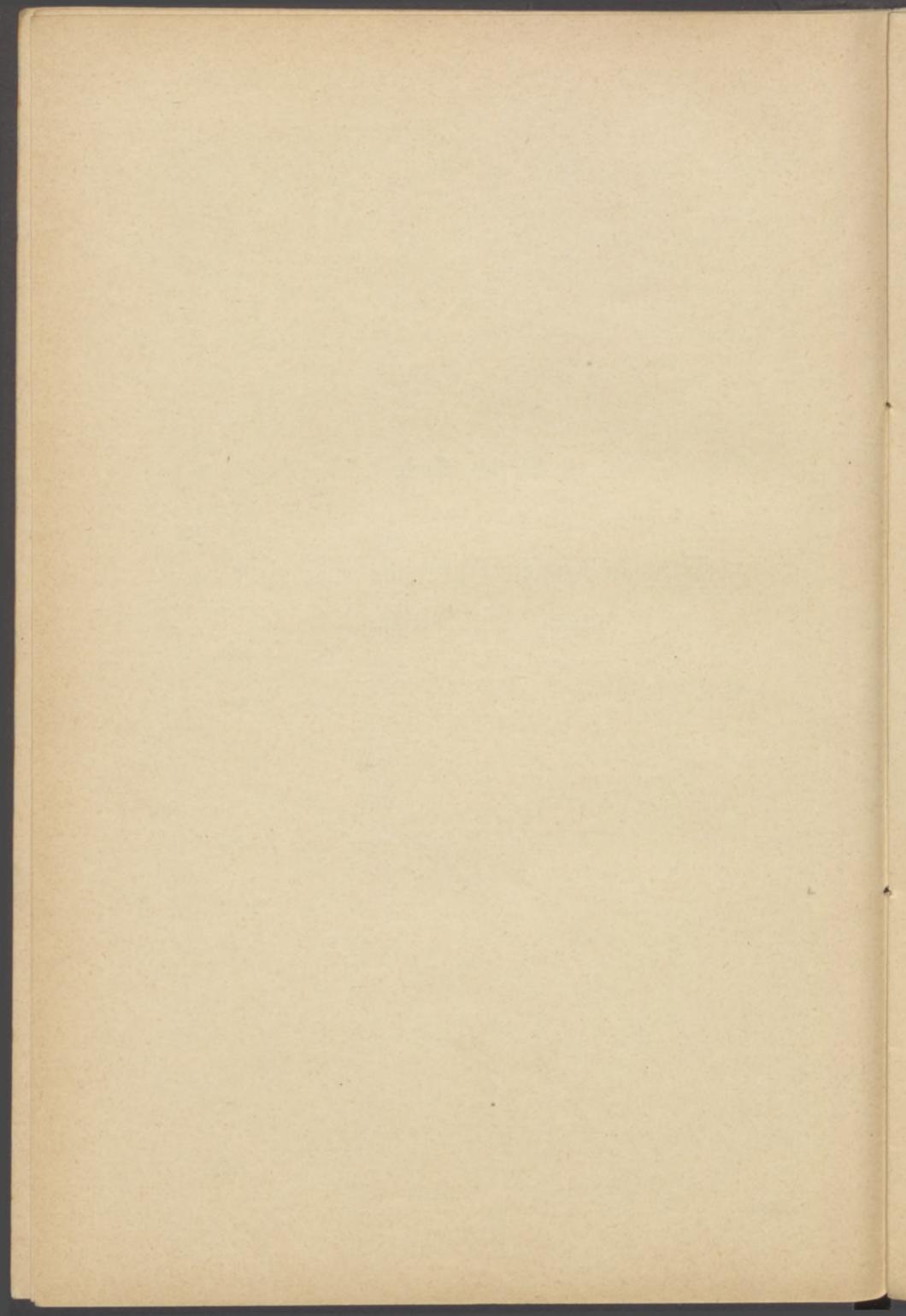
Auch die Reinlichkeit der Stadt ließ zu wünschen übrig. An den Eckhäusern waren eiserne Pechpfannen angebracht, in welche bei Bedarf brennende Pechkränze zur Beleuchtung der Straßen gelegt wurden. Bei starkem Winde sollten helle Laternen an die eisernen Stangen gehängt werden, auch waren die Bürger gehalten, Laternen mit brennendem Licht vor ihre Haustüre zu setzen.



Vierles Buch.

Der Reichsstadt Untergang und einer  
neuen Zeit Anfang.

---





### 30. Verfall und Ende der Reichsstadt.

**R**othenburg war noch immer die alte Reichsstadt und seine Verfassung, wie seine Stellung im deutschen Reiche noch dieselbe wie vor Jahrhunderten, und doch war alles anders geworden. Macht und Ansehen war dahin, der Sinn fürs Gemeinwohl erstorben; kein Kampf um den Bestand der Republik übte mehr die heranwachsende Jugend, kein Mut befeelte mehr die Bürger. Kleinliche Gesinnung, kurzsichtiger Neid, eine trostlose Mittelmäßigkeit machten sich auf allen Gebieten des städtischen Lebens bemerkbar. Die Ratsherren hatten die Gefolgschaft der Menge verloren, weil sie sich selbst nicht mehr über die Menge erhoben. Nur ihr Stolz schoß immer üppiger ins Kraut und eine Eitelkeit machte sich breit, die sich nicht genug tun konnte an gegenseitiger Selbstberäucherung. Hunderte von Gedichten, Bildern, Familiengeschichten u. s. w. sind Zeugen davon. Ueber den Niedergang des Gemeinwesens täuschte man sich durch allerlei amtliche und nichtamtliche Verhimmelungen desselben hinweg.

Rothenburg war eigentlich immer ein aristokratisch regierter Staat gewesen. Seit den Tagen der Werniger, Zuckmantel, Erzfeld u. s. w. waren stets nur etliche Familien ratsfähig gewesen, auch die demokratische Bewegung des 15. Jahrhunderts hatte daran nichts geändert. Aber trotzdem drangen immer neue Elemente in das Patriziat ein. Bald waren es ehrbare Familien aus andern Städten, die sich hier niederließen, weil sie in Kriegszeiten ihre Heimat verloren hatten; bald gelangten gelehrte und gebildete Männer dank ihrer Kenntnisse zu hohen Aemtern und traten in den Rat ein, bald heirateten Herrn aus den Nachbarstädten, wie Hall, Nürnberg u. s. w. in eine hiesige Familie ein.

Diese Auffrischung des Patriziats hörte aber im 18. Jahrhundert vollständig auf. Eine bestimmte Anzahl von Familien besetzte nun ausschließlich den inneren Rat und wachte eiferfüchtig darüber, daß ihr die Regierungsgewalt ungeschmälert verblieb. Niemand aus der Bürgerschaft konnte gegen sie aufkommen. Sie allein übten die Gerichtsbarkeit aus. Der äußere Rat war zum größten Teil mit jüngeren Gliedern derselben Geschlechter besetzt, deren höchstes Streben es war, in den inneren Rat einzutreten.

An der Spitze des sechzehngliederigen inneren Rates stand das Bürgermeisterkollegium. Es bestand aus dem regierenden Bürgermeister, dem Altbürgermeister, dem Obersteuerer, dem Reichsrichter, dem Baumeister. Diese fünf vereinbarten sich über alle Vorlagen und beherrschten die ganze Abstimmung. Die 11 anderen Mitglieder bildeten die sogenannte „lange Bank“. Wollten die Bürgermeister irgend eine Sache verschleppen, so brauchten sie dieselbe nur „auf die lange Bank zu schieben“.

Nicht mehr war das Wohl des Staates das oberste Gesetz. Die Rats Herrn sorgten für sich so gut, sie konnten. Sie beanspruchten Steuerfreiheit für ihren Grundbesitz und Unverletzlichkeit für ihre Person. Durch fortgesetztes Ineinanderheiraten suchten sie die Macht und den Einfluß ihrer Familien zu stärken. Die Folge davon war, daß da und dort in den Ratsgeschlechtern eine körperliche oder geistige Degeneration zu tage trat, welche den geheimen Spott des gemeinen Volkes herausforderte; aber dies hinderte den Familienegoismus der Regierenden nicht, sogar die Ratsstellen mit minderwertigen Persönlichkeiten zu besetzen. War einer ganz unfähig, so konnte er sich im Ratsherrnamt vertreten lassen. Der erstgeborene Sohn hatte die sicherste Karriere, mochte seine Bildung noch so lückenhaft sein. Als irgend ein Assessor des äußeren Rates mit 30 Gulden Gehalt und 10 Gulden Nebenbezügen begann er seine Laufbahn, dann stieg er, je nachdem seine Vordermänner starben, von einem Posten zum andern; mit etwa 50 Jahren hatte er Aussicht, in den inneren Rat zu kommen, mit etwa 70 regierender Bürgermeister zu werden. Bei dieser Laufbahn war er natürlich darauf angewiesen, nach allerlei Nebeneinkünften zu jagen, und so kam damals das allgemeine Bestreben auf, jede Gabe, die man einmal erhalten hatte, jede Maß Erbsen und jedes Paar Leberwürste zu einem pflichtmäßigen Reichthum zu machen.

Wie an den Untertanen, so zog man auch an dem Gemeindevermögen. War die Verwaltung desselben bisher eine sparsame gewesen, so begann man jetzt vom gemeinen Gut zu prassen. Alle Erträgnisse aus der Jagd und Fischerei fielen den Rathsherrn und ihren Familien zu. Bei jeder Rechnungsablage und jeder Beförderung wurden Gelage auf allgemeine Kosten veranstaltet, wobei leckere Speisen in großen Mengen nach Hause geschickt wurden. Als Beispiel diene das Menü, welches fünf geistliche und weltliche Herrn bei Gelegenheit einer einfachen Kirchenvisitation in Unteröstheim bewältigten: Suppen mit Henne — Rindsfleisch mit Peterle — eingemachte Cucumern — Carviol mit Lammfleisch — Hecht — gebratene Hühner — Krebs — Spanferkel — Gebadenes — Torten — Salat — angerührten Collophen — Kaffee — Brot — Wein. Hierzu kam noch die Zehrung von 10 Bediensteten, Kutschern, Pflegern u. s. w., sowie die Kosten für die Bierspanner. Die ganze Rechnung durfte das Kirchenvermögen in Niederöstheim bezahlen.

Man machte auch Ausflüge und Reisen auf öffentliche Kosten; wurden die Damen mitgenommen, so nannte man sie „Frauenreisen“.

Für diese Passionen mußte natürlich in erster Linie das Hospital mit seiner großen Oekonomie und seinen reichbesetzten Weinkellern herhalten. Der erste Bürgermeister empfing jährlich vom Hospital 31 fl. 52 kr. Ratskompetenz, 1 fl. 30 kr. bei der Schaffschur, 4 fl. bei der Rechnungsablage, und eine Sendung von Speisen im Wert von 6 fl. nebst Pomeranzen im Wert von 1 fl. 30 kr., bei der Zehentverleihung 3 fl., eine Sendung im Wert von 8 fl., an Pomeranzen 1 fl. 30 kr., am Laurentiustag 1 Kapaunen, 6 fl. beim Fischen, für Biererschätzung 2 fl., 1 Mostfuhr oder 6 fl., Psefersulzen im Wert 1 fl. 30 kr., Schaffkäse im Wert 1 fl. 30 kr., einen halben Eimer Festwein, 2 Säglöcke, 1 Malter Korn, 1,5 Malter Dinkel, 1 Mezen Mehl, 1 Mezen Gerste, 10 Laib mürbes Brot an Pfingsten, desgleichen an Weihnachten, 12 junge Hühner, 1 Gans, 18 Pfund Kalbfleisch, 6 Mezelsuppen, eine zu 10 Pfund Schweinesfleisch u. s. w., 14 Zitronen, 24 große Karpfen, 5 Hechte, 6 Maß Wein bei der Weinsendung, 1 Schaffkäs von 12 Pfund und 4 Malter Käselein, 2 Schweizerkäse von 18 Pfund, 2 Maß Branntwein, 15 Schafe und 12 Lämmer frei in den Schäferereien u. s. w. Aehnliche Lieferungen erhielt der Spitalmeister, der Spitalpfarrer, die

andern Spitalbeamten, die Dienstboten, Kinder und Witwen derselben, die Handwerker, welche für das Spital arbeiteten u. Die Armen und Kranken, für welche das Spital eigentlich gestiftet war, mußten sich mit wenigen geringen Fischen begnügen. Aber auch die andern Stiftungen blieben nicht verschont, und wo man heute ein kärgliches Frühschöpflein macht, gab man damals ein Traktament, sei es vom Kloster, sei es vom Stadtvermögen.

Um das Bild der Korruption zu vervollständigen, müssen wir noch hinzufügen, daß die niederen Gemeindeämter und Dienste, wie der eines Torwarts, eines Försters, von den Ratsheeren verkauft wurden; Landdragoner zu werden, kostete z. B. 70 Gulden. Man kann sich denken, auf welche Weise die Rauffumme wieder hereingebracht wurde.

Die Untertanen befanden sich in vollständiger Abhängigkeit von den herrschenden Familien. Wer sich denselben zu widersetzen wagte, verfiel ihrem allmächtigen Zorn und ging der sicheren Verarmung entgegen. Trotzdem fühlte sich der Bürger von damals in diesen Verhältnissen ganz wohl; beseelte ihn doch die gleiche selbstfüchtige Gesinnung wie seine Herrn. Auch unter den Handwerkern gab es Verbindungen, welche das ganze Erwerbsleben beherrschten. Ein wohl ausgebildetes Zunftwesen war entstanden. Zwar war demselben die Poesie nicht ganz fremd, wie bei den Zechen und Auflagen, bei Gesellenaufnahmen und andern Feierlichkeiten in originellen Sprüchen und Liedern zu tage trat. Doch überwogen bei weitem die Schäden und Entartungen. Nichts neues durfte aufkommen, nichts ausgeübt werden, was den Schwächeren und Ungebildeteren in Nachteil gebracht hätte. Nur derjenige konnte Aufnahme finden, der in eine einheimische Familie einheiratete, und der tat am besten, der sich willenlos dem Herkommen fügte. Die Gewerbepolizei stellte sich in den Dienst des Gewerbeneides und hinderte es, daß neue Werkstätten sich aufstauten. Wollte sich ein Nagelschmied niederlassen, so mußte er erst ein altes Haus mit Feuerrecht um teures Geld kaufen; wollte sich ein Metzger niederlassen, so mußte er erst eine alte Bank erwerben. Unter dem Zwang solcher Zustände geschah es natürlich oft, daß ein frischer Geselle beim Streben nach Selbständigkeit die bejahrtere Meisterswitwe mit in Kauf nahm. Jede gesunde Konkurrenz war ausgeschlossen. Die Kundenfängerei fing an, strebsame junge Leute zwang man

mit dem Polizeifloß, sich in alte überlebte Bräuche zu fügen. Die freie Reichsstadt hatte alle wahre bürgerliche Freiheit verloren und mußte versumpfen, während in den Fürstentümern rings umher, in Schwabach, Fürth und anderen sich blühende Industrien erhoben.

Natürlich konnten die in Rothenburg hervorgebrachten Waren den Vergleich mit fremden nicht mehr aushalten. Bessere Erzeugnisse wurden eingeführt und viele Geschäfte gingen zu grunde, vor allem die einst berühmte Kunst der Färber und Tuchmacher. Der Handwerker sah sich mehr und mehr gezwungen, Landbau zu treiben, auf die Vergebung öffentlicher Arbeiten zu rechnen und sonstwie aus dem gemeinen Säckel etwas herauszuschlagen. Nur die reichen Stiftungen steuerten der völligen Verarmung der Stadt. Die Tagelöhner fanden bei den Patriziern Arbeitsgelegenheit. Die Armeren versorgte die Wohlthätigkeit mit dem Nötigsten. Vom Bürgerstolz und dem Standesbewußtsein der früheren Zeiten war nichts mehr zu bemerken.

Eine Ausnahme davon bildete die Musikerfamilie Zahn. Zwei Menschenalter standen ihre Glieder an der Spitze der Stadtkapelle, komponierten und erwiesen sich gleichbewandert auf Harfe, Viola und Waldhorn. Rücksichtslos gingen sie gegen Konkurrenten und Dilettanten vor, um ihre Alleinherrschaft zu begründen. In der dritten Generation treffen wir drei Brüder, welche alle drei ein bewegtes Leben führten. Der älteste wurde Kammermusiker in Petersburg, der zweite englischer Gesandtschaftssekretär in Kopenhagen, der dritte Kammermusiker in Ungarn. Nach etwa 20jähriger Abwesenheit kehrten sie in die Heimat zurück, erbauten sich im Taubertal ein Schloßlein nach französischem Geschmack, den sog. Zahnenhof, auch Hobachschloßlein genannt, und verbrachten dort als Hagestolze ihren Lebensabend. Der erste, der dem Brüderring entrisen wurde, war der Kammermusiker von Petersburg. Von seinem Leben, Wirken und Streben erzählt das an der Südseite des Dettwanger Kirchleins eingelassene Epitaph wie folgt:

Verlaß die niedre Welt und ihren Sklavischen Lauf  
Schwing dich durch Kunst und Fleiß, Zum Ehrentempel auf.

Ehrendenkmal Weyl: Herrn Georg Philipp Zahns.

Er schwang sich durch Fleiß und Tugend, durch fürstl. und gräf. hohe Häuser immer höher. 1762 ließ Ihm der Russische Kaiser Peter III. verschreiben, vor welchen Er sich mit großen Beyfall hören ließ. Nach 2 tagen bestieg Ca-

tharine II den Russischen Thron, welche Ihm als Cammer Musicus in Dienste nahm. Sein Instrument war die Fagotte, welches unscheinbahre Stück Holz Er wieder die Bestimmung des ersten Erfinders Zu einer noch nicht erhörten Höhe gebracht, und damit empfindsame Herzen zu thränen und Freuden gerührt. Nach 18jährig rühmlicher Bedienung, hatte Er die Gnade, der größten Kaiserin die Hand zu küssen, und Abschied zu nehmen. 1780 kam Er wieder nach seiner Vaterstadt um sein reichlich Erworbenes bey seinen Brüdern in Hohbach in Ruhe zu verzehren, wurde aber 1784 A: 3ten Decbr: bey einem treibjagen im Oberholz durch einen unvorsichtigen Schützen im 61. Jahr seines Alters erschossen.

Sein Vater war Georg Christoph Zahn,  
Stadt Musicus in Rotenburg.

Was hilft dich all dein Ruhm, dein Reichthum, Kunst u. Ehr?  
Durch einen unglücks Schuß, bist du nun nimmermehr.

Fets J. C. Korn.

An den politischen Ereignissen des 18. Jahrhunderts hat Rothenburg wenig Anteil genommen. Es stellte immer wieder seine Truppenzahl zum fränkischen Kreiscontingent und litt wiederholt, besonders im Jahre 1734, unter großen Einquartierungen. Eine selbständige Rolle konnte die Stadt nicht mehr spielen. Anfangs suchte sie sich der Uebergriffe seiner mächtigen Nachbarn, der Markgrafen von Ansbach-Brandenburg, mit diplomatischer List und Klugheit zu erwehren, jedoch ohne etwas auszurichten. Schließlich trat ihre Schwäche erschütternd zu tage.

Der siebenjährige Krieg ging dem Ende entgegen. Oesterreich hatte mit Preußen einen Waffenstillstand geschlossen, während dessen Kleist einen Streifzug nach Franken unternahm, um die Reichsfürsten zum Abfall von Oesterreich zu bringen. Da kam am 23. November 1765 der preussische Leutnant Stürzenbacher mit 35 Husaren an das Galgentor und suchte es einzuhaueu und in Brand zu stecken. In der Stadt herrschte allgemeiner Schrecken. Der versammelte innere und äußere Rat beschloß, sich mit dem Feinde zu vergleichen. Dem Leutnant wurden die Tore geöffnet. Wider die Abmachung ritt er mit seinen Husaren herein, ging auf das Rathhaus und verlangte unter heftigen Drohungen 80 000 Taler Brandschatzung. Man suchte nun in den vornehmsten Häuser und Pflügen Geld zu erhalten, brachte 30 000 Gulden zusammen, davon man ihm einstweilen 20 000

Gulden (nebst einem Präsent von 100 Dukaten für ihn) überschickte. Dieses nannte er eine Bagatelle, tat sehr wild und verlangte die übrige Summe bis Mitternacht.

Nach vielem Handeln schickte man noch 10 000 Gulden (und 100 Dukaten Präsent für ihn), worauf er die 20 000 Thaler als Abschlagszahlung von 80 000 Thalern quittierte.

Des andern Tags früh um sieben Uhr ritten die schwarzen Husaren wieder ab, nahmen jedoch 2 Geiseln in einer sechsspännigen Bauamtskutsche ins Hauptquartier nach Bamberg mit, wo dann General Kleist die Zitternden frei ließ.

Nach solchen Erfahrungen wurde die Nachricht vom Friedensschluß in Hubertsburg natürlich aufs freudigste aufgenommen und durch ein großes Fest gefeiert. Dem Glockengeläute, dem Pauken- und Trompetenschall folgt ein Gottesdienst, diesem ein Traktament im Kloster. So suchte man sich über die ganze Erbärmlichkeit der verfallenden Republik hinweg zu setzen.

1778 begann der bayerische Erbfolgekrieg. Der Rat in Rothenburg kam in neue Angsten und Nöten. Er erließ eine ernstliche Verwarnung, daß in allen Gasthöfen, Bierschenken und anderen öffentlichen Plätzen niemand sich begeben lassen solle, die damaligen deutschen Staats-Angelegenheiten, besonders den ausgebrochenen Krieg und dessen Veranlassung, zum Gegenstand öffentlicher Unterhaltung zu machen, darüber vorwitzige, ohnehin zwecklose Diskurse zu führen, oder gar zu disputieren und unvorsichtige Urtheile zu fällen.“

Die französische Revolution war ausgebrochen und eine neue Epoche der Weltgeschichte hob an. In den Kriegen der Jahre 1792—1801 hatte Rothenburg sein vollgerüttelt Maß an den allgemeinen Lasten zu tragen. Obgleich das reichstädtische Kriegsamt enorme Summen aufzubringen verstand, war schließlich doch eine Staatschuldenlast von 700 000 Gulden vorhanden.

Zweimal noch wachte der Geist der alten Rothenburger Bürgerschaft auf. Zuerst im Jahre 1796, als sich unter dem Einfluß der französischen Revolution 24 Bürger vereinigten, um eine Revision der Verfassung durchzusetzen. Ihr Führer war der talentvolle Advokat Gefner. Das zweitemal, als im Jahre 1800 siebzehn französische Jäger in die Stadt einfielen. Während der Rat noch überlegte, was zu tun sei,

rafften sich die Rothenburger Bauern und Handwerker auf und trieben die Eindringlinge mit Heugabeln und ähnlichen Waffen zu den Thoren hinaus, eine Heldenthat, für welche sie allerdings hernach schwere Entschädigung leisten mußten.

1801 wurde der Friede von Lunéville geschlossen, nach welchem die erblichen Reichsfürsten, welche ihre linksrheinischen Besitzungen opfern mußten, aus dem Schoße des Reiches durch Aufhebung von Reichsstädten und Einziehung von geistlichen Gebieten entschädigt werden sollen. Kaum hatten die beteiligten Fürsten sich über ihre Ansprüche einigermaßen vertragen, so erschien auch schon ein kurbayrisches Jägerbataillon unter Major Vincenti und nahm von Rothenburg namens der bayerischen Regierung Besitz.

Das war das Ende der freien Reichsstadt am 2. September 1802.



### 31. Zwei Jahrzehnte Municipalstadt.

Rothenburg war nun eine kurfürstlich-bayerische Stadt geworden. Die Jäger des Majors Vincenti richteten sich auf längeres Bleiben ein. Den Dienst auf der Hauptwache und unter den Thoren versahen sie gemeinschaftlich mit den Rothensburger Stadtsoldaten; das Zeughaus war wieder einmal — nun zum letztenmale — geleert worden; die Doppelhaken hatte man von den Thürmen herunter genommen und in eine Rüstkammer gebracht; die städtischen Kanonen durften im Klosterhof überwintern. Nachdem nun noch der Minister vorübergehend anwesend war und der schöne steinerne Reichsadler, der seit 120 Jahren von den Bildsäulen der Wahrheit und Gerechtigkeit umgeben die Rathausaltane geschmückt hatte, einem bayerischen Wappen Platz machen mußten, konnte am 1. Dezember 1802 die Zivilbesitznahme vor sich gehen. Feierlicher Gottesdienst. Das Rothensburger Militär leistete seine Huldigung auf dem Marktplatz vor General Fsenburg, der Rat und dessen Bedienstete sowie die Vorsteher der Bürgerschaft und des Gewerbes huldigten ihrerseits im Rathaus vor Minister von Hompesch, nachdem sie ihrer vorigen Pflichten für ledig erklärt worden waren. Unter dem Donner von hundert Kanonenschüssen wurden sodann die bayerischen Wappen an den öffentlichen Gebäuden und Thoren angeschlagen, worauf ein Diner die Spitzen der Behörden im Kloster, ein zweites die *diu minorum gentium* in der Schwane vereinigte.

Nach diesem Tag begann die bayer. Lokalkommission unter Martinengo ihre Tätigkeit. Die Jagdfreiheit war bereits aufgehoben worden; nun wurden die öffentlichen Kasernen auf dem Rathaus, in den Pflügen, im Kloster und Spital vertheilt, die Stadtschlüssel abgefordert. Das Klo-

stergetreide kam zum Verstrich, dazu die spitälischen Chaisen, Wagen, Pferde, Geschirre; desgleichen die 13 Pferde, Wagen und sonstigen Requisiten des städtischen Bauamts; 54 Stück Vieh und sämtliche Fahrnisse der spitälischen Dekonomie gingen denselben Weg; 240 Gewehre wanderten nach Würzburg.

Während die Patrizier dem neuen Herren, von dessen Gnade ihre Zukunft völlig abhängig war, willig sich unterwarfen, seufzte die Bürgerschaft nach Erleichterung ihrer Quartierlasten; aber ihre Vorstellungen fanden zuständigenorts kein Gehör. Erst am 16. März marschirten die Jäger ab und schon im April folgte eine neue schwere Einquartierung von 3000 Mann unter General Breda. So war es nicht gerade leicht, sich an Kurbayern zu gewöhnen. Am allerwenigsten aber konnte sich der Bürgermeister von Gebstättel in die neuen Verhältnisse finden. Der wußte nicht, da sein Dörflein theils Rothenburgisch, theils Romburgisch war, ob er bairisch oder württembergisch sei, schlug sich richtig auf die württembergische Seite und gestattete der dortigen Obrigkeit eine Rekrutierung in Gebstättel. Erst ein mehrwöchentlicher Arrest konnte ihn zur Klarheit über die bestehenden Besitzverhältnisse bringen.

Es war Sommer 1803 geworden. Die Lokalkommission hatte sich in den Besitz der Spitalökonomie gesetzt; die spanischen Schafe, welche Schmidt auf seinen Prospekten der Spitalgasse im Jahre 1763 so gut verewigt hat, waren nach München geliefert, die Grundstücke verpachtet, Wolle, Kühe, 1200 Malter Getreide, einige Hundert Zentner Heu u. a. aus allen möglichen profanen und kirchlichen Stiftungen versteigert worden; allein die Weine von Kloster und Spital hatten 15 000 Gulden ertragen. Die Waffen waren bis auf drei Kanonen fortgeschafft worden.

Dafür war die feierliche Begehung der Geburtstage des Landesherrn und seiner Familienglieder durch Gottesdienst und Ball, das bayerische Stampfpapier und der katholische Gottesdienst hier eingeführt worden.

Das Jahr 1804 brachte neue Güterverkäufe. 15 Stück Vieh kamen nach Schleißheim. Das Zeughaus, das alte Rathhaus (Fleischhaus), die städtische und spitälische Brauerei, Waisenhaus, Wildbad, Schloßlein zu Vorbach, Kloster- und Spitalweinberge, die Weiher, die Gebäude der Landkommisariaten und Amtshäuser mit Grundstücken wurden verkauft.



**Stadtkirchnerwohnung mit Resten der Michaelskapelle.**

Nach Photographie von R. Gerbert, Rothenburg.

Es ertrag dabei z. B.

2050 fl.	das alte Rathhaus,
5025 „	das Stadtbrauhaus,
1725 „	die Spitalbrauerei,
350 „	die Kapellenkirche,
500 „	die Kobelzellerkirche,
900 „	das Zeughaus,
4534 „	25 Morgen Weinberge,
9500 „	der See bei Endsee (27 Tagwerk),
4500 „	der Gärtleinssee (15 Tagwerk) u. s. f.

Dazu kam noch der Geldvorrat der Kassen mit 40 000 Gulden, der erwähnte Erlös aus dem Weinvorrat, dem Wildbad und dem Getreide. Desgleichen wurden Tafelsilber, anderes Silberzeug, Weißzeug, Porzellan, Zinn, Kupfer, Messing, Pokale, Kannen von Kloster, Spital, Kriegsamt und Trinkstube versteigert.

Unter den auf Abbruch verkauften Gebäuden befand sich auch die bereits erwähnte Michaelskapelle.

Am 5. August 1804 war das *Konfistorium* aufgehoben worden; am 23. September fand der letzte Gottesdienst in der Marienkirche statt; im Dezember wurde das Gymnasium neu organisiert und an der schon länger stark eingeschrumpften Anstalt 4 Professoren angestellt; das Alumneum war ebenfalls aufgelöst worden. Schon hatten auch die Aushebungen begonnen; doch verrichtete Rothenburg in diesem Jahr noch einen Akt hoher Gerichtsbarkeit, indem es einen Gattenmörder von Gailnau zum Tode verurteilte und enthauptete.

Bereits das kommende Jahr 1805 brachte das völlige *Ende* der ehemaligen reichsstädtischen Gerichts- und Verwaltungsbehörden. Der innere und äußere Rat, die Rechnungsämter und Landkommissariate wurden aufgelöst, dafür zwei Rentämter, zwei Landgerichte, ein Stadtgericht, ein Polizeidepartement und ein Verwaltungsamt errichtet, welche anfangs den entsprechenden Stellen in Würzburg, von 1806 bezw. 1807 an denen in Ansbach untergeordnet waren. Die entlassenen Rats Herrn und Bedienstete erhielten alle eine ihren Amtseinkünften entsprechende Pension und gaben der allgemeinen Zufriedenheit durch ein großes Abendessen im Hirschen Ausdruck. Dabei ereignete sich ein nettes Stückchen.

Kommissar *Schubert*, Martinengos Nachfolger, mochte bei der Pensionsregulierung auch manches für sich ins Reine gebracht haben; denn er ließ sich zu seiner und des Festes Ver-

herrlichung ein Paar neue seidene Strümpfe aus Würzburg kommen. Mit ihnen angetan, in kurzen, weißen Casimir-beinkleidern, den Degen mit Zubehör an der Seite stieg er bedeutend die Schmiedgasse hinab, als er sich auf einmal in schnellen Lauf setzte; denn es fing an zu tröpfeln. Mit der Keulichkeit der Straßen hat man es aber damals nicht immer so genau genommen und Ach! da saß unser Kommissär plötzlich mit beiden Beinen in einem großen Kothausen fest, den man wohl zusammengekehrt, aber nicht fortgeschafft hatte. Mit Puß und Herrlichkeit war es diesen Abend nun vorbei; aber die Straßenpolizei soll vom nächsten Tage an etwas strenger gehandhabt worden sein. — Es ist das wohl derselbe Kommissär, der anordnete, daß abends um neun Uhr die Polizeistunde mit der Sturmglocke geläutet wurde, sodas sich das Märlein bildete, man könne die Rothensburger nur mit der Sturmglocke aus dem Wirtshaus bringen.

Daß übrigens eine andere Zeit für Rothensburg angebrochen war, sah man nicht nur aus solchen Verordnungen, welche leider gar böse gegen das seitherige Polizeiwesen der Reichsstadt abstachen, sondern auch daraus, daß die große Uhr über der Trinkstube abgeschafft wurde. Sie hatte nur in Nürnberg und Windsheim ihresgleichen gehabt und besaß die Eigentümlichkeit, daß sie die Länge des Tages und der Nacht bezeichnete; ein Schlagwerk war mit ihr nicht verbunden; die Stundenbezeichnung aber geschah so, daß der Turmwächter des Rathhauses mit Hammerschlägen auf der Glocke anzeigte, wieviel Stunden noch bis Nacht oder bis Tag seien, also z. B. drei gen Tag; eins gen Nacht u. s. w. — Ueber ihr befand sich die jetzt noch vorhandene Hauptuhr, welche die Stunden in üblicher Weise anzeigte.

Am 15. Januar 1806 wurde unter großen Festlichkeiten die Proklamation von der Annahme der Königswürde durch den Kurfürsten Max Josef verkündet. Früh Kanonendonner. Ein Herold durchzog mit militärischer Begleitung die Hauptstraßen und verlas die Proklamation. Gottesdienst, Ball, Illumination verherrlichten den Tag. Dann aber fuhren die Stadtkommissare — gewiß nicht im Sinne des edlen und weitsehtigen Königs — fort, als Staatseigentum zu erklären, was nur möglich war, und so wurden am 4. September die Stadtwälle und Zwinger um 5165 Gulden, zehn öffentliche Gebäude um 13 800 Gulden, die ganze Landhege mit Grund und Boden um 14 400 Gulden aufs Meistgebot abgegeben.

Die gleiche Zeit brachte über unsere arme Vaterstadt sehr schwere Kriegslasten. Schon 1805 gingen einmal 500 Zentner Mehl, 12 Pferde, 50 Ochsen, 16 000 Rationen Haber und Heu, 100 000 Pfund Brot, 2000 Portionen Branntwein nach Würzburg; dann kamen Einquartierungen von 3000, 8000 Mann u. s. w. 1806 marschirten viele französische Regimenter durch; eines derselben lag vom 23. Juli bis 24. September hier und Rothenburg mußte mit ihm am 15. August den Geburtstag Napoleons festlich begehen. Am Schluß dieses Jahres zog das württembergische Armeekorps mit 10 000 Mann durch. 1807, 1808 ging es so weiter. Von Oktober 1805 bis Mai 1808 hatte man (mit Reduzierung der Offiziere in Mannschafszahl) 289 803 Mann in Quartier gehabt. Der Wohlstand der Bürgerschaft litt darunter unsagbar.

Der Oktober 1809 brachte die allerhöchste Neuorganisation des Kirchenwesens; es wurden die 2 städtischen Pfarrsprengel und eine Pfarrei Detwang errichtet. St. Leonhard wurde zu heilig Geist geschlagen. Jedem Glied der Gemeinde wurde vollständig freie Beichtvaterwahl unter den Geistlichen der ganzen Stadt zugesichert; das beichtväterliche Verhältnis wurde gänzlich vom Stolgebührenbezug geschieden; der Beichtgrotschen als eine unwürdige Einrichtung abgeschafft. Leider sind diese guten Bestimmungen hernach von einem aus egoistischen Motiven hervorgegangenen „Herkommen“ überwuchert worden.

1810 wurde die Nationalgarde, die spätere Bürgerwehr formiert, auch ein Salzamt errichtet. In diesem Jahr erlitt Rothenburg den Schlag, gegen den alle bisherigen gering waren. Fast die ganze westliche Hälfte seines Gebiets wurde durch den Staatsvertrag von Paris an das Königreich Württemberg abgetreten. Es waren 10 Steuerdistrikte, 50 Ortschaften, 944 Häuser, 5438 Seelen. Die bedeutenderen Orte waren: Kleinansbach, Reubach, Hilkartshausen, Brettheim, Hausen, Buch, Gammesfeld, Leuzendorf, Heiligenbrunn, Wildenthierbach, Spielbach, Heimberg, Oberstetten, Rimbach, Lichtenel, Schmerbach, Reutsachsen, Finsterlohr, Wolfsbuch. Damit war Rothenburg an die Grenze gedrängt und sein Hinterland ihm größtenteils entzogen; schon seit 150 Jahren politisch bedeutungslos, war es nun auch ökonomisch zu grunde gerichtet worden. Jede Aussicht auf Wiedererstarkung schien völlig ausgeschlossen.

Im Jahre 1811 wurden die bayerischen Maße und Gewichte eingeführt, die durchweg die reichsstädtischen um etwas übertrafen.

Drei Jahre blieb Rothenburg von Einquartierungen befreit. Dann gab es neue Unruhen. Napoleon hatte nach seinem Rückzug aus Rußland seine Truppen wiederum gesammelt und rückte gegen die verbündeten Russen, Preußen und Oesterreicher vor. Im Juli 1813 wurde hier ein staatliches Etappen-Fourage-Magazin errichtet. Die bangen Befürchtungen der Einwohnerschaft bewahrheiteten sich nur zu bald. Neue Einquartierungen kamen. Italienischer Train, Infanterie und Husaren machten den Anfang, dann kamen Franzosen und Kroaten, die nach Sachsen zogen, Napoleon zu Hilfe. Am 16.—18. Oktober war die Völkerschlacht bei Leipzig; Bayern trat auf die Seite der Verbündeten. Am 20.—26. Oktober zog ein Teil der österreichisch-bayerischen Armee hier durch. Im Dezember und Januar folgten die Russen, Baskiren und Kosaken mit Wägen nach Hunderten, ebenso wieder im März und Mai; im Juni kamen Tartaren. „Dieser oftmalige Anblick solcher Kriegerhorden vom Dnieper und Don versetzte die historische Phantasie in die Zeiten des Vordringens asiatischer Völker nach Europa in den Tagen der Völkerwanderung.“

1814 wurde das Schulwesen neu geordnet. Das Pfarrhaus von St. Leonhard war zu einem Schulhaus umgebaut worden. 8 Klassen waren mit je einem Lehrer und durchschnittlich 70 Kindern besetzt. Sechs von diesen Klassen waren im Gymnasium, zwei in den beiden Schulhäusern beim Spital untergebracht; außerdem fand Sonntagsschule statt, zu deren Besuch die Jugend bis zum 18. Lebensjahr verpflichtet war.

Neue Not im Jahre 1816. Die Teuerung trat ein. Die Kommune, wie die Stiftungen taten, was in ihren Kräften stand, den Unbemittelten Brod um geringen Preis zu verschaffen. Im Spital wird eine Suppenverteilungs-Anstalt für Arme errichtet. 1817 stieg die Teuerung aufs höchste: 5 Pfund Brod kosteten 1 Gulden 5 Kreuzer; der Scheffel Kern bis zu 75—85 Gulden; das Korn 63, Gerste 55 Gulden; die Meze Erdbirn 2 Gulden 45 kr., 1 Pfund Unschlitt 32 kr., 1 Pfund Lichter 37 kr., 1 Pfund Seife 32 kr.

Der in diesem Jahre neu errichtete Armenpflegschaftsrat hatte gleich eine große Aufgabe zu lösen; denn es stiegen

die Almosenausgaben 1817 von 3000 auf 7000 Gulden, worauf sie 1818 wieder auf 5000 Gulden fielen. Welche Freude, als endlich der erste Wagen der neuen Ernte eingeführt wurde. Schöngeschmückte Kinder, von ihren Lehrern geführt, und zahlreiche Erwachsene holten ihn von der Leonhardshöhe ab und geleiteten ihn mit Lob- und Dankliedern zum Spitaltor herein. Ein Zug, eröffnet von weißgekleideten Erntemädchen, begab sich sodann in die Hauptkirche, welche die hineinströmende Volksmenge kaum zu fassen wußte; dort wurde der Dankgottesdienst gehalten und dabei 121 Gulden für die Armen gesammelt.

Im kommenden Jahre wurde die Verfassung eingeführt. An Stelle des Municipalrates und Polizeikommissariats trat nun der Magistrat und das Kollegium der Gemeindebevollmächtigten. Am 12. November übernahmen diese Behörden unter glänzenden Feierlichkeiten ihr Amt. Kanonendonner, Glockengeläute, Aufmarsch des Bataillons, Festgottesdienst, Diner, Illumination und Ball verherrlichten den Tag, über dessen hohe Kosten die neugeborenen Stadtväter sich lange nicht trösten konnten.

Mit Recht. Denn der wirtschaftliche Niedergang Rothenburgs in diesen Jahren war erschrecklich. Gant über Gant; Verkauf über Verkauf. Ein gut Teil der alten Bevölkerung kam ins Abwesen; viele alte Familien zogen fort. Ganze Wohnungen standen leer; die Häuserpreise sanken auf ein Minimum, dementsprechend auch die Mietzinsse. Die Einwohnerzahl, die sich 1770 noch auf 5800 belief, ging rasch zurück. Schon in den Jahren 1795—1797 hatte der Ueberschuß der Todesfälle über die Geburten durchschnittlich 90 betragen; in den Jahren 1816 bis 1820 betrug er durchschnittlich 40.

Man muß es der Stadt lassen, daß sie trotzdem uner müdlich tätig war, um das Gemeinwohl zu heben und neue Einnahmsquellen zu erschließen. Sie sandte treffliche Männer in den Landtag: Häcker und Walthier, welche das Vertrauen der Bürgerschaft im vollsten Maße besaßen und den Reaktionsgelüsten der Regierung furchtlos entgegen traten. Sie kaufte das Wildbad wieder zurück, faßte die Quelle neu, erbaute das Badehaus, richtete es zweckentsprechend ein und stattete ein Wohn- und Speisezimmer für die Badegäste aus, so daß „bei anerkannten guten Heilquellen, der bequemsten Einrichtung und wohlfeilsten Zehrung dieses Wildbad allen

Badebesuchenden mit Grund empfohlen werden konnte“. Aber die Zahl der Badegäste wurde nie nennenswert groß.

Zum Schluß gedenken wir noch der reichen literarischen Schätze, welche Rothenburg damals besaß. Besonders viele Handschriften, Ersilingsdrucke (Inkunabeln) und seltene Werke besaß die Schulbibliothek, welche bis 1804 in der Michaelskapelle, der sog. Libreren, untergebracht war.

Daneben bestand die wertvolle Ratsbibliothek, hauptsächlich juristisch-historischen Charakters. Sie wurde 1805 mit dem Zimmer, in dem sie sich befand, von den staatlichen Gerichtsbehörden in Besitz genommen, aber 1820 dem Magistrat wieder zurückgegeben. Beinahe die Hälfte der Werke war inzwischen verloren oder verdorben worden. — Auch das Archiv befand sich damals in einer musterhaften Ordnung, die ihm Registrator Erhard gegeben hatte; desgleichen waren die Klosterakten noch im Stadtbesitz. Viel, nur allzu viel von diesen damals vorhandenen Kleinodien sind im Laufe der späteren Jahrzehnte abhanden gekommen.

1822 war in Rothenburg der Wassermangel wieder einmal recht fühlbar. Man fuhr das Wasser vom Neußizer Seelein herein, verkaufte die Butte um 6 Pfennig und ließ die spärlich fließenden Brunnen durch die Nationalgarde betraden.

Noch spärlicher aber als die Brunnen, flossen die der verarmenden Grenzstadt wiederholt zugesicherten allerhöchsten Gnaden. Rothenburg begann wirtschaftlich zu stagnieren.



## 32. Die Reise nach München.

Das Wasserweiblein auf der Säule des Herrmarktbrunnens hatte von all' diesen Veränderungen nichts bemerkt; sein Szepter und seine Krone waren unangetastet geblieben, und es glogte noch gerade so blöde in den grünen Sumpf zu seinen Füßen hinab, wie zu den Zeiten des heil. römischen Reiches deutscher Nation. Umso gründlicher war der Anbruch einer neuen Zeit dem Nachbar des besagten Wasserweibleins zum Bewußtsein gekommen, dem ehemaligen reichsstädtischen „Inventurdeputatus“ David Raab. Derselbe wohnte in dem hohen, von einem Treppengiebel überragten und mit kleinen Steinpyramiden gezierten Patrizierhaus an der Kirchgasse, welches in seinen weiten Räumen vordem die Gesamtfamilie Raab beherbergte, bis die meisten Glieder derselben sich dem bayerischen Staatsdienst zugewandt hatten. Als Sohn angesehener, wenn auch nicht reicher Eltern, war einst David Raab hoffnungsfreudig auf die hohe Schule gegangen, nach kurzem Studium der beiden Rechte in die Heimat zurückgekehrt und als Rathsherr in den äußeren Rat eingetreten. Allmählig war er dann infolge des Todes seiner Vordermänner aufgerückt und hatte es bereits zum Inventurdeputatus, einem mit allerlei kleinen Bezügen verbundenen Notariatspöstchen, gebracht. Wenn es regelmäßig weiter ging, so mußte er bald in den inneren Rat kommen und dann war es wiederum nur eine Frage der Zeit, wann er einer von den 5 regierenden Bürgermeistern werden würde. Da kam das Jahr 1802. Rothenburg wurde bayerisch. Mit der politischen Selbstständigkeit sank eine ganze Reihe früherer reichsstädtischer Aemter ins Grab. Auch unser Inventurdeputatus ward mit einer kärglichen Pension zur Ruhe gesetzt worden.

Das wäre nun nicht so schlimm gewesen, aber der Herr

Inventurdeputatus war verheiratet. Lucie Sabina, geb. von Winterbach, war der Name seiner Frau; auf ihrem Wappenschild floß ein silberner Bach zwischen 2 goldenen Halbmonden dahin, während ein bewehrter Arm mit gezücktem Schwert die Helmszier bildete. Ihre Ahnen saßen schon im 16. Jahrhundert im Rat; das neuerbaute stattliche Haus am Pfäffleinsgäßchen war ihren Eltern zu eigen, die ihr einen reichen Kornzehnt als Heiratsgut hatten zuschreiben lassen. Das war ein Leben, wenn um Martini die Bauern angefahren kamen, den Wagen voll strotzender Getreidesäcke! Ein Malter um den andern wanderte da in den oberen Boden des Raab'schen Hauses, während unten im Tennen die Grundholden am großen ovalen Eichentisch saßen und von Woldemar, dem treuen Faktotum des Hausherrn, bedient, die nach Brauch vorgesezte Mahlzeit verpeiften. Frau Lucie Sabine war sehr stolz auf ihre Güter und um so stolzer, als ihr Mann nur den Zehnten vom Dürrenhof bezog, einem Gütchen, das seinem Namen alle Ehre machte. Es war nur ein kleines Häuflein Getreide, das der Herr Inventurdeputatus im untern Boden aufspeicherte.

Frau Lucie hatte es ihrem Manne nie verzeihen können, daß er in Pension gehen mußte. Ein ungestillter Ehrgeiz brannte in ihrem Busen, und eine unbefriedigte Eitelkeit machte sie immer härter gegen den schuldblosen Gemahl. So hatte sie denn auch die Gütertrennung in ihrer Ehe schon vollständig durchgeführt. Sie verfügte allein über ihren Zehnten und ließ den Mann bei dem seinen fasten. David Raab aber nahm das alles hin und schwieg.

Da war es der Diener Woldemar, der noch ein Gerechtigkeitsgefühl in der Brust trug. Als ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung fühlte er sich berufen, seinem Herrn zum gebührenden Rechte zu verhelfen. Klug war er auch und mit allen Schlichen und Ränken vertraut, die in einer großen Wirtschaft vorkommen. Eines schönen Tages hatte er den oberen Kornboden, auf dem das Getreide der Herrin lag, angebohrt und der goldene Segen rieselte nun langsam, aber stetig herab und vergrößerte das Gut seines Herrn, daß man es von Tag zu Tag wohl bemerken konnte. Der Herr Inventurdeputatus sah's, er ahnte das höhere Walten und schwieg.

Doch mit des Geschickes Mächten, ist kein ew'ger Bund zu flechten. Lucie Sabine, geb. von Winterbach, war bald hinter den Zauber gekommen und dann hatte es eine lange Aus-

einandersehung mit dem Herrn Inventurdeputatus gegeben. Was dabei gesprochen wurde, hat nur das Wasserweiblein gehört, welches durch das Raab'sche Fenster schauen konnte. Sicher ist nur das: der Diener Woldemar wurde gerettet und durfte bleiben. Der Inventurdeputatus aber hatte zur Buße das feierliche Versprechen geben müssen, seine Frau München sehen zu lassen.

München zu sehen, war schon lange das Ziel ihres Strebens. Die Frau Innere Bürgermeister war bereits dort gewesen und der Frau Obersteuererin schilderte ein untertänigster Verehrer in häufigen Briefen alle Sehenswürdigkeiten der Residenz, die er den großen Wagen nannte, der alles verschlang. Ja, wenn die Frau Inventurdeputatus München gesehen hatte, dann war dem Ruhmeskranz des Winterbach'schen Namens unstreitig ein neues Reiz eingefügt.

Und so sollte es geschehen. Der Winter, in dem Woldemar das Attentat auf den Kornboden der Herrin verübt hatte, war vergangen und der Sommer gekommen. Eines Morgens stand die geräumige ehemalige Bauamtskutsche wohlgefettet vor dem Raab'schen Hause. Woldemar hatte die Reisejacke auf dem Bod geborgen und die Haberjacke hinten gut aufgeschnallt. Die Frau Inventur-Deputatus und ihr Mann stiegen ein, ein Peitschenknall und fort gingen über das holperige Pflaster des alten Reichsstädtleins. Zuerst fuhren sie durchs Rothenburger Gebiet, wobei sie bemerkten, daß die Landleute lange nicht mehr so zufrieden aussahen, wie zu reichsstädtischer Zeit. Dann nach Dinkelsbühl und Nördlingen, wo sie die Wahrzeichen der Städte in Augenschein nahmen und ihre Identität feststellten. Weiter nach Donauwörth und Rain, wo sie sich an Tilly und den großen deutschen Krieg erinnerten, sodann nach Nibach und dem Dachauer Moos entgegen.

Es war am dritten Tag abends, das Moos lag schon ein schönes Stück hinter ihnen. Das Wetter war freundlich und die Stimmung der Frau Inventur-Deputatus merklich gehoben. Heute noch durfte sie München sehen! Auch dem Herrn Inventurdeputatus schien sich die frohe Laune seiner Frau mitzuteilen; er wagte es, ein Lied vor sich hinzusummen. Allmählig tauchte am Rande des Horizonts eine Kuppel auf, daneben eine zweite. Frau Lucie sieht sie zuerst; es konnte kein Zweifel sein, es waren die Mariensäulen. Woldemar treibt die Pferde an, und die Türme von unserer

lieben Frau heben sich immer deutlicher heraus, bald umschließt sie ein Kreis von Dächern. Schon wird die ganze Silhouette der Stadt sichtbar. Da kann sich Frau Lucie nicht mehr halten. Sie springt auf. „David,“ ruft sie, „David, ich sehe München!“

Da fuhr der Satanas in den Herrn Inventurdeputatus. Mit verhaltener Bewegung sagt er: „Ja, es ist München!“ Dann erhebt er laut und sicher seine Stimme; der Tag der Rache war gekommen: „Woldemar, umkehren, sofort umkehren, meine Frau hat München gesehen.“

Frau Lucie Sabine sank mit einem Schrei zurück. Woldemar, in richtiger Erfassung der Situation, reißt die Pferde herum und heimwärts gehts nach Rothenburg, auf demselben Weg, auf dem man gekommen war.

Lucie Sabine war eine kluge Frau. Sie ließ sich noch manches Jahr von den ehrbaren Damen Rothenburgs darum beneiden, daß sie München gesehen hatte.

Ist die Geschichte auch wirklich wahr? Woldemar, der sie bestätigen könnte, ist schon lange tot. Aber das Wasserweiblein, das sie auch mit erlebt hat, ist noch da und so oft es von der Reise nach München reden hört, neigt es dreimal sein Szepter.



### 33. Rothenburg ein Landstädtchen.

#### I.

In den Jahren, von denen wir nun zu erzählen haben, lag Rothenburg wirtschaftlich ganz darnieder; der Verkehr stodte, der Wert der Liegenschaften war aufs Außerste gesunken; ein ratsfähiges Geschlecht nach dem andern wanderte aus. Die Einwohnerzahl konnte kaum mehr das fünfte Tausend erreichen. Unter 1242 Familienvorständen waren 1855 über 200 besitzlose Tagelöhner und 174 konstribierte Arme. Nur für den landwirtschaftlichen Verkehr blieb die Stadt ein kleines Emporium. Der Bauer brachte dorthin seine Produkte zum Verkauf. Auf der Schranne wurden größere Geschäfte gemacht. Die Viehmärkte, welche in der einst so stolzen Herrngasse gehalten wurden, waren sehr gut betrieben und der erste Hofmarkt im Jahre 1861 führte nicht weniger als 500 Pferde zusammen. Da bei den meisten Geschäften der Umsatz auf das Land größer war, als der in der Stadt, so geriet die Einwohnerschaft bald in eine gewisse Abhängigkeit von den Bauern. Der „Bettel vom Lande“ wurde eifrigst pouffiert und mit allerlei Mitteln um seine Kundschaft geworben. In der Gewerbetätigkeit dagegen war fast kein Fortschritt zu bemerken; denn wenn auch manche Geschäfte an der Landkundschaft einen starken Rückhalt hatten, so lag doch Rothenburg zu sehr abseits von der Verkehrsstraße, um in gewerblicher Hinsicht ausblühen zu können, und wenn sich auch hin und wieder ein kluger und unternehmender Kopf dahier fand, so standen doch seinem erfolgreichen Vorwärtstreben allzuvieler veralteter Schranken und Hemmnisse entgegen, als daß er sich hätte emporarbeiten können. Eine einzige Firma hatte damals nennenswerten Export, es war die Lebkücherei Sellaer am Milchmarkt;

auch die Bäcker und Müller hatten sich auf der Höhe gehalten und dem alten Spruch:

Zu Rothenburg uff der Tauber,  
Ist das Mühl- und Bäckewerk sauber —

Ehre gemacht.

Rothenburg war ein richtiges Landstädtchen geworden. Da und dort lag der köstliche Dung vor den Häusern und fast jeder Bürger bestellte wenigstens sein Kartoffelfeld selber. So fühlte man sich denn auch mit den Leiden und Freuden des Landwirts enge verknüpft. Vor uns liegen die Aufzeichnungen eines Rothenburger Bürgers, des gewesenen Rosenbäckers Christian Schmidt, in welchen derselbe mit feinem Sinne und in höchst dankenswerter Weise die merkwürdigsten lokalgeschichtlichen Begebenheiten seiner Zeit notiert, um damit sich und seinen Nachkommen eine Familienchronik zu schaffen. Der breite Raum, den darin die Berichte über Wetter, Ernteerträgnis, Getreidepreise, Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte u. s. w. einnehmen, beweist uns, wie groß das Interesse der Rothenburger an der Landwirtschaft damals gewesen sein muß. Er erzählt uns, wie 1834 im Januar die Beilchen und Ringelblumen blühten, und darauf ein gutes Wein- und Erntejahr kam, wie 1836 der Wassermangel so groß war, daß sich die Roßmühle von August bis November in Gang befand, wie 1845 die Tauber austrat und viel Schaden anrichtete, und 1862 ein Distrikt-Landwirtschaftliches Fest gehalten wurde, das von einer so großen Menschenmenge besucht war, wie sie niemand hier noch gesehen hatte. Vom Jahre 1846 schreibt er, daß die Beilchen im Februar blühten und der Getreidepreis sich sehr hoch erhielt. „Dam zwar viel Geld in das Land, allein der Gewerbsstand stockte und die Bauern waren so übermütig, daß keiner mit kleinem Geld bezahlt wollte sein, sondern lauter großes verlangte. Der Laib Brot kostete 20—24 Kreuzer. An die minder Bemittelten wurden in diesem Jahre 33 000 Brotzeichen ausgeteilt, damit sie den Laib um 4—6 Kreuzer wohlfeiler erhielten.“

In den Beamtenkreisen pflegte man noch eine Zeit lang die Traditionen der alten reichsstädtischen Aristokratie. Der Sammelpunkt ihrer Gesellschaft war das Gasthaus zum Rappen, ihr Haupt der vormalige Landeskommissär und bayerischer Verwaltungsrat David Wilhelm von Winterbach. Der heitere untergesetzte Mann im jaf-

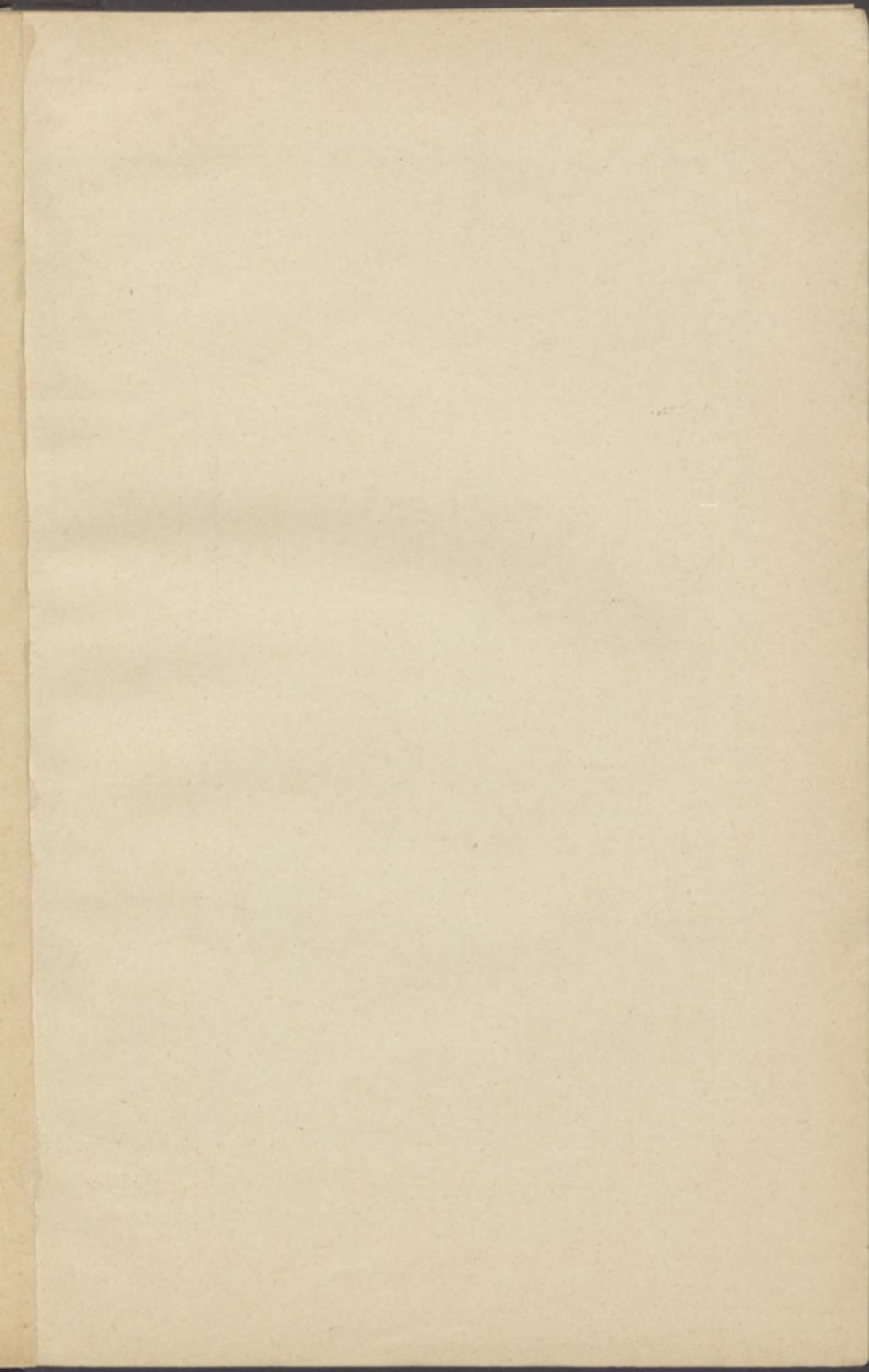
pisblauen Rock und niedrigen Zylinder, den Stoc mit Knopf in der Hand, ist noch heute unvergessen. Seine humane Gesinnung gab er durch verschiedene Wohltätigkeitsstiftungen Ausdruck. Seine Familienpapiere, etliche Erbstücke und Sammlungen vermachte er der Stadt, wo sie leider nicht die genügende Achtung fanden.

Die geistig bedeutendste Persönlichkeit der dreißiger Jahre war jedoch unstreitig der Rektor der Lateinschule Dr. H. W. Bensen, ein gründlicher Geschichtsforscher und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine „historischen Untersuchungen“, sein „Bauernkrieg“ und andere Werke gelten heute noch als die gediegensten Arbeiten aus der Rothenburger Geschichte.

An Zerstreungen fehlte es der feinen Gesellschaft damals nicht. Bald führte sie ein Ausflug auf die Muswiese, wo jährlich die berühmte Messe abgehalten wird, bald lud der Kirchweihmontag ein „auf den Brühl zu gehen, durch die 60 Boutiquen vom Marktplatz zu promenieren, die Damen abends zierlich ins Wildbad zu führen und bei Tanzmusik die Nacht zu durchfeiern.“ Im Zeughaus gaben heute Kunstreiter, morgen Schauspieler ihre Vorstellungen. 1846 produzierte sich ein Wasserspringer in der Schaffschwemme und ein Zirkus auf dem Brühl. 1851 war ein ganzes theatrum mundi hier und von 1865 an erschien mit jedem neuen Jahre der Theaterdirektor Schubert und gab seine Schauspiele.

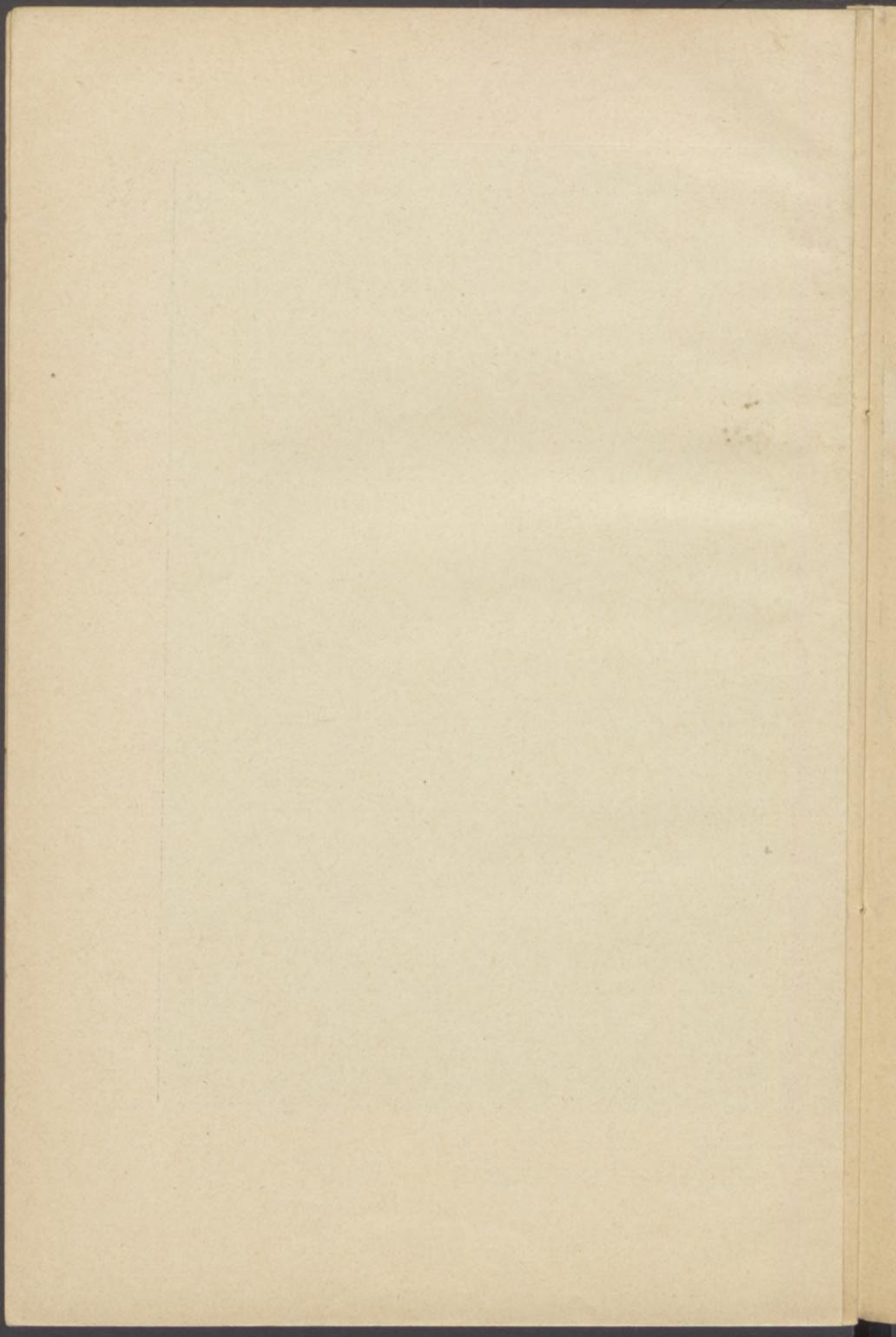
Auch hoher Besuch traf ein. Ludwig I. kam am 27. August 1829 hierher. Die Kavallerie der Bürgergarde empfing ihn und der Bürgermeister überreichte ihm nach alter Sitte am Galgentor die Torfschlüssel. Am 12. Oktober 1845 besuchte er wiederum zugleich mit Königin Therese die Stadt; am 16. September 1847 weilte Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen in den Mauern Rothenburgs.

An politischen Festlichkeiten beging man die Geburts- und Namenstage des Landesherrn. An dem wiederholt gefeierten Gedenktag der Leipziger Schlacht kam der in Rothenburg tief eingewurzelte deutsch-nationale Gedanke zum Ausdruck. Besonders glänzend war diese Feier im Jahre 1863. Reveille, Kanonenschüsse, Glockengeläute, Kirchenparade, Festgottesdienst, Zug der Veteranen und Beamten in die Kirche, feierlicher Akt auf dem Markte mit Gesang und Festrede von der Altane herab, Mittagsmahl im Hirschen, Illumination der ganzen Stadt, Fackelzug auf der Höhe beim Turm-





Rottenburger Bürgerwehr.  
Parade und Abfeuerung am Kirchweihmontag auf dem Brühl.



seelein, wo ein Holzstoß brannte und eine Ansprache gehalten wurde; auf den Höhen rings um die Stadt ebenfalls Freudenfeuer. — Auch das Reformationsjubiläum 1844 und der Geburtstag Schillers 1859 wurden festlich begangen, ersteres durch ein kirchliches, letzteres durch ein weltliches Konzert.

Das größte Unternehmen unsres Zeitraums war die Renovation der Jakobskirche. Schon lange hatte die Geistlichkeit an der Kirche kein volles Gefallen mehr. Tausenderlei Erinnerungen an alte Zeiten waren in buntem Durcheinander in der Kirche aufgeschichtet und schienen die schlichte Schönheit des evangelischen Gottesdienstes zu beeinträchtigen. Der geschichtliche Sinn, der in dem Vielen, das die Zeit zusammengetragen, leicht die Einheit hätte sehen können, war abhanden gekommen. So suchte man denn die Bürgerschaft zu einer Renovation zu gewinnen. Diese konnte keinen zwingenden Grund zur geplanten Erneuerung der Kirche einsehen und so gab es denn zunächst endlose Streitigkeiten und Debatten. Noch waren diese nicht beigelegt, da begann man 1840 den blauen Sängerkhor im Ostchor der Kirche abzubauen; auch die Gitterstühle und der Taufstein, welcher eine weite Bekremseinfassung von Eisen hatte und vor dem Altar stand, wurden bei Seite geschafft, desgleichen die berühmte, aus sechs besonderen Werken bestehende Orgel mit dem himmlischen Orchester, die seit 200 Jahren im Chorgewölbe schwebte und für welche einst der Superintendent Hartmann seine „Denk- und Danksäule“ — eine 40 Seiten lange Predigt — ausgerichtet hatte; der Fußboden des Chors wurde mit neuen Steinplatten belegt.

1842 wurde die neu erworbene Orgel auf den jetzigen Platz, die damals sogen. schwarze Emporkirche, gesetzt und eingeweiht. An ihrer Stelle war bis dahin der sog. Kaiserstuhl gestanden, ein auf Rädern laufender, verzierter Tron aus braunem Eichenholz von etwa 4 Meter Breite, welcher Sitz für den Kaiser und sein Gefolge enthielt. 1852 brach man die Mauer um die Jakobskirche ab.

Im August 1854 entschied das Ministerium, daß die Kirchenrenovation nach dem Gutachten des Konservators Heideloff in München herzustellen sei. Nun wurden sämtliche Seitenemporen abgebrochen, eine von Thymen-Nürnberg gearbeitete Kanzel angebracht, die Kirche neu getüncht und die Türe bei der Totenwet hergestellt. Hernach wurden die Glasmalereien renoviert und der Platz um die

Kirche geebnet. Am 1. Advent 1854 war wieder Gottesdienst; zugleich hatte man unter großem Widerstreben der Gemeinde das neue Gesangbuch eingeführt. 1862 wurden die Akazien um die Kirche gesetzt; der Delberg war schon vorher in der Blutkapelle aufgestellt worden. Die bronzenen Epitaphien hatte die Kirchenverwaltung verkauft und für den Zentner ungefähr 45 Gulden erlöst.

Um die Restaurierung hatte sich vor allem Stadtpfarrer Lehmann und Lebküchner Heller verdient gemacht, letzterer sogar unter persönlichen Opfern. Bei aller Anerkennung ihrer Arbeit und Uneigennützigkeit müssen wir heute tief bedauern, daß damals hunderte von Epitaphien und von Motivgemälden sowie viel Zierrat aus Metall und Holz verständnislos verdorben und verschleudert worden ist. Noch 20 Jahre später hat man in Rothenburg mit den damals aus der Kirche entfernten Gegenständen, schwunghaften Handel getrieben.

Auch andere Kirchen wurden um diese Zeit erneuert, so erhielt 1844 die Franziskanerkirche eine Gipsdecke an Stelle der früheren Bretterdecke. 1833 wurde die Hospitalkirche renoviert und die Emporen herausgenommen. Unter den Kunstwerken, welche die Spitalkirche dabei verlor, befand sich der Marienaltar, der in die Jakobskirche veretzt wurde; ferner eine große, kupferne und vergoldete Taube, welche auf dem Dach der Kirche angebracht war. Man tat sie hinweg, weil ein Flügel abgebrochen war und in die von Rost zerfressene Kugel Vögel genistet hatten; das wiederhergestellte Sinnbild des heiligen Geistes prangt jetzt auf dem Straßthurm.

In die Gottesackerkirche hatte 1839 Corporal Lochner eine Orgel gestiftet, das Bild des Stifters hing noch lange dortselbst. Damals hat man auch noch bei der Predigt die Sanduhr gerichtet und ein damaliger durch seine langen Reden bekannter Kanzelredner pflegte seine Zuhörer, während er die Sanduhr umdrehte, freundlich einzuladen: Meine Lieben, machen wir noch ein Gläschen!



**Franziskanerkirche**  
und Brunnen auf dem Herrmarkt.  
Nach Photographie von St. Herbert, Rothenburg.

## 34. Rothenburg ein Landstädtchen.

### II.

Machen wir also noch ein Gläschen!

Daß Rothenburg zu einem Land- und Grenzstädtchen herabgesunken war, hatte auch sein Gutes. Man fühlte in Rothenburg kein Bedürfnis nach Veränderungen. Während man in anderen Städten die Mauern abtrug und die Bollwerke einlegte, um den Verkehr zu erleichtern, und ganze Häuserreihen neubaute, oder wenigstens mit neuer Fassade versah, um Läden und Verkaufshallen zu schaffen, blieb in Rothenburg alles beim Alten. Die Mauern und Türme hinderten den Verkehr nicht, weil keiner da war; der Wehrgang längs der Stadtmauer erwies sich als beste Werkstätte für Seiler; die Stadttore wurden noch geschlossen, jedoch nicht zur Sicherheit der Bürger, sondern um die Krautdiebe nicht aus der Stadt zu lassen; die Häuser behielten ihre rund- und spitzbogigen Türen, sowie die kleinen Fenster und das Steinbänklein neben der Haustüre, auf dem sich abends die Familie versammelte. Niemand empfand die Sehnsucht nach neuer Straßenpflasterung oder nach einer Kanalisation. Niemand dachte daran, die alten reichstädtischen Maße, die an der Südseite des Rathauses angebracht waren, von dort zu entfernen oder den Klopfer an seiner Tür durch eine Glocke zu ersetzen. Selbst der Hausrat blieb der von den Vätern ererbte. Das im Jahre 1872 erbaute Zierlein'sche, nun Stoll'sche Haus war nach mehr als 30jähriger Pause wieder der erste Bau in der Stadt.

Nichtsdestoweniger wäre es ganz falsch zu glauben, Rothenburg hätte während dieser ganzen Zeit geschlafen wie eine Märchenprinzessin, im Gegenteil, es hat gerade in diesem Zeitabschnitt das Stadtbild nicht geringe Veränderungen



Würzburger- (Galgen-) Tor  
mit Brücke, Bastei und äußerem Tor (sog. „Käse“).

erfahren. Dabei fiel wohl manches, was der Erhaltung wert war, zum Opfer; andererseits aber kam dadurch jener klein-städtisch-biedermeierische Zug in das vorherrschend roman-tische Bild unserer Stadt, der den Besucher wie eine freund-liche Idylle an die gute alte Zeit gemahnt.

1833 wurde der Rathhausturm renoviert, und die Stadtbeleuchtung mit den quer über die Gassen hängenden grünen Petroleumlaternen eingeführt, welche letztere vielen noch unvergeßlich sind.

1837 wurde die M e h l w a g e vom Franziskanerkloster in das Mauthgebäude am Markte verlegt. Das alte Mehl-waghaus (Hs.-Nr. 62) samt der vom früheren Kloster her-rührenden Gassenüberwölbung, der sog. H ö l l e, wurde 1841 abgebrochen.

1843 wurde der noch stehende Teil des Franziskaner-klosters vollständig abgebrochen, an dessen Stelle der Staat 1847 eine F r o h n v e s t e erbaute.

1842 war das S c h i e ß h a u s auf dem Brühl errichtet worden.

Die starke Bastei vor dem Galgentor, die sogen. R a z e, hatte man bereits in den dreißiger Jahren eingelegt und Wall und Graben südlich davon planiert. Eine Partie von großer Schönheit, dem Rödertor ähnlich, war damit ver-schwunden. 1842 wurde daselbst das Z o l l h ä u s l e i n gebaut, 1846 der eingeebnete Wall mit Obstbäumen besetzt und 1849 die beiden T ü r m e n am Tore wieder hergestellt, wobei man sich im wesentlichen an die alte Form hielt.

1851 mußte man den Turm am R ö d e r b o g e n wie auch den Treppenturm am neuen Rathhaus mit neuen Zinn-platten decken, welche aber von schlechterer Qualität sein sollen, als die vorher verwandten.

1854 wurde der Wasserkasten am Brunnen hinter der katholischen Kirche neu hergestellt, 1861 das Werk aus der R o ß m ü h l e herausgerissen. 1862 fing man an, den K l i n g e n w a l l abzutragen und einzuebnen. 1865 wurde die alte B u r g parkartig angelegt und mit Spazierwegen versehen.

Das Jahr 1869 und 1873 brachte bedeutende Renovatio-nen am Rathhaus.

Auch das Taubertal weist einige Veränderungen auf. 1846 entstanden die Felsenkeller. 1847 brannte die nutzlos gewordene P a p i e r m ü h l e im Schandtaubertal, ein

sehr schönes massives Gebäude mit französischem Dach, vollständig ab.

1855 wurde die Kobelzeller- oder Häfeleinskirche, nachdem sie 50 Jahre lang als Scheune verwandt worden war, von König Ludwig I. um 1400 Gulden angekauft, hergestellt und dem katholischen Kultus zugeführt.

Auch die Wasserbeschaffung verursachte immer neue Arbeit. 1848 und 1849 wurden die hohen Holzverkleideten Brunnen errichtet, welche mit der davorstehenden Steinbank und der ablaufenden Gasse das Straßenbild so malerisch belebten. Solche Brunnen befanden sich auf dem grünen Markt, auf der Hofstatt, auf dem Kapellenplatz, auf dem Judenkirchhof u. s. w. 1852 und 53 wurde eine neue Röhrenleitung vom Herterich und von der Bronnenmühle in die Stadt gelegt. 1864 grub man bei der Bronnenmühle einen artesischen Brunnen; doch war das reichhaltige Wasser, das man in beträchtlicher Tiefe fand, nicht genießbar. 1867 begann man die Quellen vom Neusitzer Seelein und die vom Wachsenberg mit einem Aufwand von 184 000 Gulden hereinzuleiten. Damals wurden 36 eiserne, nun ebenfalls verschwundene Hebelbrunnen in der Stadt neu errichtet. Zur Verzinsung der Schuldsomme mußte ein sog. Vierpfennig beitragen.

Einem großen geistigen Notstand wurde abgeholfen, als am 1. Januar 1867 eine täglich erscheinende Lokalzeitung ins Leben trat. Der „Fränkische Anzeiger“, begründet von Buchdruckereibesitzer J. M. Schneider, hat seitdem ein stattliches Wachstum zu verzeichnen.

Viele der bisherigen städtischen Bediensteten waren im Haushalte der Stadt überflüssig geworden und ihre Stellen wurden eingezogen, so zum Beispiel der Spitalbereiter, von dem wir oben berichteten und der nur noch in dem Hausnamen „Breiterle“ weiterlebt; der Mehlmagmeister, der in der Hölle seine Wohnung hatte; die Mauthknechte, welche an einem großen Gurt ein Eisen hängen hatten. 1866 wurde die Nachtschreiwache abgestellt; 1861 starb der letzte reichsstädtische Bürger, es war der Büchsenmacher Hamann.

Inzwischen waren große politische Veränderungen eingetreten. Freiheitlich und national gesinnte Männer hatten sich anno 1848 erhoben und ihre Ideale zu verwirk-

lichen gesucht. Die Unruhen dieses Jahres warfen ihre Wogen auch nach Rothenburg. Eine Anzahl Männer und Jünglinge waren zu einem Märzverein zusammen getreten. Die temperamentvollen Galgenässer, ein Heim, Weth, Lenich, Hübscher, Ott und Seifensieder Klent, trugen die Fahne voran. In der Schöppler'schen Brauerei hatten sie ihren Versammlungsort. Als von allen Seiten Berichte über den Aufstand einliefen, wurde auch hier die Bewegung groß. Der Magistratsrat Sebastian Leybold, ein liberaler, bürgerfreundlicher Mann, wurde bestürmt, im Magistrat für verschiedene Verbesserungen und Abstellung mancher Mißstände einzutreten. Zu gleicher Zeit fanden verschiedene Volksversammlungen statt. Bei einer derselben im Schöppler'schen Gasthause bestieg die Wirtin selbst begeistert den Tisch und forderte zum Kampf für die Volksrechte auf. Bei einer anderen Gelegenheit strömte das zusammen gekommene Volk auf den Mühlacker, holte dort den 1802 von der Rathausaltane entfernten steinernen Reichsadler und setzte ihn wieder auf den gebührenden Platz. Magistratsrat Leybold versuchte zwar die hochgehenden Wogen möglichst zu glätten und führte im Magistrat die Sache der Bürger mit Erfolg durch, kam jedoch in ein starkes Zornwürfnis mit dem damaligen Bürgermeister Wächter und es hätte nicht viel gefehlt, daß beide nach einer überaus heftigen Zeitungsfehde zur Pistole gegriffen hätten. Die Bürgerschaft hatte sich fast einmütig auf Seite Leybolds gestellt und ihm eine glänzende Ovation dargebracht. Plötzlich kam — man sagt auf Anregung des Bürgermeisters Wächter hin — ein Bataillon niederbayerischer Soldaten hieher. Diese Stützen der Autorität betrugten sich hier auf unglaublich rohe Weise. Sie hatten ein förmliches Verzeichnis der freiheitlich gesinnten Männer bei sich und bedrohten dieselben auf der Gasse wie vor den Häusern mit Tättlichkeiten und schüchtern besonders die Familien ein, welche ein Bild der Führer Häcker und Struve in Besitz hatten. Einem ganz unbetheiligten Mann, dem Greifenwirt Hörber, der ihnen irrtümllich als gefährlich bezeichnet worden war, drangen sie ins Haus, um ihm Gläser und Fenster zu zertrümmern und den Garten zu verwüsten. Auch im Lammtrieben sie es ähnlich. Ein solcher Hausen hatte natürlich bald seinen Zweck erreicht. Nach seinem Abzug wurde das Bürgermilitär aufgeboten und dessen Patrouillen umhergeschickt. Im Taubertal ritten die Müller zu Pferde herum, wobei es ihnen begegnete, daß sie einen harmlosen Schneider als ver-

dächtigen Revolutionär eskortierten. Diese Heldentat trug ihnen nicht wenig Spott ein.

Was an den Bestrebungen von 1848 berechtigt war, wurde hernach durch Bismarck zur Tat und Wahrheit gemacht. Es kam 1866. Rothenburg hatte in diesem Jahr viele Einquartierungen aufzunehmen. Am 25. August lagen fünf Regimenter der Bundesstruppen hier. Der Generalstab wohnte im Hirschen. Der Geschützpark war auf dem Brühl.

Und dann 1870/71. Die beurlaubten Reservisten und Landwehrmänner Rothenburgs rückten Donnerstag den 21. Juli unter zahlreicher Begleitung mit Musik zu ihren Regimentern ein. Hoch gingen die Wogen der Begeisterung. Privatier Kreiselmeier setzte 500 Gulden für die bayerische Heeresabteilung aus, welche die erste Kanone, 1000 Gulden für die, welche die erste Fahne erbeuten würde. Die zu Haus gebliebene Bevölkerung beteiligte sich lebhaft an allerlei Liebeswerken für die kämpfenden Truppen. Während des Kriegsjahres, am 27. Oktober 1870, ging ein heftiger Orkan über die Stadt hin und tat solchen Schaden, daß man, um die nötigsten Ziegel zu erhalten, die Stadtmauer abdecken mußte.

Am 20. Dezember ging ein des Tags vorher in Paris aufgestiegener Luftballon im benachbarten Rödersdorf nieder. Die Insassen, französische Postbedienstete, wurden festgenommen und hier eingebracht.

Am 2. März wurde der Friede geschlossen, am 12. März das Friedensfest gefeiert. Mit ganz Deutschland freute sich auch die alte Reichsstadt an der Tauber, daß man wieder Ein Reich und Einen Kaiser hatte. Ein festlicher Dankgottesdienst fand statt, auf der Burg wurde eine Friedenszeiche gepflanzt. Alle Häuser waren beslaggt, bekränzt und abends illuminiert. Aus den alten, auf der Spitalbastei gebliebenen reichsstädtischen Kanonen wurde, als das Hoch auf den Kaiser erscholl, Viktoria geschossen. Ein betagter eiserner Sechspfänder hat es damals vor Freuden nicht ausgehalten; er zersprang, wobei er mehrere Personen verwundete. Am 13. Juli ehrte man die heimgekehrten Krieger — es waren etwa 100 Mann — und die noch lebenden Veteranen von 1813 — 7 an der Zahl — durch eine Festlichkeit im Wildbad. Den 7 wackeren Rothenburgern, die auf dem Feld der Ehren geblieben waren, wurde bald darauf ein einfaches, aber würdiges Denkmal auf der alten Burg gesetzt.

## 35. Neues Leben.

Seit 1851 stand Bürgermeister Scharff an der Spitze der Stadt Rothenburg. Rothenburg war ein bedeutungsloses Landstädtchen, als er sein Amt antrat. Als er sich 1883 in den wohlverdienten Ruhestand begab, durfte er sehen, wie sich überall in der Stadt neues Leben regte.

Manch treffliche Errungenschaft war in den Tagen seiner Amtstätigkeit gemacht, manche wichtige Frage energisch in Angriff genommen worden. Die Gewerbe- und die höhere Töchter Schule war gegründet und die Bahn nach Steinach dem Verkehr übergeben worden. Zu den Grunderwerbungs-kosten hatte die Stadt 114 000 Gulden beigetragen. Vor den Thoren hatte sich eine bedeutende Kinderwagen- und Spielwarenfabrik von Schmezer & Cie. etabliert. Das Festspiel war entstanden und hoher Besuch hatte die Stadt beehrt. Kronprinz Friedrich von Preußen war am 9. August 1880, Prinz Luitpold von Bayern am 11. September 1881 hier gewesen. Die Bevölkerungszahl war, wenn auch langsam, gewachsen. Viele treffliche Männer — Beamte wie Bürger — arbeiteten mit am Wohl der Stadt. Die siebenziger Jahre hatten allerlei Kämpfe gebracht, aber auch die Hingabe an das große Ganze gefördert und die Bürger politisch wohl geschult. Eine sparsame und einfache Verwaltung hatte das städtische und Stiftungsvermögen bedeutend vermehrt, und Rothenburg war fähig geworden, im Vertrauen auf seine Kraft in die moderne Zeit einzutreten, seinen Platz an der Sonne zu verlangen und die Aufgaben, die ihm die Gegenwart stellte, zu lösen.

Seit achtzehn Jahren leitet Bürgermeister Mann mit Kraft und Klugheit das Rothenburger Gemeinwesen. Unsere derzeitige Stadtverwaltung erkennt mit klarem Blick die wirt-

schäftlichen Bedürfnisse der Einwohnerschaft, sie ergreift auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens kräftig die Initiative und weiß der Bürgerschaft ein starkes Vertrauen auf die Leistungsfähigkeit der Gemeinde einzulößen.

Viel geschah zur Sanierung, Erweiterung und Verschönerung der Stadt. Die Seelenzahl, welche 1879 noch 5700 betrug, belief sich im Jahre 1900 auf 8000. Diese Vermehrung der Einwohnerzahl forderte gebieterisch eine Regelung der Wasserversorgung; als vollends 1887 ein solcher Wassermangel eintrat, daß zwei Drittel aller Brunnen gesperrt werden mußten, konnte man nicht länger zögern. 1893 wurde die derzeitige Wasserleitung gebaut; eine Pumpstation führt das Wasser aus den in der Niederung bei Neußitz befindlichen Quellen in ein Reservoir am Galgentor, von wo aus die Leitung die einzelnen Häuser speist. Zu gleicher Zeit sind in den Straßen Hydranten verteilt, welche bei Feuerz Gefahr in Funktion treten, und die es ermöglichen, eine Anzahl ungesunder Weiher sog. Wethen in der Stadt trocken zu legen. — Schon vorher war die Kanalisation begonnen worden. Das Werk, das in einer so alten Stadt wie Rothenburg ebenso schwierig wie dringend notwendig ist, ist nunmehr vollendet. Ein städt. Schlachthaus ist seit 1904 im Betrieb.

Vor der Stadt wurden Baupläze geschaffen und Straßen angelegt. Schon fängt eine neue Stadt an, sich östlich im Halbkreis um die alten Mauern herumzulegen. Das bedeutendste Gebäude derselben ist das kgl. Amtsgericht. Auf der Westseite aber, wo sich die Tauber durch den Grund schlängelt, umziehen die Stadt seit etlichen Jahren liebliche und sorgsam gepflegte Anlagen mit einladenden Spaziergängen.

Der Verkehr ist ein lebhafter geworden, Handel und Gewerbe stehen in verhältnismäßiger Blüte. Neun Bahnzüge verbinden die Stadt seit 1904 mit der Linie Würzburg-Teuchtingen. 1899 wurde Rothenburg in das Telephonnetz einbezogen. 1905 wird die Bahn Rothenburg-Dombühl, zu deren Grunderwerbungskosten die Stadt wiederum zka. 98 000 M. aufbrachte, dem Verkehr übergeben und damit ein leichter Anschluß nach Westen gewonnen. Auch im Innern der Stadt mußte dem gesteigerten Verkehr Rechnung getragen werden. 1884 wurde die Post in die Rats-Drinkstube auf dem Markt verlegt. 1894 begann man mit

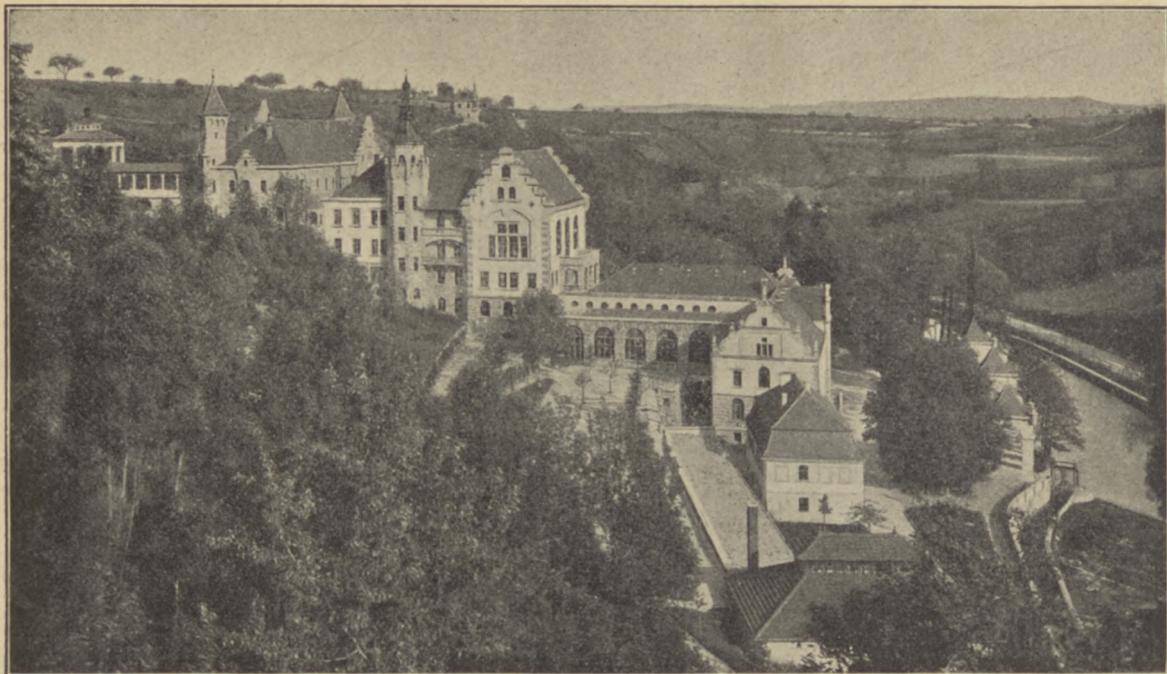
der Neupflasterung der ganzen Stadt. 1897 wurde die elektrische Straßenbeleuchtung eingeführt, wobei die Leitung an verschiedenen Punkten aus ästhetischen Gründen unterirdisch gelegt wurde. Viele Privathäuser installierten damals ebenfalls diese Beleuchtung. Das Kleingewerbe aber richtete sich vielfach mit Motoren ein.

1894 verkaufte die Stadt das ehemalige Wildbad mit einem größeren Komplex von Grundstücken an den Orthopäden H e s s i n g in G ö g g i n g e n, der daselbst ein luxuriöses, mit Anlagen umgebenes Bade-Etablissement errichtete.

Als im Jahre 1891 die Schmezer'sche Fabrik nach Ansbach verlegt worden war, entstanden hier an ihrer Stelle zwei neue gleicher Branche, die von Haag & Saalmüller, sowie die von Heinrichmaier & Wünsch. Desgleichen wurde eine ausgedehnte Bau- und Möbelschreinerei von den Brüdern Unbehauen errichtet. Etliche Brauereien führten mit Erfolg den Großbetrieb ein, auch mehrere mechanische Werkstätten blühten empor; da und dort wird das Kunstgewerbe gepflegt; die Schreiner errichteten sich eine genossenschaftliche Werkstätte, welche mit den neuesten Maschinen ausgestattet ist; die Dekonomen eine gemeinsame Dreschhalle mit elektrischer Kraft; eine Anzahl Gewerbetreibender hatten sich schon früher zu einer Kreditgenossenschaft, dem sogen. Vorschußverein, zusammen geschlossen. Ein allzeit tätiger Gewerbeverein ist bestrebt, den Gewerbetreibenden neue Impulse zu vermitteln, ihre Standesangelegenheiten zu vertreten und belehrend und bildend auf die Handwerker einzuwirken.

Der Arbeiterstand hat seine wirtschaftliche Vertretung in den zu einem Kartell zusammen geschlossenen allgemeinen Gewerkschaften, sowie in einer Gruppe der Hirsch-Dunker'schen Gewerkschaft; seine idealen Interessen werden in verschiedenen anderen Vereinigungen gepflegt, deren größte und tätigste der evangelische Arbeiterverein mit eigenem Hause ist.

Nicht minder erfreulich wie dieses Erwachen von Gewerbe und Industrie ist das des historischen Sinnes unter unserer Einwohnerschaft. Schon seit den siebziger Jahren haben Männer wie Buchbinder Wolff, Apotheker Weißbecker, Rektor Merz, Dekan Weigel, Apotheker Pürkhauer und neben ihnen viele Bürger immer wieder auf die reiche interessante Geschichte Rothenburgs, auf die romantische Schönheit der Stadt, auf die Notwendigkeit, das noch vorhandene Alte



**Hefing'sches Wildbad.**

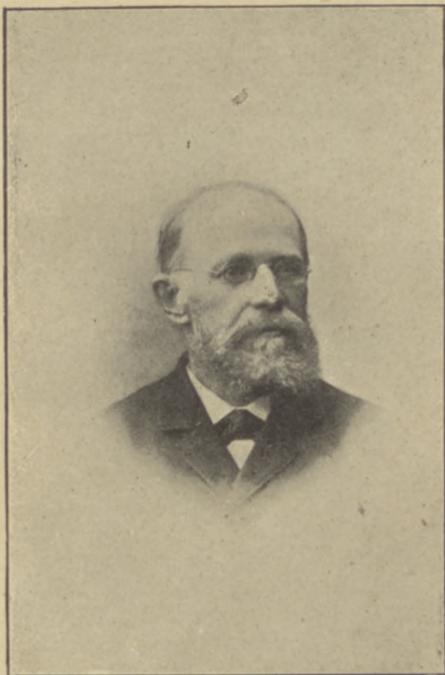
Mit Genehmigung des Kunstverlags Rudolf Schuster-Berlin.

zu sammeln und zu erhalten, hingewiesen. Der Gewerbeverein begann auch mit einer guten Altertumsammlung. 1897 gründete sich der Verein Alt-Rothenburg, der erfolgreich bestrebt ist, den altertümlichen Charakter der Stadt zu wahren. Die Stadtverwaltung selbst geht hierin mit dem besten Beispiel voran, wobei sie von einsichtsvollen Bürgern und von künstlerischer Beratung, vor allem der des Herrn Professor Theodor Fischer in Stuttgart, unterstützt wird.

In erster Linie gebührt das Verdienst, den geschichtlichen Sinn hier wieder lebendig gemacht zu haben, dem Dichter und den Begründern des historischen Festspiels.

Im Jahre 1880 beschloß ein von Bürgern besetzter Stammtisch, den einst so fröhlich gefeierten Kirchweihmontag dadurch wieder zu Ehren zu bringen, daß man an demselben ein Erinnerungsspiel an die vor 250 Jahren geschehene Rettung Rothenburgs aus der Hand Tillys aufführe. Das Vorbild zu einem solchen Spiel lag bereits vor in der schlichten dramatischen Erzählung des Buchbindermeisters Wolffs: „Der Meistertrunk“. Den dort gegebenen Stoff bearbeitete Glasmeister Hörber nun aufs neue in bedeutend größerem Maßstabe und mit einer Reihe einschneidender und glücklicher Veränderungen. Freiwillige Beiträge der Rothensburger fern und nah ermöglichten die Inszenierung; am Kirchweihmontag 1881 fand die erste Aufführung statt. Seitdem wird dieselbe jährlich wiederholt. Der „Meistertrunk“ will nicht ein echt historisches, und noch viel weniger ein Kunstschauspiel sein, sondern er ist, wie erzählt, ein Erinnerungsspiel, das Rothensburger Bürger ihrer Vaterstadt gewidmet haben. Es versetzt den Zuschauer wohl in die Zeit des dreißigjährigen Krieges, aber es atmet in jeder Zeile den Geist des Rothensburger Bürgertums der letzten Jahrzehnte. Dieser Umstand, wie der gesamte Charakter der Stadt bewirken, daß sich das Festspiel unserem Rothensburger Leben ganz organisch einfügt und es von niemandem als etwas Künstliches und Gemachtes empfunden wird.

Eine andere nicht minder zu begrüßende Wirkung desselben ist die Hebung des Fremdenverkehrs. Durch das Spiel wurde Rothenburg zuerst wieder weiteren Kreisen bekannt als ein „Schatzkästlein aus deutscher Vergangenheit“ und Tausende begannen nun hierher zu wallen, um an dem romantischen Bilde der türmereichen Stadt sich zu erfreuen. Juristen, Techniker, Verkehrsbeamte, Studenten, Alpenver-



Autoren des Historischen Festspiels: „Meistertrunk.“  
**Adam Hörber, Glasermeister.**  
Ehrenbürger der Stadt Rothenburg o. d. Tbr.

einler, Automobilfahrer, Architekten u. s. w. halten hier ihre Tagungen und Feste.

Eine Kunstausstellung, von in Rothenburg weilenden Künstlern ins Leben gerufen, ist gut beschickt und weist vor allem viele einheimische Motive auf.

Wir hätten noch manche Unternehmung unserer Gemeinde aus jüngerer Zeit zu erwähnen, z. B. der rationellen Forstwirtschaft, der Obstbaupflege, müssen uns aber bescheiden.

Das Schulwesen läßt im allgemeinen eine gleich günstige Entwicklung erkennen. 1883 wurde das Probst'sche Schulhaus erworben, 1896 das Zeughaus adaptiert, 1903 das neue Mädchenschulhaus nach dem Entwurf von Professor Theodor Fischer gebaut; mit den Klassen mehrten sich die Lehrkräfte. 1887 wurde der sogen. Umrith in der Rosmühle zu einer Turnhalle umgestaltet. Eine hochherzige Rothenburgerin, Frau Eichler in Newyork, stiftete 1893 einen Kindergarten.

Die Lateinschule wurde 1894 in ein sechsklassiges Progymnasium verwandelt, die Gewerbeschule war schon 1877 eine sechskurfige Realschule geworden; ein städtisches Pensionat für Mittelschüler trat 1896 ins Leben.

Auch das Kirchenwesen strebte den Aufgaben, die ihm die neuere Zeit stellte, nachzukommen. Der Stadtpfarrer und spätere Dekan Weigel war nicht nur ein Geistlicher, der in Predigt und Seelsorge die Herzen zu fassen wußte, er war auch ein treuer Hüter der ihm anvertrauten Kunstdenkmäler, der Gründer eines überaus wohlthätigen Krankenvereins usw. Durch seine Bemühungen wurden Diaconissen in der Stadt zur Gemeindepflege, desgleichen solche im Krankenhaus, Waisenhaus und in der Kinderschule angestellt. Die Kirchenmusik und der Kirchengesang haben neuerdings eine Pflege in Rothenburg gefunden, die an jene Zeiten erinnert, da ein Organist Wiedmann (1634), ein Falk (1700) und ein Butstedt (1800) hier wirkte. Kirchliche Feste und Feierlichkeiten fanden wiederholt hier statt.

Das gesellschaftliche Leben in Rothenburg weist rasch wechselnde Konstellationen auf und bewegt sich in keinerlei besonders zu erwähnenden Formen. Kirchliche und politische Erinnerungstage wurden in den letzten Jahren vielfach gefeiert, so die Jubel-Geburtstage Luthers, Melancthon's, Gustav Adolfs, das Wittelsbacher Jubiläum. Der achtzigste Geburtstag des Regenten Prinz Luitpold offenbarte,



**Nöderbogen mit Markusturm.**

Nach Photographie von R. Herbert, Rothenburg.

daß Rothenburg in Liebe und Verehrung seines Herrschers den alten Provinzen Bayerns nichts nachgiebt; ernsten Charakter trug die Gedächtnisfeier für Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck.

Unter den gemeinnützigen Instituten, die die Bürgerschaft schuf, ist die 1854 gegründete freiwillige Feuerwehr, die bereits manche Probe ihrer Tüchtigkeit abgelegt hat, und die Sanitätskolonne zu nennen.

So herrscht frisches Leben fast überall. Die Einigkeit und Freiheit, deren wir uns im neuen deutschen Reich erfreuen, hat alle guten Kräfte unseres Volkes entbunden, sie hat auch Rothenburg einer neuen Blüte entgegen geführt.

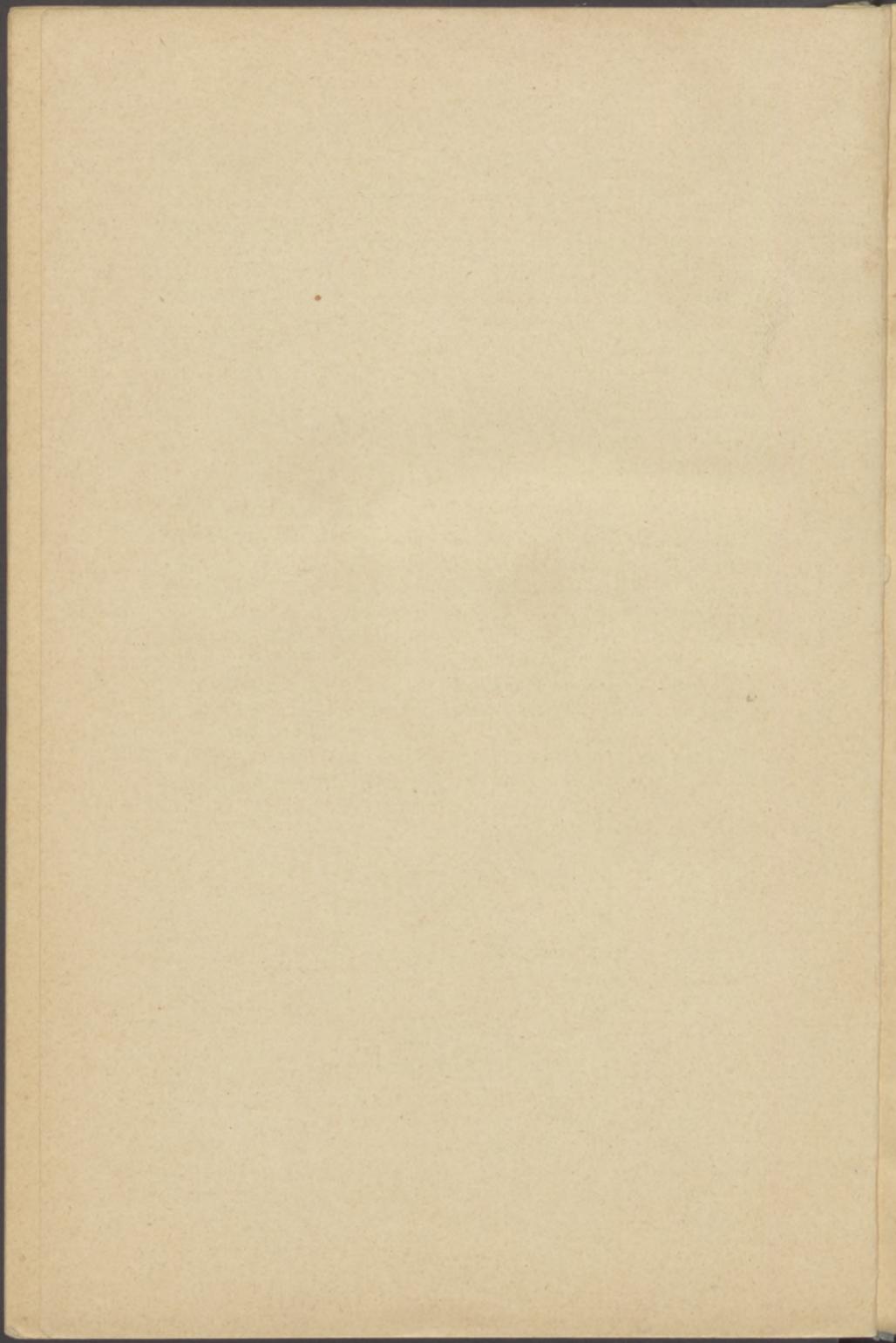
Wir sind zu Ende. Eine fast tausendjährige Geschichte hat Rothenburg hinter sich, kühnend von Männerstolz und tapferem Mut, von Glaubenstreue und Schaffensfreudigkeit, von hingebendem Opfersinn und zähem Ausharren. Sollten diese Tugenden heute in dir erloschen sein, liebe Vaterstadt? Nein! Sie leben noch in deiner Bürgerschaft und sind dein größter Schatz, treuer zu wahren und besser zu hüten, als deine Mauern und Türme; sie sind nicht wie diese das Symbol, sondern sie sind das Unterpfand und die Quelle deiner Kraft und deines Gedeihens.

Laß von dir und deinen Bürgern allzeit das Wort des deutschen Sängers gelten:

Wo nach altem Rechte  
Fromme Sitte gilt,  
Da sind edle Mächte  
Noch der Freiheit Schild.  
Jeder stark alleine,  
Stärker im Vereine,  
Ist des Ganzen Bild.



Anhang.



## Literaturnachweis und Anmerkungen.

- Benjen, Histor. Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rothenburg. Nürnberg 1837. Kiegel und Wiesner. Das treffliche und genaue nur in einzelnen Partien veraltete Werk gibt auf Seite 5—11 eine Uebersicht und Charakteristik der Quellen zur Rothenburger Geschichte. In engem Anschluß an Benjen sind behandelt die Kapitel 8, 9, 17, 18, 30.
- Benjen, Kurze Beschreibung und Geschichte der Stadt Rothenburg. Erlangen 1856. Bläsing. Ein Entwurf zu einer Geschichte Rothenburgs auf streng wissenschaftlicher Grundlage.
- Benjen, Inschriften und Volksagen der Stadt Rothenburg. Ansbach 1841. Brügel.
- J. D. W. Winterbach, Geschichte der Stadt Rothenburg. 1. Teil, Rothenburg 1826. 2. Teil 1827.
- Weißbender, Rothenburg o. d. T., seine Altertümer und Inschriften. Rothenburg 1882. Selbstverlag.
- Dr. Franz Leydig, Horae Zoologicae, Jena 1902. Fischer. — Durch ein bedauerliches Versehen ist der Name des Gelehrten auf Seite 15 dieses Buches falsch geschrieben. In den H. Z. auch eine Aufzählung der bedeutenderen Prospekte Rothenburgs; ein Holzschnitt und eine Radierung aus dem 16. Jahrh., ein Stich von Meichner-Schifter 1615 und ein solcher von Ingenieur Fr. Beau lieu 1645, wären noch erwähnenswert. Bei Dr. F. Leydig auch das Urteil Richters (1825) und Platens (1822) über Rothenburg. Was den Vergleich Rothenburgs mit Jerusalem anlangt, so verweise ich auf das Bild: Jerusalem von der Ostseite in Sieberts: Das heilige Land in Wort und Bild, Köln, welches beweist, daß auch heute noch eine frappante Ähnlichkeit beider Orte wahrzunehmen ist.
- Karten: 4 Wildbannkarten, versch. Karten des fränk. Kreises a. d. 17. u. 18. Jh., Karten gez. v. Bauer; Benjen.
- N. von Endert, Wanderungen und Siedlungen der germanischen Stämme in Mitteleuropa von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen. Berlin 1901. Mittler u. Sohn. Endert zeichnet folgende Stämme als Bewohner der oberen Taubergegend ein. 6. Jahr v. Chr.: Turones (Kelten), 6.—2. Jahrh. Helvetii (Kelten); 60 v. Chr. gemischte Bevölkerung, Kelten und Germanen (Marcoman-

nen), dünne Bevölkerung; 150 n. Chr. Hermunduren. Im 2. Jahrh. kommen Burgunder und Schwaben auf ihren Wanderungen an die Tauber, von denen die Burgunder bis 407 bleiben; dann räumen sie das Feld den Ostfranken.

Herrn C. Voigt vielen Dank für das Bild auf S. 17.

L. Bürkhauer, Die Engelsburg. 1884.

In den Mitteilungen des Landesmuseums v. Württemberg. 1904. Der Ringwall bei Taubertburgstall.

Schreibweise 1383: Koboltzelle, 1409 Kobertzelle, 1493 Kobeltzel, 1511 Cobezell, 1512 Kobelzell, 1535 Kobozell. Neuerdings durch Ministerialverfügung im Anschluß an die p. 144 erwähnte Legende Koboltzell.

Kopfleiste, Schmidt, Nachbildung eines alten Lehrbriefes.

Boffert, Zeitschr. des hist. Ver. f. Württ. Franken (N. F. III) 18—33. Die Sage, wie Romberg ein Kloster wurde, liegt in verschiedener Gestalt vor.

C. Schiller, Stimmen über die Bauten v. Würzburg 1885. Weidköpfe sind an den meisten Tortürmen der Stadt, auch am Stößerleinsturm und an einer Wand des alten Rathhauses.

Früher gab es noch eine Bäckergasse, Büttnergasse (Stadtgraben), Glasergasse (Feuertessel?) u. a.

Bensen, Ein Hospital im Mittelalter.

Weißbecker, Wappenzeichnungen, deutscher Herold 1885.

Breszlau, Harry, Zur Geschichte der Juden in Rothenburg in Geiger, Zeitschrift f. Gesch. der Juden, III., IV.

Hänle, Rothenburg und die Hohenzollern, Brügel, Ansbach. Beachte die auf Seite 4 berührten ersten Beziehungen zwischen den Burggrafen und Rothenburg.

Hänle, Urkunden und Nachweise zur Geschichte Heinr. Topleys. Ansbach, Brügel.

Hänle, Skizzen zur Geschichte von Ansbach, Brügel u. Sohn 1874. Die Sage, daß ein Fürbringer Sultan wurde, ist wohl aus dem Wappen der Fürbringer, das einen Halbmond aufweist, entstanden.

Ueber das Wildbad versch. Brochüren älteren Datums.

Weißbecker, Die Apotheke zu Rothenburg. 45. Jahreshb. des hist. Ver. f. Mittelfr.

Die Geschichte von Topley hat natürlich häufig belletristische Bearbeitung gefunden, ohne daß jedoch eine dem Stoffe ganz gerecht geworden wäre.

Die Oeffnung der Topley'schen Gruft geschah 1839. Siehe Bensen, Altertümer p. 95.

Häffner, Die Landhege und Landtürme, Denkmalpflege VI. 1. Januar 1904.

- Anton Schmidt, Demokratische Bewegungen in der Reichsstadt Rothenburg. Programm der Kgl. Realschule Rothenburg 1899.
- Häffner, Die Hauptkirche St. Jakob, Zeitschrift für Bauwesen 1900.
- Tönnies, Tillmann Riemenschneider.
- Schmidt, Prospekte: Rothenburg 1763.
- Häffner, Die Wolfgangskirche in der Denkmalspflege.
- Merz, Jahressb. d. hist. Vereins f. Mittelfr. 1868. Abgebrogene Kirchen und Kapellen.
- Weißbecker, Geschichte des Franziskanerklosters 1882.
- Pachelbel, Geschichte der Kirche und Pfarrei St. Leonhard, Rothenburg 1884.
- D. Th. Kolbe, D. Joh. Teuschlein, Erlangen, Leipzig. Deichert 1901. Von Teuschlein ist außer seinen Indices zu Augustin und Hieronymus noch ein Werkchen in der Rothenburger Schulbibliothek, nämlich: Diffinitiones editionis Donati minoris. Dat. Liptzk 16. junii 1505. Widmung: Humanissimo viro Joanni Starzel Melberensi de Kitzingen affini suo peramando: Baccalaureus Joannes Teuschlein Heroldensis de Frieckenhausen S. P. D. 6 D III III.
- M. S. des Pfarrers Lechner, im Besitz des Hrn. Apotheker Fürthauer. Außerdem liegen noch verschiedene andere M. S. über die Reformationsgeschichte vor.
- Bensen, Der Bauernkrieg in Ostfranken, Erlangen 1840. Nach Bensen und Kolbe Kap. 21, 22.
- Baumann, Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges. Chronik des Thomas Zweifel. Bibl. d. lit. Ver. Stuttgart.
- Kolbe, Zur Reform.-Gesch. von Rothenburg ob der Tauber, Blätter f. bayr. Kirchengeschichte III. 171.
- Bensen, Das Gymnasium, Jahressb. d. h. V. f. M. Fr. 1848.
- Gesner, Exercitationes Scholasticae.
- Weigel, Zur Vorgesch. des Rothenb. Gymn., Blätter für bayr. Kirchengesch. III. 275.
- Ottmann, Ueber Rektor Libau in den Verhandlungen der Gesellschaft d. Naturf. u. Aerzte. Nürnberg 1893.
- Dr. Hampe, Studien zur Geschichte des Meisterfingers. Gab es in N. Meisterfinger? Vierteljahrsschrift f. Literaturgesch. VI. Böhlau, Weimar, p. 321.
- Schiller, Stimmen über d. Baudenkmale in Rothenburg.
- Merz, Rothenburgs Rathhäuser. Programm der Lateinschule 1869.
- Häffner, Baumeistershaus, Zentralblatt der Bauverwaltung 10. Dez. 1902.
- Weißbecker, Die Schützengilde zu Rothenburg.

30 -

Steinbrecht, Streifereien durch alte Städte, Denkmalspflege 1899. 1.

Die „Neue Zeitung“ im Reichsstadt-Rothenburgischen Wochenblatt Nr. 5 vom 4. Februar 1797.

Die Darstellung des 30jährigen Krieges meist nach Rösch. Rusch, Zur Geschichte der Familie Rusch. Speier 1882.

Riezler, Gesch. Bayerns V. 1903 setzt das Datum der Eroberung Rothenburgs auf den 10. November.

Ueber die Pflege der Kirchenmusik um diese Zeit siehe Dr. Ludw. Fränkel, Deutsche Biographien, München, Artikel: Widmann; letzterer war 1614—1634 hier Kantor und Organist und hat viel komponiert.

Weigel, Rothemb. Brandenb. Kirchenvisitationen, Bl. für bayr. Kirchengesch. IV. p. 30.

Probst, Rothenburger Musikanten. Jahressb. des Vereins Alt-Rothenburg 1901.

Von den vielen Familienschriften sei nur eine erwähnt: Familia Bezoldiana, Genealogice expressa, Rothenburg. Miltenau, 1690. Ein Stammbaum der Bezold von 1478 an in Distichen mit fürchterlichen Anagrammen.

E. D. G. Rusch, tabellar. Zusammenstellung der vorzüglichsten Begebenheiten von 1802—1809. Rothenburg. Holl.

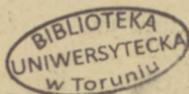
Kirchliche Nachrichten 1817. 1818. Rothenburg, Holl.

Winterbach, Zur Literaturgeschichte Frankens. Die von Rothenburgern geschriebenen Werke sind in der Schäffer'schen Chronik, sowie in Winterbach, Geschichte zc. aufgezählt.

Lehmus, Unsere Kirche zum heiligen Jakob und ihre Renovation. Rothenburg 1836.

Außer Herrn Privatier Schmidt verdanke ich viele Nachrichten Herrn Privatier Dombacher, einem schlichten Manne, der zu einer Zeit, da niemand auf Altertümer achtete, treulich um Erhaltung derselben besorgt war; die Schilderung der Vorgänge von 1848 stammt von Frau Marg. Bauer. Desgleichen sei Herrn Lajius für die gelieferten Zeichnungen und Herrn Herbert für die bereitwillige Ueberlassung der Bilder aus seinem photographischen Verlag Dank gesagt.

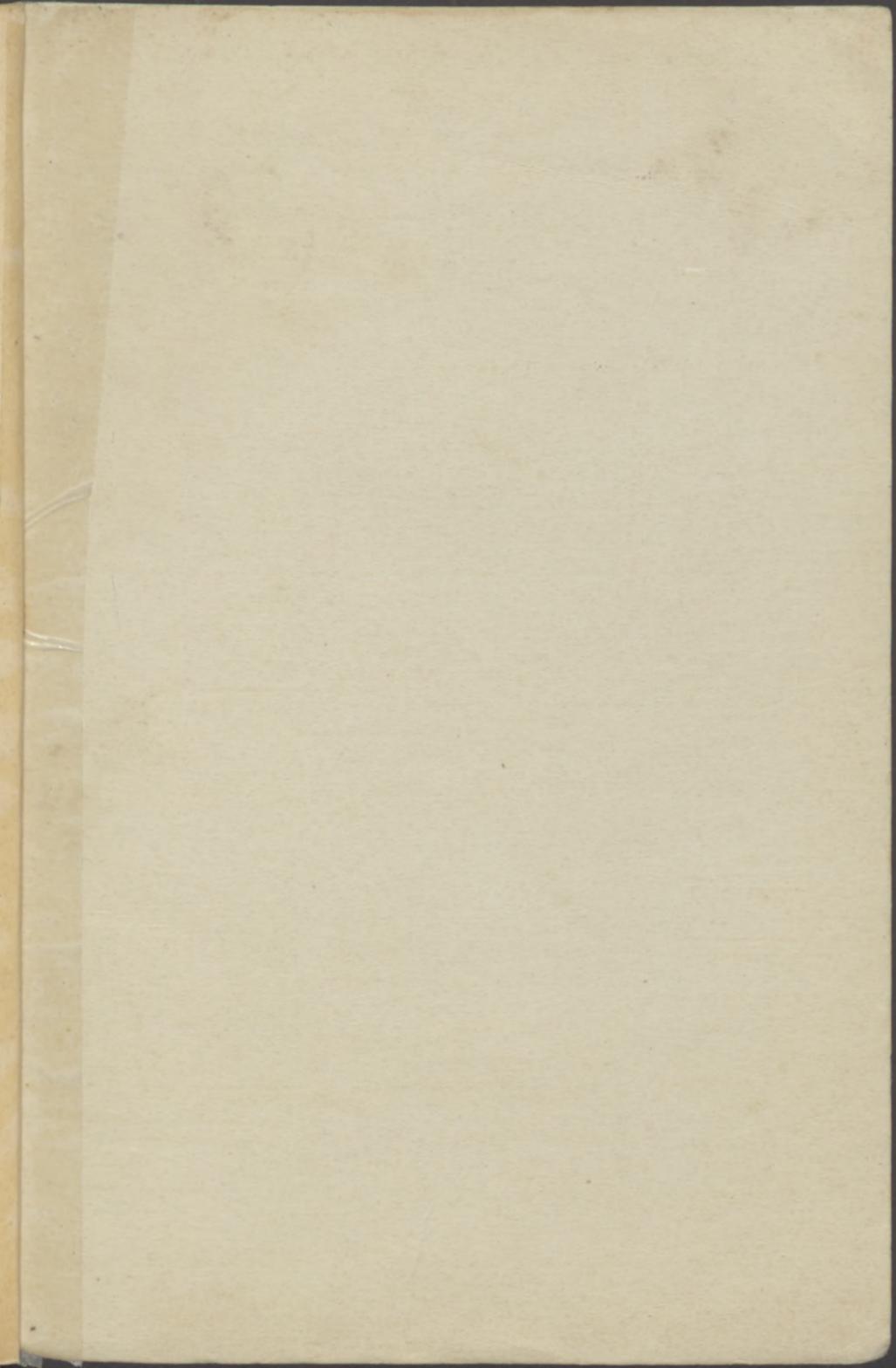
Druckfehler. Seite 185, letzte Zeile, lies: Anmarsch, statt Abmarsch.



Biblioteka Główna UMK



300050188123



Biblioteka  
Główna  
UMK Toruń

1313080

Biblioteka Główna UMK



300050188123